Miranda

Königinn im Norden

[= Katharina II]

Geliebte Pansalvins

[Verf.: Joh. Friedr. Ernst Albrecht]

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

[Erfurt]

Germanien.

1798.

Erster Abschnitt.

Non bene conveniunt, nec in una sede
morantur Maiestas et amor.

Ovid.

Erstes Kapitel.

Amors Blessuren gleichen dem Stich der Tarandel — sie benebeln das Gehirn.

Königreich Sandland, Festung Hohburg, Zimmer des Adjutanten, Grafen Uso.

Graf Uso, Baron von Auheim, Lieutenant. (Uso sitzt am Tische und mahlt. Lieutenant von Auheim schleicht sich durch die offene Thür herein und blickt eine Zeitlang unbemerkt über des Grafen Schulter hin auf das Gemählde.)

Uso. (indem er seinen Freund gewahr wird — ihm das Gemählde näher vor die Augen haltend) Wirf deine Blicke hierauf und laß sie an diesen himmlischen Reizen saugen, wie die Bienen an der Blüthe. (legt das Gemählde auf den Tisch und wirft sich zurück in den Stuhl, nach einer kurzen Pause) He, Auheim! kannst du mahlen?

Auheim. (lächelnd) Nein! lieber Uso! — Besäß ich diese Geschicklichkeit, ich würde schöne Landschaften entwerfen, berühmte Festungen zeichnen —

Uso. (ihm ins Wort fallend — heftig, indem er auf das Portrait zeigt) das ist eine Festung! — eine Festung ohne Gleichen! Leider aber nur unüberwindlich für mich und dich.

Auheim. Wer weiß! Keiner von uns hat sie noch ernstlich belagert. — Es ist schon so manche Festung gefallen, die man für unüberwindlich hielt. Für den, der Muth und Geduld genug hat, ist nichts in der Welt unüberwindlich.

Uso. Du führst hohe Gedanken, Auheim! nur Schade, daß du noch so wenig aus der Erfahrung sprechen kannst. Wir haben beyde noch nichts erobert.

Auheim. In einem Alter von zwanzig Jahren kann man unmöglich schon viel große Thaten gethan haben. Nur Geduld, bis wir vierzig zählen, denn wird Pulverdampf die Milchfarbe von unsern Gesichtern verscheucht, dann werden feindliche Waffen unsere Stirnen und Wangen mit ruhmvollen Narben bezeichnet haben. Noch haben wir auf dem Pfad zum Tempel des Ruhms nur die

ersten Schritte gethan. Laß uns ihn muthvoll wandeln; auch wir werden auf ihm Gelegenheiten zu großen Thaten finden.

Uso. (verdrüßlich) Mit deinem Pulverdampf und Wundennarben ist mir nicht viel gedient. Auch fühle ich seit einiger Zeit keinen sonderlichen Drang mehr, auf den Tempel des Ruhms zuzueilen. (mit einem gierigen Blick auf das vor ihm liegende Portrait) Nach dem Tempel der Liebe steht mein Sinn. (auf sein Herz zeigend) Ein mächtiger Riese hat sich hier einquartirt; sein Name ist Liebe. Alles, was an und in mir ist, hat er im Posseß. Aus Liebe bleibe ich hier auf meinem Zimmer, aus Liebe gehe ich aus; aus Liebe laß ich meine Sporn klirren, aus Liebe meinen Gaul mit mir durch die Straßen galoppiren; aus Liebe gehorche ich den Befehlen meiner Obern; aus Liebe erscheine ich auf der Wachparade; aus Liebe suche ich Gesellschaft und aus Liebe fliehe ich sie; aus Liebe gehe ich promeniren und aus Liebe mahle ich hier. Kurz alle meine Handlungen haben nur noch ein einziges Motiv, und das ist die Liebe.

Auheim. Armer Uso! mit diesem Motiv wirst du spät beym Tempel des Ruhms anlangen.

Uso. (schnell) Hast du es schon vergessen, daß ich dahin gar nicht will? (nach einigem Besinnen) Ich wüßte aber nicht, warum du mich unter diesen Umständen so spät dort erwartest?

Auheim. Es fehlt dir auf diese Weise die Schnellkraft zum Emporschwingen; der eigentlich wahre Bewegungsgrund, sich auszuzeichnen. Du wirst blos für Kleinigkeiten thätig seyn!

Uso. (äusserst heftig) Ich? Auheim, ich? — Elender Prophet! wie wenig verstehst du dich aufs Prophezeihen! — Versprich mir ein günstiges Lächeln von dem göttlichen Original dieser Copie, die ich hier in Arbeit habe, und ich will Felsengebirge von einem Pol zu dem andern tragen. Stelle zwischen mich und sie tausend Banditen mit gezückten Dolchen, und auf ihrem Wink haue ich mich durch, wie ein Betrunkener durch die ihn umgaukelnden Irrwische. (springt schnell auf vom Stuhl — indem er heftig gestikulirend im Zimmer auf und nieder läuft) Verschaffe mir Gelegenheit Auheim! mich auszuzeichnen, Gelegenheit, den Namen Uso merkwürdig zu machen! Weißt du nicht irgendwo ein Ungeheuer, das ich erlegen, ist kein Löwe in der Nähe, den ich zerreissen kann? — Versichere mir den Preiß, den ich wünsche, so will ich Hohburgs

ungeheure Mauren mit meinem Hirnschädel durchbohren, und mich mit meiner Degenspitze gegen Kanonen- und Bombenkugeln vertheidigen.

Auheim. (tritt seinem erhitzten Freund aus dem Weg und lehnt sich ans Fenster — lächelnd) Dergleichen Thaten wären nun wohl merkwürdig und auszeichnend genug, und zwar um so mehr, wenn sie wirklich ein solches Motiv erzeugte, wie das deinige ist.

Uso. (etwas beruhigter, indem er sich an Auheims Seite lehnt) Freund, deine Menschenkenntniß ist noch sehr jung! (traulich) Das stärkste Ehrgefühl ist gegen das Gefühl der Liebe nichts anders als ein Funke gegen eine Feuersonne; das erstere kann allerdings große Thaten thun; allein das letztere thut Wunder.

Auheim. Erlaube mir noch hinzuzusetzen: nur bey wenigen. Denn die Fälle sind sehr häufig, daß die Liebe aus Riesen Zwerge, aus Helden Weiber macht.

Uso. (hitzig) Es kommt nur darauf an, ob sie in dem Herzen eines Uso oder eines Auheims wüthet.

Auheim. (ernsthaft) Ich sprach ohne alle Beziehung, Uso! Du bist in heftiger Leidenschaft.

Uso. (nach einer kurzen Pause) Es ist wahr, Freund Auheim; (ihn umarmend) Verzeihe; ich bin nicht bey kaltem Blute. — (ruhiger) Ich bedaure dich, daß du nicht zeichnen kannst. Wonne, Entzückung gewährt es, unter seinen Händen die göttlichen Züge eines solchen Engels entstehen zu sehen.

Auheim. (wie zuvor) Es ist eine amüsante Geschicklichkeit; allein unter den gegenwärtigen Umständen wäre es für dich besser, du besässest sie nicht.

Uso. (schnell) Wie so?

Auheim. Es däucht mir, als ob sie deiner Leidenschaft zu viel Nahrung gewährte.

Uso. Meiner Liebe, willst du sagen? — Freund! diese ist längst über allen Zuwachs empor gestiegen. Sie kann nicht größer werden. Hat mir je diese Kunst, zu welcher ich von Jugend auf viel Neigung hatte, Vergnügen gemacht, so ist es jezt. Wenn mir bisweilen Hohburg zu einer Folterkammer und mein Zimmer zu einem ängstlichen Schwitzkasten wird; so greif ich nach dem Pinsel und zeichne. — Wonne, unnennbare Wonne empfind ich dann, wann mir ein Zug nach dem andern gelingt.

Auheim. Du solltest nur andere Gegenstände zeichnen.

Uso. Kann seyn, daß ich das sollte; allein kann ich denn auch? Ich nehme mir vor, eine Landschaft zu entwerfen; aber öde, schauerlich leer erscheint sie mir, wenn meine Göttin nicht in derselben promenirt; ich setze mich und zeichne ein Haus; allein was hätte dieses Haus für Interesse für mich, wenn die himmlische Bewohnerin meines Herzens nicht zu allen Fenstern desselben heraus blickte. Ich fasse den Pinsel mit dem Entschluß, den Grundriß einer Festung zu zeichnen, und wenn ich die Zeichnung vollendet habe, so erblicke ich Augustens Portrait vor mir. Ich will einen Vogel mahlen, und ehe ich michs versehe, ist der Prinzessin entzückender Mund fertig. Ich habe den Vorsatz, den gestirnten Himmel vorzustellen, und wenn ich mein Werk betrachte, so habe ich Augustens Himmelsauge hundertmal kopirt. Ich führe den Pinsel, um einen Baum hervor zu bringen, und das Pappier zeigt mir am Ende die schönste Frauenzimmer Nase, die ich bis jetzt nur in einem einzigen Gesicht gesehen habe. (auf das Gemählde zeigend) Dieses Portrait habe ich gewiß schon zehnmal kopirt, und ich verwette mein ganzes

Vermögen, daß es der berühmteste Mahler nicht besser zeichnet.

Auheim. (das Bildniß genau betrachtend) Du würdest bey dieser Wette nichts riskiren. Wer die Prinzessin nur einmal gesehen hat, wird sie gewiß in diesem Portrait erkennen. — Solltest du auch so gut treffen, Uso, wenn ich dir säße?

Uso. Es giebt nur ein Gesicht in der Welt, bey dessen Zeichnung ich den Pinsel mit Begeisterung führe. — Die Freundschaft glimmt blos und ist warm; die Liebe lodert und ist heiß. (mit einem Händedruck im traulichsten Ton) Freund! macht unsers Gouverneurs Tochter keinen Eindruck auf dich?

Auheim. Frage mich lieber, ob ich der einzige von Hohburgs ganzer Besatzung bin, dessen Herz einer Eisgrube gleicht? Wenn Staabsofficiers mit Silberhaaren bey Augustens Anblick ihre düstern Stirnen zu entrunzeln suchen, um wenigstens nicht abzuschrecken, da sie sich mit keiner Hoffnung zu gefallen, mehr schmeicheln können; so wird doch wohl ein zwanzigjähriger Lieutenant nicht den Stoiker gegen das schönste Mädchen machen wollen?

Uso. Du scheinst aber so kalt, so gleichgültig.

Auheim. Es gab eine Zeit, wo auch ich lichterloh brannte; allein ein reifliches Nachdenken und Zerstreuung haben diß Feuer etwas gedämpft. Jezt glimmt es nur noch im Stillen, und wenn es bisweilen wieder aufflammen will, so stürz ich mich in die dickste Gesellschaft; so unternehme ich allerley kleine Lustreisen, bis die Kobolde in meinem Herzen wieder ruhiger werden.

Uso. Ich sehe, du kennst die tyrannische Macht der Liebe nur halb. Lieber Auheim! wen diese einmal recht gepackt hat, der kömmt gewiß sobald nicht los.

Auheim. Du hast die Sache zu ernstlich werden lassen, Freund Uso!

Uso. Wie nach?

Auheim. Wenn ich einen delikaten Bissen erblicke, der in mir Appetit erregt und gleichwohl nie mein werden kann; so suche ich wenigstens ein wenig davon zu naschen. —

Uso. Diese Lebensphilosophie läßt sich wahrscheinlich nur mit deinem Temperament ausüben. Ueberdieß paßt kein Gleichniß in der Welt hierher; Prinzessin Auguste ganz mein nennen zu können, ist mein einziger Himmel, und sie entbehren, sie einem Andern überlassen müssen, ist meine einzige

Hölle. Alle Philosophie in der Welt kann hier keine Veränderung bewirken.

Auheim. (lächelnd) Es wird sich geben, Uso! (greift nach Hut und Stock) Ich hoffe, daß ich auch in Zukunft dein Freund, dein Vertrauter bleiben werde. Und wenn mich diese Hoffnung nicht täuscht, so werde ich gewiß auch dann und wann ein Briefchen von dir erhalten, das mich mit dem Fortgang deiner Liebe bekannt macht. (er will den Grafen umarmen) So gehabe dich denn wohl und behalte mich lieb.

Uso. (hält ihn zurück und blickt ihn verwunderungs, voll an) Was fällt dir ein, Auheim? Willst du Hohburg verlassen?

Auheim. (laut lachend) Freilich; ich komme Abschied zu nehmen. Du weißt ja, daß ich in die Residenz zu stehen komme.

Uso. (schlägt sich vor die Stirne) Es ist wahr! — Ich habe nur noch einen einzigen Gedanken im Kopf. (den Auheim zärtlich umarmend) Leb wohl, Freund! unsere mündliche Unterredungen sollen nun schriftliche ersetzen. —

(Auheim begiebt sich weg und Uso setzt sich wieder an seinen Tisch.)

Zweytes Kapitel.

Der Leser wird orientirt.

Sandland, in welchem die Festung Hohburg liegt, stellt eigentlich seinem Flächeninhalt nach, gegen andere Monarchien gerechnet, nur ein Duodezkönigreich vor. Wahrscheinlich würde es auch auf immer auf einer der untersten Stufen der politischen Rangleiter geblieben seyn, wären nicht in der Reihe seiner Regenten auch einige mit zum Vorschein gekommen, die etwas mehr thaten, als ihre Revenüen verzehrten. Sie zeichneten sich aus und einer davon wurde besonders sehr merkwürdig. Er hieß Pryssus, und man gab ihm den Beynamen des Grossen, des Einzigen. Er sahe es ein, daß klingende Münze und muthig fechtende Soldaten die einzigen mächtigen Stützen eines bedeutenden furchtbaren Staates sind, und er war weise und glücklich genug, seinem kleinen Reiche diese beyden Grundpfeiler in einem vorzüglichen Grade zu verschaffen. Seine Schatzkammern füllten Millionen, und sein Land glich einer großen

Kaserne, man konnte vor lauter Soldaten weder Bürger noch Bauern erblicken.

Prypus Unterthan war eigentlich auch Soldat. Nur wenige, dem Staate in andern Rücksichten nützende Stände, waren davon ausgenommen. Seine Armee wurde bald so zahlreich als die Armeen der größten Reiche, und häufige militairische Uebungen, so wie ein gewisser heroischer Geist, den er derselben einzuflößen wußte, gaben ihr ein bedeutendes Uebergewicht vor allen andern. Unter andern Kriegen, die er, seine neue Größe geltend zu machen, führte, schlug er sich auch sieben Jahre lang mit fünf alliirten, zum Theil sehr großen Mächten herum, that in diesem dem Anschein nach so ungleichen Kampf, Wunder der Tapferkeit, und endigte ihn als Sieger.

Ob sein Reich bey dieser so kühn errungenen Größe glücklich oder unglücklich, und er selbst blos ein bewundernswürdiger großer Feldherr oder auch ein guter, beglückender Landesvater war? — Diese Fragen, die schon oft aufgeworfen und bald so bald anders entschieden wurden, gehören um so weniger hierher, da Prypus in dieser Geschichte nur auf einige Zeit eine Nebenrolle spielt.

Pryssus Macht und Größe stieg, und mit ihr auch natürlich sein Ruf. Sein Name wurde das Losungswort in den Zeitungen und die politischen Kannengiesser sprachen ihn in ihren Unterredungen gewiß alle zwey Minuten einmal aus. Seine Armee erwarb sich den Ruhm der Schule für Krieger, und wer ein berühmter Held werden wollte, glaubte unter Pryssus Fahnen dienen zu müssen. Hoher und niederer Adel prangte mit Sandlandischen Uniformen und Port'epees und selbst regierende Fürsten hielten es für eine Ehre, Sandlandischer General zu heißen.

Zu diesen letztern gehörte auch Hohburgs Gouverneur Prinz Friedrich von Althaus. Noch war er zwar nicht wirklicher Regent; allein der bestimmte baldige Nachfolger in der Regierung eines an Sandlands Grenze liegenden kleinen Staats, der jedoch groß genug war, seinen Regenten nicht nur reichlich zu ernähren, sondern auch hinlänglich zu beschäftigen, und der auch seinen künftigen Thronfolger sehr gern in seiner Mitte beherbergt hätte, in der angenehmen Hoffnung, daß dieser die Kunst glücklich zu regieren, nirgends besser erlernen könne als in dem Staate selbst, dessen Regent er werden sollte.

Es ist unterdessen, einmal nicht anders. Die Kunst zu regieren wird für leichter gehalten als sie wirklich ist. Kein Wunder also, wenn man so viele Thron- und Regierungsfolger, statt eine weise Staatsverwaltung zu studiren und sich zu ihrem künftigen hohen und äußerst wichtigen Posten zweckmäßig zu bereiten, blos exerciren lernen oder ihre Zeit in ununterbrochenen Zerstreuungen hinbringen sieht. —

Die Fürsten von Althaus hatten schon seit mehrerer Zeit unter den Flügeln des Sandlandischen Adlers einen Zufluchtsort gesucht und gefunden; es war demnach dem Prinzen Friedrich um so weniger zu verdenken, daß er hierin dem Beyspiel seiner Ahnherren nachfolgte, da jetzt dieser Adler so mächtig wurde, und also auch, je nachdem man ihn reizte oder schmeichelte, um so schädlicher und nützlicher werden konnte. Er war Vater eines Prinzen und einer Prinzessin, und man muß es ihm zum Ruhm nachsagen, daß er seine Vaterpflichten nicht vernachlässigte.

An der Prinzessin Auguste von Althaus hatte die Natur nach Körper und Geist ein Meisterstück hervorgebracht. Wer ihren Körper sah, wurde über die reizende Schönheit desselben entzückt,

und

und wer Gelegenheit hatte, die großen Fähigkeiten ihrer Seele kennen zu lernen, wurde begeistert. Wäre sie in einer großen Residenz, an einem glänzenden Hofe erzogen worden, so würde sie bald die Aufmerksamkeit, die Bewunderung eines ganzen Welttheils erregt haben; so blühte sie aber größtentheils blos in einer Festung unter den Augen und Huldigungen einer Besatzung auf, und glich also einer an einem einsamen Fleckchen aufkeimenden Rosenknospe, die nur von wenigen bemerkt, ihre Reize entwickelt. Dieser Umstand war allerdings Augustens Bildung sehr günstig und sie konnte für eine etwas beschränktere Sphäre bestimmt, das bewunderungswürdigste Muster eines nach Seele und Leib liebenswürdigen Frauenzimmers werden. Allein das Gift der Schmeichelei — dieses besonders der Bildung der Großen so nachtheilige Gift, äusserte auch an Augusten seine traurige, die schönsten Anlagen eines edlen Herzens zerstöhrende Kraft. Eine mit so vielen Vorzügen ausgeschmückte Prinzessin konnte diesem auch in dem engsten, stillsten Zirkel nicht entgehen. Frühzeitig wurde dadurch in dem liebenswürdigsten Mädchen eine Ruhmbegierde entzündet, die desto mehr zunahm, je weniger es ihr an Nahrung fehlte

und bald den entscheidendsten Einfluß auf Augustens ganzen Charakter zeigte.

Dem scharfsehenden Auge des Bryssus war diese reizende, merkwürdige Blume nicht entgangen. Er beobachtete sie im Stillen, und fand sie bald interessant genug, sie in seinen großen, viel umfassenden Plan mit einzuweben. Da aber eine voreilige Offenherzigkeit nie unter seine Fehler gehörte, so blieben auch seine Gesinnungen in Rücksicht auf Augusten tief in seinem Herzen verschlossen. Dieser furchtbare Mars konnte, wenn er wollte, bey vorkommenden Gelegenheiten sehr artig und galant seyn. Dieses war er auch in einem vorzüglichen Grade gegen Augusten. Allein da er in jeder Sache gewohnt war, seine Plane reifen zu lassen, ehe er etwas davon bekannt werden ließ; so gieng er denn auch in Ansehung seiner Absichten mit Augusten nicht von dieser Gewohnheit ab.

Die Prinzessin stand im vierzehnten Jahr, als einstmals bey einer Zusammenkunft Bryssus ihrem Vater dem Gouverneur einen kleinen Wink von den Absichten auf seine Tochter gab, indem er ihn bey Seite führte und ihm ins Ohr sagte: „Lieber Althaus! für Ihre Tochter findet sich ein Plätz-

chen, das mir und Ihnen und auch Augusten sehr conveniren wird. Nur noch kurze Zeit Geduld! dann wird sichs machen!"

Pryssus lächelte und Althaus machte stillschweigend einen tiefen Reverenz.

Drittes Kapitel.

Der hohen Eichen stolze Wipfel,
der Staatspalläste goldne Gipfel
staunt zwar der Wandrer schwindelnd an,
und übersieht das niedre Veilchen
verächtlich — doch ein kleines Weilchen
Geduld! — ein schrecklicher Orkan
erhebt sich — und in Sausewinden
sieht man der Gipfel Pracht verschwinden,
die Eichen ohne Wipfel stehn.
Der Wind bückt 's Veilchen zwar auch nieder,
doch steht es sicher, hebt sich wieder
und duftet, wie zuvor, so schön.

Gegend bey der Festung Hohburg.

Eine Anhöhe, an deren beyden Seiten sich ein liebliches Buschholz herum zieht und auf deren vordern Spitze eine hohe Eiche mit abgebrochenem Wipfel steht.

Prinzessin Auguste, Gräfin Lira, ihre Gouvernante. (Sie sind beyde am Fuße der Anhöhe aus

dem Wagen gestiegen und wandeln einen schneckenartigen Pfad hinauf.

Prinzessin. (sich nach der ihr in einiger Entfernung folgenden Gräfin umsehend) Ich gehe Ihnen zu schnell, meine Gräfin! Sie sind noch weit zurück.

Lira. Bergauf geht man gewöhnlich langsam.

Prinzessin. (lachend) Gewöhnlich? Sie wissen, ich finde immer viel Vergnügen am Ungewöhnlichen: Besonders steige ich gern in die Höhe, und zwar mit desto größerm Vergnügen, je schneller dies geschieht. Die Höhe hat für mich etwas sehr reizendes. Je höher; desto lieber. Herunterwärts geht es desto langsamer.

Lira. Auch Bergab muß man langsam wandeln.

Prinzessin. (schnell) Warum?

Lira. Weil man sonst leicht fallen, und dem Körper schaden kann.

Prinzessin. Ich befolge diese Regel; jedoch aus einer andern Ursache. Ich gehe langsam herunter, weil es mir höchstunangenehm ist, von der Höhe in die Tiefe zu kommen. Es kömmt mir vor, als ob ich da immer kleiner würde. Ich fühle mich in der Tiefe so eingeschränkt, so wenig bemerkbar für Andere, sehe mich da, von einer Menge anderer Gegenstände umgeben, so wenig

ausgezeichnet, daß mich vielleicht der Wanderer kaum auf drey Schritte entdeckt.

Lira. (mit einem bedeutungsvollen Lächeln) Haben Sie es gerne, wenn man Sie bemerkt?

Prinzessin. (naiv) Ja, meine Liebe! so ziemlich gerne. Wenn man für viele tausende Interesse hat, wenn Millionen ihre Augen auf einen richten — das muß ein ganz unbeschreiblich süßes Gefühl erregen. (nach einer kurzen Pause, mislaunig) Der ewige Aufenthalt in der Festung wird mir zuwider. Es ist hier alles so enge, so düster! des täglichen Angaffens von einer handvoll Soldaten bin ich schon gewohnt; ich sehne mich herzlich nach einer Veränderung.

Lira. Und doch sind es kaum einige Wochen, daß wir von Bergau wieder zurück sind?

Prinzessin. (verdrüßlich) Bergau und Hohburg ist eins wie das andere. (nach einigem Besinnen) Was sind alle die Veränderungen, die ich bisher genoß, anders als Uebergänge von einem eingeschränkten Zirkel in den andern? Ich finde es bey meinen Eltern in Hohburg so wie bey meiner Großmutter in Seestrom und bey dieser so wie bey meiner Tante in Bergau. Und am Hofe des Pryssus ist, wenigstens für mich, auch die Lange-

weile zu Hause. Doch mag ich in der Residenz des leztern noch am liebsten seyn.

Lira. (im kalten ruhigen Ton) Sie stehen im vierzehnten Jahr?

Prinzessin. (schnell, mit einiger Befremdung) Das weiß ich wohl! Ist dies eine bedenkliche Stufe des menschlichen Alters?

Lira. (wie zuvor) Das nicht; allein dreyzehnjährige Prinzessinnen, die Ihnen gleichen, können ziemlich sicher auf baldige Veränderungen rechnen. Die längste Zeit haben Sie nun wohl in Hohburg zugebracht.

Prinzessin. (mit einem neugierigen, ausforschenden Blick) Haben Sie eine geheime Ahndung?

Lira. Ahndungen gelten bey mir nicht viel; sie sind zu trüglich.

Prinzessin. Ich sprache von solchen Ahndungen, wo man das wirkliche Ereigniß schon so halb und halb gewiß weiß.

Lira. Dieß sind wenigstens die sichersten! doch kann ich nicht sagen, daß sie in diesem Fall bey mir statt finden; ich urtheile blos aus dem gewöhnlichen Gang der Dinge in der Welt.

Prinzessin. (lacht und eilt dann singend vorwärts.)

Aus der Tiefe immer höher
steigen, das ist süß! —
Quält euch nicht, ihr Zukunftsseher
Was soll, kömmt gewiß!

(indem sie wieder still steht und die zurückgebliebene Gräfin erwartet — ernsthaft) Sie kennen ja wohl den Grafen Uso? Ist er reich?

Lira, (bleibt sich immer gleich) Ich kenne ihn so lange als er hier ist, das heißt also, kurze Zeit. — Er scheint Vermögen zu haben. Es ist unterdessen mit dem Schein wie mit den Ahndungen; beyde täuschen gewöhnlich. (nach einer kurzen Pause, während der beyde über etwas nachzudenken scheinen) Sie verweilen sich heute nicht lange bey einem Gegenstand?

Prinzessin. (Kehrt sich schnell um, und wandelt wieder vorwärts) Es kann seyn, daß ich heute etwas zerstreut bin. Unterdessen sind ja die Damendiskurse gewöhnlich von der Art. Nur gelehrte Pedanten pflegen das Stroh des Gegenstandes ihrer Unterredung bis auf das letzte Körnlein auszudreschen.

Lira, (mit affektirter Unbefangenheit) Haben Sie den Grafen Uso kürzlich gesprochen? (für sich, jedoch absichtlich hörbar) Diese Adjutantenstelle könnte auch besser besetzt seyn.

Prinzessin. Seit gestern bey Tafel, wo auch Sie zugegen waren, nicht. Ich habe ihn gerne und hätte ihn noch lieber, wenn er nur nicht so äusserst blöde wäre.

Lira. Er zieht sich weißlich zurück, wahrscheinlich, weil er befürchtet, daß er weit mehr verlieren als gewinnen würde, wenn er sich mehr producirte.

Prinzessin. Uso hätte keine Ursache zu einer solchen Furcht, gesetzt, daß er sie auch hegte. (etwas leise, wie für sich) Uso passirt, wenn er nur eine Krone zu hoffen hätte.! —

Lira. (in einiger Entfernung, hinter dem Rücken der Prinzessin — ganz leise ohne gehört zu werden — figurirend) Ja, ja! er steht ihr an! — O! es giebt mehrere, denen Uso auch ohne Hoffnung zu einer Krone behagt! (nach einer Pause) Liebe Auguste! bald wird sich einer mit einer Krone zeigen, dem man deine Hand bestimmt hat; aber er ist kein Uso! — (laut, ruhig und unbefangen wie zuvor) Es giebt so viele Menschen, für welche, ihren Aeusserungen nach, die Kronen keinen Reiz haben.

Prinzessin. Es giebt auch sehr viele, die lieber im Thal wandeln als in die Höhe steigen. — Der Kronen giebt es nur wenige; sehr gut, wenn sie

nicht für alle Reiz haben. (indem sie die Spitze der Anhöhe erreicht und sich der Eiche nähert.)) Hier ist nur eine Eiche, die sich majestätisch über alles empor hebt, und dem Reisenden schon in der Ferne ins Auge fällt, und da unten im Thale stehen Millionen Grashalme, die man einzeln nicht eher bemerkt bis man beynahe mit dem Fuße darauf tritt. Wenn ich verwandelt werden und aus dem Thierreich ins Pflanzenreich übergehen sollte; so wollte ich doch weit lieber diese Eiche als ein Grashalm seyn.

Lira. Es giebt leider nur in der Natur nicht immer Windstille und Sonnenschein. Fürchterliche Orkane erheben sich bisweilen und auf diese haben Sie vielleicht bey ihrem jezt geäuserten Wunsch nicht gerechnet. Wenn ein heftiger Sturmwind die hohe ihren Wipfel stolz gegen die Wolken emporhebende Eiche mit ihren Wurzeln aus der Erde reißt und wie ein schwaches Rohr umschleudert, so bückt er das niedere Grashälmchen im Thale blos ein wenig. Mit jener ist es dann ganz aus; so stolz und majestätisch sie auch vorher da stand und von tausenden bemerkt und bewundert wurde; dieses hingegen hebt sich wieder, wenn der Sturmwind vorüber ist, und grünt wie zuvor.

Prinzessin. Ein solches Schicksal der Eiche ist zwar möglich, wenn auch nur selten wirklich. Allein ich finde auch hierinnen etwas Großes, etwas sie vor vielen andern Dingen auszeichnendes. Ein einziger Fußtritt des Kindes bringt dem Gräschen seine Zerstörung; aber die starke sich majestätisch in die Höhe hebende Eiche zu erschüttern, zu stürzen, dazu müssen sich die fürchterlichsten Kräfte der Natur vereinigen. (bleibt dicht vor der Gräfin stehen und blickt ihr scharf ins Auge) Fühlen Sie nicht auch selbst hierin einen mächtigen, einen reizenden Unterschied zwischen diesen beyden Gegenständen?

Lira. Der Unterschied ist groß; allein, ihn reizend zu finden bin ich wahrscheinlich zu ängstlich (in die Höhe zeigend) Blicken Sie hinauf, das majestätische Ansehen ihres Lieblings ist dahin. Ein Sturmwind hat ihm sein stolzes Haupt genommen.

Prinzessin. Ach ich sahe es schon und trauerte darüber. — Doch dieser Baum bleibt demohngeachtet noch groß, noch merkwürdig! — Lieber in der Höhe, von vielen bewundert, im schrecklichsten Sturme umkommen, als in einer verächtlichen Niedrigkeit vom Stiche eines elenden Würmchens unbemerkt verwelken.

Lira. Sie haben einen heroischen Geist, meine Theure! Schade, daß ihn der Schöpfer nicht mit einem männlichen Körper vereinigte.

Prinzessin. (lächelnd) Finden Sie hierin etwas besonders? Mir kommt es vor, als ob alle Menschen das Nemliche empfinden müßten. (nach einer Pause) Ich zürnte unterdessen nicht, wenn mich die Natur an die Reihe des andern Geschlechts gekettet hätte! — Doch was kann hier am Geschlecht liegen? gleichviel ob männlich oder weiblich! — Kopf und Herz machen merkwürdig, zeichnen aus! Wir erblicken tausend Weiber in männlicher Hülle; warum kann es nicht auch Männer in weiblicher Kleidung geben?

Lira. Sehr richtig! Allein unsere Convenienzen müssen wir nur hiebey mit in Betrachtung ziehen.

Prinzessin. (nachdenkend) Unsere Convenienzen — wie so?

Lira. Indem diese das eine Geschlecht sehr begünstigen, beschränken sie das andere nicht wenig.

Prinzessin. Diese Beschränkung wird nur dann statt finden, wenn man schwach genug ist, sie zu erdulden. Was Kraft genug fühlt, in die Höhe zu wollen, bleibt durch seine eigne Schuld in der Tiefe.

Lira. Fast möchte ich Sie hier durch ein Gleichniß widerlegen.

Prinzessin. Immerhin, wenn Sie es können.

Lira. Diese Eiche war einst blos ein schwaches Keimchen. Wie wenn man damals auf dasselbe einen schweren Stein gelegt hätte? Nimmermehr würden wir dann jetzt diesen großen Baum hier gefunden haben.

Prinzessin. Verzeihen Sie, meine Gräfin! dieses Gleichniß kann täuschen, aber nicht widerlegen. Es sind hierbey die Kräfte eines solchen zarten Keimchens, sich empor zu heben, gegen die eines sich fühlenden mit unsern Convenienzen streitenden Geistes nicht richtig berechnet. Jenes streitet gegen eine wahre Unmöglichkeit; dieser hingegen findet in sich Kräfte, die dem Kampfe, den er beginnen will, angemessen sind. — Doch wir wollen von diesem Gegenstande abbrechen. Es scheint, als ob meine Gesinnungen Ihren Beyfall nicht hätten.

Lira. (freundlich) Glauben Sie dieses nicht, Prinzessin Auguste! Ich habe hier und da eine andere Meynung geäußert, blos um unsere Unterhaltung zu unterstützen. Bleiben Sie bey diesen Gesinnungen, meine Theure! Eine Prinzessin von

Althaus wie Sie, ist zu großen Erwartungen berechtigt (indem sie Augusten umarmt) Vielleicht ist der Augenblick nahe, wo ich so glücklich bin, Ihnen zum Besitz einer Krone gratuliren zu können. (mit einer schmeichlerisch lächelnden Miene) Vergessen Sie nur nicht, wenn Sie, so wie ehemals diese Eiche, als Augenmerk vieler Millionen Ihr gekröntes Haupt bis in die höchste der politischen Regionen emporheben, noch auf das niedere Pflänzchen Lira huldvoll herabzulächeln.

Prinzessin. (gefällig) Allerliebst, meine Beste! Ihre gute Laune, die Sie einige Zeit verlassen hatte, kehrt wieder zurück. (die Umarmung wiederholend) Gräfin Lira wird Theil an meinem Glücke haben, wenn ich auch selbst unter die Gestirne versetzt werden sollte.

(nachdem sie sich noch eine Zeitlang umgesehen und über einige unbedeutende Dinge unterhalten hatten, wandeln sie wieder zu dem Wagen herab und begeben sich in demselben nach Hohburg zurück.

Viertes Kapitel.

Mit zwey offnen Augen blind,
führt der Täuschung Seifenblase
gar nicht selten bey der Nase
das bethörte Menschenkind —
Ja, ein bloser leerer Wahn
füllt es oft mit süßer Wonne,
und es sieht für eine Sonne
den trugvollen Irrwisch an.

(Der Graf Uso an den Lieutenant von Auheim in der sandlandischen Residenz.)

Hohburg d. . . . . .

Eben hörte ich an dem Seigerschlag der nahen Garnisonkirche, daß schon die zwote Stunde nach Mitternacht vorüber ist, und ich sitze noch immer munter auf meinem Zimmer, und weiß nicht recht, wie mir eigentlich zu Muthe ist und was ich zum Zeitvertreib unternehmen soll.

„Hast du aufgehört zu mahlen?" hör ich dich hier bey dieser Aeusserung ausruffen.

Lieber Auheim! ich mahle noch immer und habe vor wenigen Minuten wieder nach meinem Pinsel

gegriffen; allein ich fühlte bald, daß zu dieser Beschäftigung mein Blut viel zu sehr in Wallung war, und daß ich statt feiner und gerader Linien lauter plumpe und krumme zeichnete. Ein guter Genius erinnerte mich bey Zeiten an dich; ich verwechselte den Pinsel mit der Feder, und was ich durch diese niederschrieb, zeigt dir dieser Brief.

Ich habe seit deiner Abreise wider alle Vermuthung — wenigstens ganz wider meine Erwartung, ein großes Avancement gemacht; jedoch wohl verstanden, nicht auf dem Weg zum Tempel des Ruhms, sondern auf dem zum Tempel der Liebe.

Vernimm folgendes Abentheuer, von welchem ich eben zurück gekommen bin — und du wirst wahrscheinlich verwunderungsvoll deinen Kopf schütteln.

Heute — doch nein, dieses glückliche Heute hat sich schon seit zwey Stunden in gestern verwandelt, da ja sogleich nach dem Ende der Mitternachtsstunde der folgende Tag beginnt — gestern also begab ich mich — wahrscheinlich doch aus einer geheimen Ahndung — Verliebte glauben an alles, an Ahndungen, Träume, Wahrsagungen und Gespenster — etwas früher als gewöhnlich in das Speisezimmer des Gouverneurs.

Tief in mich selbst gekehrt erwartete ich dießmal gar nichts — und wie sonderbar! — eben jetzt fand ich alles. Die Prinzessin Auguste war da, und zwar ganz allein. Du hast in deinem Leben auch schon geliebt, du kannst dir also doch wenigstens einigermassen vorstellen, was das sagen will, sich unvermuthet mit der Göttin seines Herzens ganz allein zu treffen. Es liegt mir selbst daran, mir's immer recht deutlich bewußt zu bleiben, was ich in diesem Augenblicke empfand, und wie mir zu Muthe war. Allein es ist unmöglich, ein solches Bewußtseyn lange lebhaft zu erhalten: Denn der Drang der sonderbarsten Empfindungen ist gar zu groß, und es sind ihrer gar zu viele und zwar von so verschiedener Art, daß man sich derselben nicht einmal in diesen Augenblicken selbst recht deutlich bewußt wird, geschweige denn, daß man ein deutliches Bewußtseyn davon lange erhalten könnte. Ein solcher Zustand gleicht einem einer Ekstase ähnlichen süssen Taumel, während welchem man durchaus keinem kalten unentzündeten Beobachter blos gestellt seyn darf, weil man sonst sehr leicht ein Gegenstand des Spottes werden dürfte, sondern in welchem man, um nicht zu verlieren und schief beurtheilt zu werden, nur ein trautes, eben

so wonnetrunkenes Liebchen bey sich haben muß. Ein Fall, der leider freilich hier nicht statt fand: ob ich gleich gestehen muß, daß dißmal aus Augustens geistvollem Feuerauge eine unbeschreiblich holde anziehende Sanftmuth und Freundlichkeit schimmerte.

Sie lehnte am Fenster und schien über etwas nachzudenken. Es war gut, daß sie mich nicht sogleich bey meinem Eintritt bemerkte: denn ich war überrascht, und die paar Augenblicke, die mir zu meiner Fassung übrig blieben, waren mir sehr willkommen. Als sie sich umblickte und mich gewahr wurde, bemerkte ich eine etwas unheitere Miene auf ihrem entzückenden Gesicht, die aber bald in eine unaussprechlich anmuthig lächelnde und mich ganz bezaubernde Miene übergieng.

„Uso sind Sie schon fertig mit Ihrer Wachparade?

Auheim! welch eine bezaubernde Riesenmacht hat die Liebe! Glaubst du wohl, daß in dem Augenblick, da Augustens Lippen diese Frage artikulirten, meine Ohren die harmonischsten Töne der größten Sängerin zu vernehmen wähnten? Besonders anmuthig klang mir der Name Uso — und ich bin, seitdem meine Ohren

diesen Wohlklang hatten, wirklich stolz auf meinen Namen.

Ehe ich noch antwortete fuhr sie fort. „Hohburg ist Ihnen wohl auch nicht der angenehmste Aufenthalt?"

Konnte es wohl irgend eine schicklichere Gelegenheit geben, der Prinzessin einige Süssigkeiten vorzusagen, als jetzt? Und doch benutzte ich sie so wenig, daß meine ganze Antwort in den Worten bestand:

„Ich bin sehr gerne hier."

Wie wahr ist es doch, daß man nur verliebt seyn darf, um sich da gewöhnlich recht links zu benehmen, wo man seine wenigen Vorzüge so viel möglich brilliren lassen möchte!

Auguste schwieg und musterte mit einem Blicke, der einen ganz sonderbaren Eindruck auf mich machte, den vor ihr stehenden Uso vom Kopfe bis zum Fuß.

Jezt begann sie wieder, indem ihr scharfer Blick wie vorher liebreich wurde:

„Sind Sie immer so schüchtern, oder scheuen Sie sich blos für mich?"

Eben wollte ich antworten, als sich die Seitenthür öffnete und die Gräfin Lira erschien. Ehe

sich diese uns näherte, fuhr Auguste, jedoch etwas leise, fort:

„Immer beherzter, Uso! ich habe es nicht gerne, wenn man sich zu weit entgegen kommen läßt.“

Während sie noch die letzten Worte aussprach, gieng sie der kommenden Gräfin entgegen, und unsere Unterredung gieng auf gleichgültige Dinge über.

Liras Blick schien mir, da sie herein trat und uns beyde in Unterredung bemerkte, bedeutend. Sie hat, wie du weißt, keine unangenehme Bildung, und steht noch lange nicht im Herbste ihres Alters. Ihr Anblick ist also erträglich; allein jezt bey ihrem Eintritt kam er mir ganz häßlich vor. Beschreiben kann ich dir die sonderbare Miene nicht, mit welcher Lira erschien. Sie drückte vielerley aus, unter andern auch, wie mir es deuchte, einen starken Unwillen über unser Beysammenstehen.

Ich glich dießmal während der Tafel einem Automaten, der blos auf die ihm vorgelegten Fragen einige kurze gedankenlose Antworten giebt. Zum Glück waren einige Fremde zugegen, denen man die Ehre zu unterhalten vorzüglich überließ. Meine Seele hatte blos einen Gedanken gefaßt und gleich einem Anatom bis auf das lezte Fäserchen

zergliedert. Augustens lezte Worte waren es, die wie illuminirt in meinem Kopfe schwebten und worüber ich mich so vergaß, daß ich nach aufgehobner Tafel nicht wußte, was gesprochen oder gespeiset worden war.

„Immer beherzter, Uso! ich habe es nicht gerne, wenn man sich zu weit entgegen kommen läßt!“

Was sollen diese Worte sagen, Auheim? Weder in der Bibel noch im Codex kann es eine Stelle geben, die so viele und so mancherley Auslegungen erlitten hat, als diese mir unvergeßlichen Worte, über welche ich bis jezt schon unzähliche Erklärungen gemacht habe. Solltest du sie alle vernehmen, du würdest freylich behaupten, daß die meisten derselben sehr weit hergeholt und auf blose Hypothesen gebauet sind.

Ich mußte nach der Tafel mit dem Gouverneur einen Spazierritt machen. Leider kam mir diese Einladung ungelegener als jemals.

Nach unserer Zurückkunft eilte ich sogleich auf mein Zimmer, um, ich weiß selbst nicht was, daselbst zu unternehmen. Meine Blicke fielen bald auf ein Billet, das auf meinem Tische lag. Ich öffnete es hastig und las in französischer Sprache folgendes:

Sie lieben und werden geliebt. Eilen Sie beym Eintritt der Mitternachtsstunde zum Genuß.

Im zweyten Stock des Hinterhauses, in dem Zimmer, wo Sie sich vor einiger Zeit an der reitzenden Aussicht ergötzten, werden Sie erwartet. Nur beherzt! Eine gar zu schüchterne Liebe ist selten glücklich. Sie verzehrt sich gewöhnlich schmachtend selbst. Sie kommen mit verschlossenem Mund und kehren eben so wieder zurück. Auch stumme Umarmungen sind süß. Dieses Billet werden Sie sogleich vernichten.

He? Auheim! wie wird dir? Wie mir war, da ich dieses Billet gelesen hatte, kann ich dir nicht sagen. Es ist auch gar keine Schilderung nöthig: denn wenn du Gefühl für so etwas hast, so wirst du dir's gewiß lebhaft genug vorstellen können.

Freilich war das Billet ohne Namensunterschrift, aber wozu wäre dieses nöthig gewesen? Hatte ich nicht schon vor der Mittagstafel in jenen erwähnten Worten genug vernommen?

Die Hand war absichtlich etwas unleserlich. Dergleichen Zuschriften liest man ganz natürlich mehr als einmal. Ich las diese so oft, daß mir nicht nur die Worte, sondern auch die Buchstaben auf immer unvergeßlich seyn werden.

In solchen Augenblicken ist man gewöhnlich nicht recht bey sich selbst. Ich war es schon seit jener Unterredung nicht mehr. Mit Ungeduld erwartete ich die Mitternacht und kaum war sie eingetreten, als ich schon die Thür meines Zimmers hinter mir hatte und einem so wonnevollen Rendezvous entgegen schlich.

Ich fand das Zimmer offen und zu meinem Vergnügen unerleuchtet: denn ich kann es nicht bergen, daß ich mich demselben immer noch mit einer großen Schüchternheit näherte, so sehr ich mir auch Mühe gab, eine völlige Dreistigkeit zu erzwingen. Kein Laut eines lebendigen Wesens war zu vernehmen. Ich wußte die Gegend des Sofas, und weil ich glaubte, daß ich da die mich Erwartende am sichersten finden würde, so nahm ich gerade meine Richtung dahin.

Meine suchende Hand traf bald auf einen warmen leichtbekleideten Körper; ein unnennbares süsses Gefühl bebte bey dieser Berührung durch meine Nerven, und schon hatte ich meinen Mund geöffnet, um meinem wonnetrunkenen Herzen Luft zu machen, als es mir noch zu rechter Zeit einfiel, daß man sich blos stumme Umarmungen ausbedungen hatte. Meine Lage wurde dadurch äusserst

sonderbar. Um die mir gewordene Einladung sogleich in ihrer vollen Bedeutung zu benutzen war ich, aufrichtig gestanden, zu schüchtern, und gleichwohl schien mir doch nichts übrig zu bleiben als dieses, da keine Unterredung erlaubt war.

Man sagt es überhaupt den Liebenden nach, daß sie die Gegenwart des Geistes grade da am häufigsten verläßt, wo ihnen dieselbe am nöthigsten ist. Mir blieb in diesen kritischen Augenblicken sehr wenig von diesem wohlthätigen Geschenke des Himmels, und wahrscheinlich würde diese so günstige Gelegenheit ganz unbenutzt für mich vorüber gegangen seyn, wäre man mir nicht etwas entgegen gekommen.

Mitten in meiner Verlegenheit empfand ich auf einmal einen warmen Händedruck, dem bald ein sanftes Hinziehen folgte — und nun war das deutliche Besinnungslichtlein deines Ufo ausgeblasen. Alles was ich dir von dem weitern Erfolg noch sagen kann, besteht in den wenigen Worten: mir war unaussprechlich wohl; ich schwamm auf dem entzückendsten Wonnemeer, und kam nach einer Stunde mit dem süssesten Nachgeschmack für mich immer noch zu bald, ans Ufer zurück.

O Auheim! wie glücklich wäre ich, wenn ich ganz gewisse Hoffnung hätte, daß ich in Zukunft ein Recht auf diesen Wonnegenuß bekommen würde, an welchem ich mich jetzt nur ganz heimlich ergößen durfte!

Ich würde die strengste Verschwiegenheit empfehlen; allein bewährte Freundschaft hängt dir ja schon das festeste Schloß an den Mund. Vernichte diesen Brief, sobald du seinen Inhalt vernommen hast, und laß mich auch etwas von dir hören.

Dein

Uso.

Fünftes Kapitel.

Viele große Augen, worunter die des Grafen Uso nicht die kleinsten sind.

Hochburgs Gouverneur, Prinz Friedrich, hatte sich mit seiner Gemahlin und Tochter auf einige Tage an den Hof des Pryßus begeben. Ob nun gleich dieses nichts ungewöhnliches war, sondern immer von Zeit zu Zeit geschah; so war doch diesmal die Fama besonders geschäftig, verschiedene Ursachen dieser Reise aufzufinden und unter dem neugierigen Theil von Hohburgs Einwohnern in Umlauf zu bringen.

Uso, der durch seine schwärmerische Liebe alle Neigung zu Gesellschaften und Zerstreuungen verloren hatte, blieb mit diesen Neuigkeiten der geschwätzigen Fama unbekannt. Er hatte während der Abwesenheit der fürstlichen Familie viel Langeweile. Um sich gegen diese zu sichern, ergriff er wieder fleisig den Pinsel und mahlte Augusten und Schäferscenen. Oft saß er auch ganz in sich gekehrt und für alle äussere Gegenstände todt in

seinem Armstuhl und vergegenwärtigte sich jenes honigsüsse Stündchen, in welchem er ein so glückliches Abendtheuer bestand. Bey allem seinen eingebildeten Glück, bey aller Freude, die er darüber empfand, regte sich doch immer ein gewisses unangenehmes trauriges und hofnungsloses Gefühl in seinem Herzen, das ihn nicht wenig beunruhigte und ihm auch seine heitersten Augenblicke, die bisweilen das Andenken an das so ganz unerwartet gemachte große Avancement in seiner Liebesgeschichte, hervorbrachte, etwas trübte. Seine Liebe war unbegrenzt und so schwärmerisch als je nur die Liebe eines von Kupido schwer Blessirten jungen Sterblichen seyn konnte. Nicht zufrieden, blos nur etwa Augustens Galan ingeheim zu seyn, dachte er sich den Gedanken, mit ihr durch das festeste Band der Ehe verbunden zu werden, mit der entzückendsten Wonne; und so wenig es auch an Augenblicken fehlte, wo ihm die Realisirung dieses seines einzigen, brennenden Wunsches nichts mehr als ein Luftschlos zu seyn schien; so kam doch auch dann und wann ein schwaches Stündchen, wo sein liebetrunkenes Herz seinen Kopf so sehr benebelte, daß er wenig oder gar keine Schwierigkeiten mehr sah, Augustens Hand zu erhalten und mit ihr

seine Tage in ländlicher Ruhe und Stille wonnevoll zu verleben.

Uso war schön und bieder, und Herr einiger bedeutender Güter; seine Hoffnung, eine Gemahlin glücklich machen und mit ihr ein freudenvolles Leben führen zu können, war also nichts weniger als ungegründet; hätte nur nicht eine Person das Feuer der Liebe entzündet, die so viel Empfänglichkeit für den Reiz der Kronen hatte, und die überdieß auch als Prinzessin von einem altfürstlichen Hause, schon ihrer Geburt nach, zum Opfer der Politik bestimmt war.

Noch ehe die Prinzessin Auguste mit ihren Eltern aus der Residenz zurückkam, war Usos Entschluß ganz fertig. In diesen für ihn so einsamen Tagen hatte er sich wegen der Abwesenheit seines so geliebten Gegenstandes dadurch schadlos zu halten gesucht, daß er sich dieses Luftschloß so schön und vollkommen, wie möglich, ausbaute und sich an der Vergegenwärtigung desselben innigst ergötzte.

Da stand nun dieses Luftgebäude, so herrlich als nur irgend eines von den vielen Millionen, die schon von den armen, der Täuschung so sehr unterworffenen, mit trügerischen Hoffnungen sich immer schmeichelnden Sterblichen von jeher errichtet

worden sind — und Ufo betrachtete es mit Entzücken, war wachend und träumend damit beschäftiget Mit heiser Sehnsucht sah er der Stunde entgegen, in welcher Hohburg sein Ein und Alles wieder umfassen würde. Der zur Zurückkunft bestimmte Tag erschien Mit unaussprechlicher Wonne stieg er aus seinem Bette. Die Freude war zu groß, er wußte selbst nicht, womit er sich die Zeit bis zur Wachparade beschäftigen sollte, mancherley Dinge nahm er vor, keines aber wollte ihm lange behagen: er wollte reiten und ließ wieder absatteln; er wollte gehen und blieb auf dem Zimmer; er setzte sich an den Tisch, um zu mahlen, allein es war ihm heute zu langweilig, das Blut wallte zu sehr, kein Zug gelang; süß klang ihm der Seigerschlag, der die Zeit zur Wachparade verkündigte, schnell eilte er auf den Platz, wo das Militair sich gewöhnlich versammelte und kaum hatte er dem schon gegenwärtigen Obersten sein Compliment gemacht, als ein eben von der Residenz zurückgekommener Hauptmann erschien und dem Obersten so wie dem ganzen Officiercorps die wichtige Neuigkeit mittheilte, daß die Prinzessin Auguste von Althaus eine Braut sey.

Der Hauptmann hatte vor Begierde, seine große Neuigkeit bekannt zu machen, den Bräutigam zu nennen vergessen. Weit hatten sich jezt schon die Augen sämmtlicher Anwesenden geöfnet, und als er auf die Frage des Obersten den Kronprinzen von Norden nannte; so wurden sie noch einmal so groß.

Usos Gehörnerven hatten seit dem ersten Augenblick seiner Existenz noch keinen so widerlichen Klang vernommen, als ihnen jetzt durch des Hauptmanns Stimme zu Theil wurde. Sein ganzes Luftgebäude krachte auf einmal in seinem Kopfe zusammen, wie ein von einer Bombenkugel getroffenes hölzernes Haus. Es war als wenn tausend Trommeln in seinem Gehirn wirbelten; er sank zurück an das nahe Schilderhaus einer Wache und würde gleich einer leblosen Statue noch lange an demselben gelehnt haben, wenn ihn nicht der nahe wachstehende Soldat beym Arm geschüttelt und zugeruffen hätte:

„Herr Adjutant, der Oberste hat Sie geruffen."

Uso stierte den Soldaten eine Zeitlang wie schlaftrunken an und erst auf den wiederholten Zuruf desselben bewegte er sich fort.

Uso verrichtete dießmal seine Dienste ohne sichs deutlich bewußt zu seyn, was er that. Seinetwegen konnten die Haarzöpfe der zur Wache aufziehenden Mannschaft samt und sonders am linken Ohr hangen und ihre Musketen so rostig wie der antike seit den Zeiten des Faustrechts nicht gebrauchte Inhalt einer uralten Rüstkammer aussehen, er wäre dießmal von dem allen nichts gewahr worden; seine Augen sahen blos in sich und vor seinen Ohren tönten unaufhörlich die fatalen Worte des Hauptmanns.

Gegen Abend rasselte der Wagen des Gouverneurs zum Thor herein. Uso saß in tiefen Gedanken auf seinem Zimmer ohne von dieser Ankunft etwas gewahr zu werden. Man klopfte an seine Thür; ein Bedienter erschien und überbrachte ihm einen Brief. Uso erkannte gleich an der Addresse die Hand seines Auheims. Jezt erst erfuhr er die Ankunft des Gouverneurs. Er legte das Schreiben seines Freundes unerbrochen beyseite und eilte, dem Gouverneur seine Aufwartung zu machen. Es war ihm sehr sonderbar zu Muthe; jedoch hatte sich wieder etwas Gegenwart des Geistes eingefunden. Prinz Friedrich unterhielt sich sehr freundlich mit ihm, ohne sich etwas merken zu

lassen, was jene verhaßte Neuigkeit bestätigen konnte.

Jezt war es als ob ein Strahl der Hoffnung wieder in sein verfinstertes Herz zurückkehrte. Um vieles leichter kehrte er wieder auf sein Zimmer zurück, wo er zu seiner nicht geringen Freude sehr angenehm überrascht wurde.

Sechstes Kapitel.

— — — so, so!
ein Reich in Folio!
ein schwaches Werkzeug auf dem Thron!
ja, ja! man sahe schon
die größten Riesenleiber
mit Mückenköpfchen — Weiber
mit Diademen blitzen —
und oft ein schwaches Männchen,
das kaum das kleinste Kähnchen
zu dirigiren wußt,
gestirnt wohl auf der Brust,
— man sollte es kaum denken —
die größten Schiffe lenken.
Ist das nicht wunderbar?
Und doch bleibts wie es war! —

In Norden war nach einer Reihe von Revolutionen ein Reich zu einer solchen Macht und Größe empor gestiegen, daß es in Verhältniß gegen andere Staaten für einen wahren Riesen galt. Das Haupt dieses ungeheuren Staatskörpers war der-

malen ein Weiblein, Namens Aura, das, genau betrachtet, gar sonderbare Eigenschaften besaß. Es ist hier nicht die Zeit, sich in eine Schilderung derselben einzulassen, da man sich überhaupt wegen Ueberfluß an Hauptstoff nicht mit Nebendingen abgeben kann, und überdieß auch die Eigenschaften dieser Königin Aura in andern Schriften schon hinlänglich bekannt gemacht worden sind.

Aura war auf der Schwindelhöhe einer unumschränkten Beherrscherin dieses großen Reichs so glücklich, daß sie nicht eine einzige Nacht ruhigen Schlaf genoß, sondern aus Furcht, den Thron auf eben diese Weise wieder zu verlieren, auf welche sie zu demselben gelangt war, sich blos einige Stunden am Tage, einem ruhigen Schlummer überließ, während welchem ein gewisser Mensch bey ihr im Zimmer bleiben mußte, der deswegen im ganzen Reich aufgesucht und zu dieser Bestimmung auserwählt worden war, weil er den leisesten Schlaf hatte.

Wer nur diesen einzigen Umstand recht erwägt und nicht ganz verkehrte Begriffe von der wahren Glückseligkeit hat, der wird gewiß eine solche gekrönte Aura, trotz allem Purpurglanz und Diademenschmuck, der von ihrer Höhe herabschimmert, nicht im geringsten beneiden.

Diese Furcht verursachte ein unschuldiges Kind, das als nächster Anverwandte der vorigen Könige die gegründetesten Ansprüche auf den Thron hatte, auf welchen sich Aura unter dem Schleyer der Nacht durch eine Verschwörung erhoben hatte. Schon in seiner frühesten Jugend entthront mußte dieses unschuldige Opfer der lichtscheuen Cabale und der unbegränzten Herrschsucht von einem Kerker in den andern wandern, damit nie sein Aufenthalt bekannt würde, im Fall etwa Misvergnügte ihr Augenmerk auf dasselbe richten und sich zu seinen Anhängern aufwerfen sollten.

Zu ihrem Thronfolger hatte Königin Aura ihren Neffen, den Prinzen Pierro bestimmt, für welchen man, um der Nation so bald wie möglich eine Reihe künftiger Thronfolger darzustellen, schon seit einiger Zeit eine Gemahlin suchte.

Mehrere Prinzessinnen hatten Bedenken getragen, einen so leicht zu erschütternden Thron mit ihm zu theilen, bis sich endlich der schlaue Pryssus ins Mittel schlug, und dem ihm mit Leib und Seele ergebenen Pierro an der Prinzessin Auguste von Althaus eine eben so schöne als geistreiche Gemahlin verschaffte.

Siebentes Kapitel.

Das Flämmlein der Liebe,
— so lodernd so warm —
macht's Köpfchen oft trübe,
das Herzchen voll Harm!
Es täuschet und blendet,
bringt viele in Noth;
lockt Thränen und wendet
das Leben zum Tod.
Zur Wonne führt's selten,
nur wen'ge machts froh.
Die beste der Welten
ist einmal nun so! —

Die Luftschlösser haben, trotz ihrem ganz geringen Werth, in welchem sie eigentlich stehen, doch dieses vor allen andern Schlössern und Stein- und Holzgebäuden zum voraus, daß sie sehr schnell und ohne alle Kosten ihre Existenz erhalten. Freilich verschwinden sie auch wieder wie ein Blitz; allein man kann doch allenfalls an die Stelle des Verschwundenen sogleich ein anderes errichten.

Ufos Einbildungskraft hatte seit dem leztern huldreichen Benehmen des Gouverneurs gegen ihn, schon wieder mehrere Baumaterialien gesammelt; ein lächelnder Blick, den ihm Prinzessin Auguste im Vorbeygehen zuwarf, hatte ihn sogleich wieder zu einem neuen Bau bestimmt und jezt, da er in sein Zimmer trat und ein, jenem vorigen, ähnliches Billet auf seinem Tische erblickte, stand ein neues Luftschloß in seinem Kopfe schon wieder fix und fertig da.

Daß man jenem Hauptmann in der Residenz blos eine Schnalle aufgeheftet habe, kam ihm nun um so wahrscheinlicher vor, da der Gouverneur keine Sylbe von dieser ihm so verhaßten Neuigkeit erwähnte, und sich auch niemand anders von den Zurückkommenden etwas davon merken ließ.

Hier lag ja auch wider alle Erwartung wieder eine schriftliche Einladung zu einem zweyten nächtlichen Randezvous von eben derselben Hand; wie ließ sich dieses alles mit dem Gedanken vereinen, daß Prinzessin Auguste die Verlobte des künftigen Beherrschers des größten und mächtigsten Reiches sey? Mochte dieses zusammen reimen können wer da wollte, im Kopfe des sterb-

lich verliebten Uso konnte es nicht geschehen und zwar um so weniger, da der Inhalt des gegenwärtigen Billets von der Art war, daß es einen jeden auch nur halb so heissen Liebhaber als es Uso wirklich gewesen, in allem Betracht wonnetrunken machen mußte.

„Man erwartet Sie diese Nacht wieder" — hieß es — „in der bestimmten Stunde an dem bewußten Ort. Kommen Sie aber ohne die düstere Falte, die man heute blos auf einem flüchtigen Blick auf Ihrer Stirne bemerkte. Auf eine genußvolle Gegenwart wird für Sie eine wonnevolle Zukunft folgen. Blicken Sie ihr mit heiterm Auge entgegen. Behagt Ihnen dieser Genuß, so kommt es auf Sie an, ihn vervielfältigt fortzusetzen, auch das Band einer Liebe, die auf beyden Seiten gleich stark zu seyn scheint, den Convenienzen gemäß, zuschlingen zu lassen. Man wird Ihnen, im Fall Sie solches wünschen, mehr als auf halben Weg entgegen kommen, und Anstalten treffen, daß solches, um allen eintretenden Hindernissen zuvor zu kommen, ingeheim in wenig Augenblicken geschieht.

Noch sieht man sich aus gewissen Rücksichten genöthigt, stumme Umarmungen zu fordern. Was

hindert Sie aber, Ihre Wünsche in einem Billet an dem Orte des Genusses zurückzulassen und denn auf gleiche Weise Antwort zu erhalten. Ein warmer Händedruck wird mich in der süssen Stunde Ihres Beyfalls versichern.

Sehr viel in unserer lieben Welt hängt von Meynungen ab. Eingebildete Schwierigkeiten können zwar den Schein einer Unmöglichkeit bewirken; allein es ist eine uralte Wahrheit, daß der Schein blendet und täuscht. Nur beherzt vorwärts! ist das Losungswort der Helden, die nach Sieg streben. Es giebt auch Helden in der Liebe. Uso sind Sie es?"

Kann eine durch die Liebe erhitzte Einbildungskraft mehr Nahrung finden, als die des Uso in diesem Billet fand? Wer von den Lesern wird es noch bezweifeln, daß der verliebte Jüngling mit sehnsuchtsvoller Ungeduld den Eintritt der bestimmten Stunde erwartete und dann mit Flügeln der Liebe an den Ort eilte, wo ihm vor wenigen Wochen auf ein Stündchen so unaussprechlich wohl war.

Dieses geheime Rendezvous endigte sich für Uso mit nicht weniger Zufriedenheit und Entzückung als das erstere, und das angenehmste Spiel

seiner Phantasie wiegte ihn erst gegen Morgen zu den süssesten Träumen ein. Die Sonne schien ihm noch einmal so schön und heiter zu strahlen, als er nach einigen Stunden seine Augen aufschlug und er gewahr wurde, daß diese Göttin des Tags schon alles zur neuen Thätigkeit geruffen hatte. Mit dem frohesten und leichtesten Herzen stieg er aus dem Bette und eben hatte er sich an seinen Tisch gesetzt, um sein Frühstück einzunehmen, als seine Blicke auf den gestern aus der Residenz erhaltenen Brief fielen, den er in seinem Freudentaumel ganz und gar vergessen hatte.

„Ha! rief er aus, indem er nach dem Brief grif und ihn erbrach — „auf die süssen Empfindungen der Liebe mögen die sanften Gefühle der Freundschaft folgen! O! lieber Auheim! wirst du es glauben, daß ich so nahe an meinem gesuchten Ziele bin?“

Noch hatte Uso von seinem schon seit einigen Monaten entfernten Freund keinen Brief erhalten; desto begieriger nach den Aeusserungen desselben las er nun folgendes:

Freund Uso!

Wirf Pinsel, Farben und Papier ins Feuer und sey Soldat! Bemühe dich, wo möglich, je-

dem deiner Glieder das Air eines Sandlandischen Kriegers zu geben, der mit Leib und Seele an seinem Metier hängt.

Du weißt es nunmehro wahrscheinlich so gut wie ich, daß wir ins Feld müssen; allein nicht in dieser, sondern in einer ganz andern Rücksicht ergeht diese meine freundschaftliche Aufforderung an dich.

Hohburgs Gouverneur war, wie bekannt, an unserm Hofe. Ich habe aber weder ihn noch jemand anders von seiner Familie gesprochen. Blos die Gräfin Lira erzeigte mir die Ehre, sie mehreremale besuchen und einige Lustparthien mit ihr machen zu dürfen. Sie hat mir viele bedenkliche Winke gegeben. Ich könnte dir wieder winken; allein nach reiflicher Ueberlegung habe ich gefunden, daß dir mit blosen Winken nichts gedient seyn dürfte. Besser die Zeit abwarten, bis der Vorhang von selbst fällt, als ihm mit einer voreiligen Neugierde seine Geheimnisse ablocken wollen und vielleicht sich und andere dadurch täuschen.

Jezt nur so viel als du nothwendig wissen mußt. Die Prinzessin Auguste von Althaus ist zur Gemahlin des Kronprinzen von Norden bestimmt. Sie wird nächstens ihre Religion mit

der in jenem Reiche herrschenden vertauschen, worauf die Vermählung sogleich vor sich gehen soll. Da dies eigentlich ein Werk unsers Königs ist, kann man es auch so gut als schon vollbracht ansehen.

Auguste heurathet im Grund blos eine Krone; den Gemahl wird sie schon zu finden wissen.

Kennst du den Thronfolger Pierro? Freund Uso! wenn ich die Kronen zu vertheilen gehabt hätte, bey Gott! dem eine anzuvertrauen, hätte ich für die himmelschreyendste Sünde gehalten! Was soll man darzu sagen, daß dieser bald auf dem glänzendsten Thron sitzen und Herrscher über viele Millionen werden soll.

Wahrscheinlich hast du diesen erlauchten Sterblichen, den das Schicksal vor vielen seines Gleichen so ausgezeichnet begünstigte, noch nie von Angesicht zu Angesicht gesehen. Ich kann deswegen nicht umhin, dir denselben wenigstens nur en miniature zu zeichnen.

Pierro ist mehr klein als groß, sein Gesicht häßlich, seine Augen sind klein und widerlich. Auf dem schmalen Köpfchen sitzt auf der einen Seite, tief ins Auge gedrückt, ein breiter, breiter Hut, der sonderbar genug aufgestülpt, dem für

eine Krone bestimmten Haupte ein gesuchtes martialisches Ansehen geben soll. Die übrige von selbst schon possirliche Figur deckt ein Gewand, bey welchem man den Sandländischen Zuschnitt auf das lächerlichste übertrieben hat. Die Storchbeine stecken in einem Paar Kamaschen, die so knapp und angespannt sind, daß die Knie ihre Gelenksamkeit verlieren und die militairische Puppe sich weder gehörig niedersetzen noch leicht und ohne Incommodität, wie andere zweybeinigte Wesen fortbewegen kann, sondern der Gang einem beständigen taktmäßigen Aufmarschiren gleicht. Das kleine, unter dem großen Hut kaum bemerkbare Gesicht wird dadurch noch seltsamer, daß es unaufhörlich sein Spiel mit allerley entstellenden Verzerrungen treibt und den Beobachter sehr leicht zum Lachen reizt.

Nach solchen Schilderungen wirst du gewiß in einem so abentheuerlichen Körper keine große Seele suchen. Wer den Prinzen Pierro nur ein einzigesmal recht ins Auge faßt und nicht ganz ohne Prüfungsgabe ist, wird gewiß so leicht nichts anders erwarten, als was man von allen denen vernimmt, die oft um ihn waren und ihn zu beobachten Gelegenheit hatten. Seine

Seele ist klein, winzig klein! Und bey alle dem geht er mit nichts Geringerem um, als ein zweyter Pryssus zu werden. Seine Nachahmungssucht geht bis zur Raserey und der Titel eines Sandlandischen Obersten, womit ihn vor kurzem Pryssus regalirte, war ihm das größte Geschenk, worauf er ungemein stolz ist, und welches er mit den froheſten Aeusserungen des innigsten Dankes annahm.

Und dieser Pierro war schon in seiner frühesten Jugend Beherrscher eines bedeutenden Fürstenthums; hatte nachher die Wahl zwischen zwo Kronen, und ist jezt der bestimmte Gemahl einer Prinzessin, die auf dem ganzen Welttheil an Schönheit ihres gleichen nicht hat, und in deren Umarmungen der Himmel, wenn es je einen giebt, gewiß zu finden seyn muß.

Doch ich verliere mich zu sehr in Nebendingen und vergesse am Ende das, was ich dir so eilig wie möglich zu sagen habe. Vernimm es also und entschlüße dich schleunigst: denn hier ist wirklich periculum in mora.

Pierro hat den Wunsch geäußert, einen Sandländischen Officier zu seinem Adjutanten zu haben. Der König ist, wie sichs von selbst versteht,

sehr geneigt, diesen Wunsch zu erfüllen; man ist aber noch nicht einig in Ansehung des Subjekts, das man hierzu vorschlagen will. Pierros Adjutant kann sehr wohl ingeheim Augustens Gemahl seyn, das leztere wünschest du, du wirst gewiß auch das Erstere wollen. Durch verschiedene Canäle, die ich zu eröfnen wußte, ist es mir gelungen, den Namen Uso bey dieser Affaire ins Andenken zu bringen.

Weg also mit Pinsel und Farben, und suche von dem Augenblick an, da du dieses liesest, Soldat zu seyn, so wie es Pierro ist, denn nur dann kannst du ihm gefallen.

Stehst du wirklich mit Augusten auf einem vertrauten Fuß; so kann es dir nicht schwer werden, zu dem Ziele zu gelangen, wo du der Erfüllung deiner Wünsche ganz nahe bist. Auch die Empfehlung des Gouverneurs wird von Gewicht seyn und auf diese kannst du doch wohl sicher rechnen.

Sieh, Uso! so verhält sich gegenwärtig die Lage ber Dinge; benutze sie weislich und wenn du über kurz oder lang auf dem höchsten Gipfel deines Glücks im Freudentaumel schwelgst; so

laß davon nur noch dann und wann wenigstens eine kurze Schilderung zukommen

Deinem

Freund Auheim

Uso las diesen Brief noch einmal, legte ihn dann gedankenvoll langsam zusammen, kleidete sich an, weil die Stunde schlug, wo er bey dem Gouverneur erscheinen mußte, trat zur Thür hinaus und hier stand die Prinzessin Auguste mit entzückendem Lächeln vor ihm! —

Zweyter Abschnitt.

Quisquam ne regno gaudet? O fallax bonum!
Quantum malorum, fronte quam blanda tegis?
Vt alta ventos semper excipiunt iuga,
Rupemque saxis vasta dirimentem freta,
Quamvis quieti verberant fluctus maris,
Imperia sic excelsa fortunae obiacent.

SENECA.

Achtes Kapitel.

Sind der verschiednen Erdenzonen
so mancherley Religionen
mehr als der Priester Gauckelspiel?
Als Quelle eines steten Haders
für schwache Kinder Eines Vaters,
als Hinderniß zum großen Ziel?
Hier quält der rohe Türk den Christen,
und dort verfluchen Pietisten
die seltnen Freunde der Vernunft;
hier sieht man Heiden und dort Juden
im Streit für ihren Glauben bluten,
als Opfer ihrer Priesterzunft.
Hört, Priester! soll den Väterglauben
mir weder Reiz noch Schrecken rauben,
wie euer Schwur von mir begehrt —
warum vertauscht man denn um Kronen,
als Kleinigkeit Religionen?
Habt ihr nicht jene auch gelehrt? —

Königreich Norden. Gegend unweit der Residenz Pierros burg, liebliches Buschholz, in welchem hie und da verschiedene Lustſtücke und Ruhebänke angebracht sind.

(Ein Fremder sizt ernsthaft und gedankenvoll auf einer Ruhebank, den Kopf an einen hinter ihm stehenden Baum gelehnt. Man vernimmt aus der nahen Residenz Freudengeschrey, Töne musikalischer Instrumente und Kanonenschüße untereinander. Der Oberbischoff des Königreichs wandelt langsam den an der Bank vorbey führenden Pfad einher.)

Der Fremde. (indem er den Oberbischoff gewahr wird — mit anscheinender Ueberraschung und Nachdruck) Ha! Nie konnten sich zwey Wesen unvermutheter schicklicher treffen, als jezt hier geschieht!

Oberbischoff. (steht mit Aeußerung großer Befremdung still und mißt den Fremden mit seinen Blicken) Wie so?

Der Fremde. (sezt sich gerade) Sie sind Oberhirte und ich bin ein verlornes Schaf (mismuthig und mit einem bedeutenden Blick) Wollen Sie vorbey gehen?

Oberbischoff. (Verwunderungsvoll) Sonderbare Aeußerung! was will man damit sagen?

Der Fremde. Verstehen sich hier zu Lande Hirte und Schafe nicht besser? Ich dächte, meine Aeußerung wäre deutlich genug, um verstanden zu werden.

Oberbischoff. (nach einigem Besinnen, auf des Fremden Miene zeigend). Woher diese düstere Stirne, dies stille melancholische Nachdenken? Heute herrscht im Königreich Norden Freude und Jubel. Heute wird man, so weit der Nordische Scepter reicht, nur wenige düsterne Mienen finden (mit einem ernsthaften Blick) und diese wenigen gehören eigentlich nach Siberien.

Der Fremde. Sie haben recht, dort sind die heitern Gesichter selten. Es sind noch nicht zwey Monate, daß ich von Siberien zurück bin: Man hat auch mich dort eine Zeitlang mit der Zobeljagd amüsiren lassen.

Oberbischoff. (mit dem Finger drohend) Zur Fortsetzung dieses Amüsements ist wieder alle Tage Zeit.

Der Fremde. Glaubs herzlich gerne! Sie hätten wohl selbst Menschenliebe genug, mir darzu zu verhelfen, nicht wahr?

Oberbischoff. Die Gerechtigkeit muß jedem nach seinen Thaten lohnen. (indem er Miene macht fortzuschreiten) Man begebe sich in die Residenz zurück und mische sich unter die Haufen der Jubelnden, damit sich die verlorne Heiterkeit wieder finde.

Der Fremde. Wenn ich mich freuen soll, muß ich auch Ursache dazu haben.

Oberbischoff. Diese kann heute nicht fehlen. Weiß man nicht, warum Kanonendonner und Jubelgeschrey unsere Atmossphäre erschüttern?

Der Fremde. Die Ursache ist mir bekannt; es ist ja heute der erste Tag eines Ehestandes, der — — doch warum soll ich prophezeyen? man könnte mich für meine Bemühung wieder huldreichst nach Siberien befördern. — Haben Sie in dieses neue Eheband die priesterlichen Knoten geknüpft?

Oberbischoff. (spöttisch lächelnd) Ist man über diesen Knoten unzufrieden?

Der Fremde. Das nicht! Allein ich halte doch jedes Loth Pulver für ganz unnütze verlohren, das man deswegen in die Luft sprengt. Aus dieser Verbindung mag ohngefähr eine solche Harmonie entstehen, wie aus Katzengeschrey und Nachtigallengesang. — Der miserablen Ehen giebt es sehr viele schon, mags also immerhin seyn, daß Nordens Pierro und Auguste von Althaus dieselbe noch vermehren; nur dieß finde ich nicht für nöthig, daß man diese geschehene Vermehrung durch Jubelgeschrey und Kanonendonner auch den Bewohnern der Luft notificirt und freudetrunken im ganzen Universum ausposaunt.

Oberbischoff. Durch diese Aeußerungen würde sich in mir der gerechteste Zorn entzünden, hätte anders heute bey der glücklichsten Vermählungsfeyer unsers Thronfolgers mein Herz für irgend eine unangenehme Empfindung Raum. Heute kann ich leicht verzeihen; nur finde ich es auch just nicht für nothwendig, meine Geduld bis aufs Aeußerste prüfen zu lassen, (geht.)

Der Fremde. (springt auf und faßt ihn bey der Hand) Bleiben Sie! um ihres oberpriesterlichen Gewissens, um meiner Ruhe willen bleiben Sie! Ich habe jezt zwey Wege vor mir — der eine führt zur Beruhigung, der andere zur Verzweiflung. Können oder wollen Sie mich den ersten nicht führen, so will ich den zweyten mit schnellen Schritten wandeln. (setzt sich nieder.)

Oberbischoff. (gedankenvoll, indem er an der Seite des Fremden Platz nimmt) Räthselhafte Erscheinung! — Was hat man denn auf dem Herzen?

Der Fremde. Meiner Empfindung nach viel, sehr viel! Sie sind Oberhirte; Ihr Ausspruch kann nicht anders als entscheidend seyn. Hören Sie also die geheime Geschichte meines Herzens, über welche ich schon lange ein belehrendes Urtheil zu vernehmen wünschte:

Als ein Jüngling von 20 Jahren befand ich mich auf dem Schiffe eines Weltumseglers. Da wir unsere große Reise ohngefähr zur Hälfte vollendet hatten, litten wir Schiffbruch; die ganze Mannschaft kam um; ich allein hatte das Glück oder Unglück, mich auf eine Insel zu retten. Die Bewohner derselben waren Menschenfresser. Noch schaudert mir die Haut, wenn ich daran denke, mit welchen gierigen, appetitvollen Blicken sie meinen Leib musterten, als sie mich fanden. Ich jammerte und flehte; allein meine kläglichen Geberden und Worte waren ihnen ohngefähr das, was uns der winselnde Laut eines gemästeten Kapauns ist, dem wir das scharfe Messer an die Gurgel setzen. Mit schrecklichen Gefühlen lag ich gebunden auf der Erde da, zum Leckerbissen dieser Unmenschen bestimmt, die mich mit ihren scharfen Zähnen hungrig anblickten, als mir einer in meiner Landessprache ins Ohr sagte: in wenigen Stunden sollst du gefressen werden; auch ich bin ein Europäer, fuhr er fort, und hatte das nehmliche Schicksal; allein ich warf mich den Priestern dieser wilden Nation in die Arme und dadurch rettete ich mich von den zerfleischenden Zähnen derselben. Sag, willst du ein Gleiches thun,

und deine Religion mit der unsrigen vertauschen, so kannst auch du gerettet werden. Entschließe dich schnell, damit ich zu den Priestern eile und ihnen deinen Entschluß verkündige.

Die Befolgung dieses guten Raths war mir schrecklich; allein die fürchterlichen Zähne waren es noch mehr. Einige Minuten wankte ich hin und her, aber ein neuer Blick auf die Schreckenszähne bestimmte mich sogleich ohne weiteres Bedenken dieß einzige Mittel zu meiner Rettung zu ergreiffen.

Ein europäisches Schiff, das nach einiger Zeit in diese Gegend kam, entführte mich dieser unmenschlichen Gesellschaft; aber leider brachte es mich in eine nicht viel bessere. Es fiel den Seeräubern in die Hände und ich avancirte dadurch vom Mitglied des Staats der Menschenfresser zum Sclaven in Algier. Ich wurde einem Tyrannen zu Theil, der mich regelmäßig des Tags sechsmal karbatschte, und endlich gar auf den Einfall kam, mich lebendig spießen zu lassen. Nur der Glaube an Muhamed konnte mich von dem entsetzlichen Spieß befreyen. Die Wahl wurde mir dießmal nicht schwer. Bey der Lebenslust, die ich damals empfand, konnte ich ohnmöglich den Spieß wählen.

Nach einem Jahr fand ich Gelegenheit, zurück nach Europa zu kommen. Das Schicksal führte mich in einen katholischen Staat, wo ich gegen Annahme der hier herrschenden Religion der Gatte eines sehr schönen Mädchens und der Besitzer eines einträglichen Guts werden konnte. Der Reiz war wenigstens für mich unwiderstehlich, ich wurde katholisch und erhielt dadurch das, was ich wünschte.

Meine fernern Schicksale gehören nicht hierher. Sie wissen nun die Ursache meines Harms und ich erwarte jezt aus Ihrem Munde den Ausspruch, ob ich hoffen oder verzweifeln soll.

Oberbischoff. (erhebt sich vom Sitze — mit einem grimmigen Blick) Unwürdiger! ich verabscheue und verfluche dich.

Der Fremde. Schrecklicher Ausspruch! Bedenken Sie aber nur, ich sollte gespießt, ich sollte gefressen werden?

Oberbischoff. (wie zuvor) Jeder Gedanke an eine Entschuldigung vergrössert deine abscheuliche That.

Der Fremde. (traurig) Also ist mein Verbrechen wirklich so groß?

Oberbischoff. So groß, daß ich diese Unterredung für wahre Entweihung meiner Priesterwürde halte, und dich wie ein Ungeheuer fliehe.

Der Fremde. Wirklich? (steht auf und faßt den Oberbischoff bey der Hand) Nur noch ein paar Worte, denn können Sie gehen. (lächelnd) Heute vor vier Wochen war ich in Ihrer Hauptkirche — (mit einem bedeutenden Blick) Wissen Sie noch, wie Sie am Altar standen und die königliche Braut ihre Religion abschwören liessen, bey welcher sie erzogen war? — Da dachte ich an die Menschenfresser und mein Vergehen wurde mir winzig klein. Es gehört warlich viel dazu, sich lieber fressen lassen als den Glauben seiner Väter verläugnen. (indem er den Oberbischoff, der sich losmachen und davon eilen will, fester hält) Ist es weniger Sünde, einer Krone wegen seine Religion zu verläugnen, als das Nemliche aus Furcht vor dem Tode zu thun? (mit Nachdruck) Wenn ihr die Großen ohne Bedenken mit Religionen spielen laßt, so müßt ihr die Kleinen nicht verfluchen, die durch Reiz oder Schrecken angetrieben, den Glauben ihrer Väter mit einem andern vertauschen. — Sie haben also keinen Trost für das verlorne Schaf? Nun es sey! jezt da ich das Schauspiel, welches ihr vor kurzem mit Augusten gabet, mit angesehen habe, bin ich beruhigt. Ge-

hen Sie nun hin und jubeln Sie mit dem betrunkenen Volk; ich zweifle aber, daß die Zeit des Jubels von langer Dauer seyn wird.

(der Oberbischoff eilt mit einem grimmigen Blick davon und der Fremde verliert sich im Gebüsche.)

Neuntes Kapitel.

Der Schein täuscht.

In einer Zeit von sechs Monaten war Prinzessin Auguste von Althaus verlobt, zu einer andern Religion eingeweiht und vermählt. Nie wurde vielleicht ein hoher oder niederer Sterbliche von so vielen beneidet als Pierro, der das Glück hatte, ein Ehebett zu besteigen, in welchem man den ganzen Reichthum der entzückenden, wonnevollen Süssigkeiten suchte, womit die Göttin der Liebe ihre Anbeter bald kärglich bald reichlich beschenkt.

Hatte die reizende Auguste zuvor in einem eingeschränkten Zirkel aller Augen auf sich gezogen und so manches Herz in volle Flammen gesezt, so geschahe es jezt in der höhern Sphäre, in welche sie durch ihre Vermählung mit dem Thronfolger eines großen Reichs übergegangen war, nicht weniger. Der ganze männliche Theil der Einwohner von der großen Residenz Pierrosburg fühlte die Allgewalt ihrer seltenen Reize, und unzählige verliebte Augen schielten sehnsuchtsvoll nach dem

Brautkämmerlein des erlauchten Paares. Es ist bekannt, daß Diademenschmuck und Purpurglanz die körperlichen Reize und Schönheit ungemein erhöhen und den Eindruck, den diese auf das liebetrunkene Männerauge haben, noch einmal so mächtig machen; kein Wunder also, wenn die mit so großen körperlichen Vorzügen begabte funfzehnjährige Kronprinzessin Auguste alles bezauberte und bald der Abgott des Hofes und der ganzen Residenz wurde.

Freilich waren die Wirkungen des mächtigen Eindrucks ihrer Schönheit nicht bey allen einerley und der ausstudirte, auf dem finstern Weg der ränkevollen lichtscheuen Kabale einherschleichende Höfling, dem es eine Kleinigkeit ist, sich da eiskalt zu stellen, wo sein Herz so heiß wie geschmolzenes Metall im Feuer glüht, wußte sich bey dieser allgemeinen Liebesentzündung anders zu benehmen, als der noch wenig verdorbene in die scheuslichen Geheimnisse der Hofkunst noch nicht eingeweihte Jüngling; allein im Grund war doch jener so gut wie dieser von Augustens Reizen entzündet.

Der von so vielen beneidete Pierro schien auch nichts weniger als unempfindlich gegen sein Glück

zu seyn. Er fand, wenigstens dem Ansehen nach, in seiner Gemahlin ganz die Befriedigung seiner Wünsche und schien für andere weibliche Reize, deren freilich an einem so splendiden großen Hofe noch viele zugegen waren, kein Auge zu haben. Man mußte glauben, daß selbst die Nächte für den Wonnegenuß nicht zureichend waren, da er sich gewöhnlich mit seiner Gemahlin mehrere Stunden des Tages den Augen des Hofes entzog und sich mit derselben in ein Zimmer einschloß. Ein Umstand, der nicht ohne Grund die harmonischste, glücklichste Ehe vermuthen ließ, so wenig erwünscht er auch übrigens denenjenigen war, die heimlich mit dem glücklichen Gemahl gleiche Liebe fühlten und sich immer mit der Hoffnung zum Genuß schmeichelten.

Auguste erschien öffentlich immer mit einer Miene, die nichts weniger als Unwillen und Verdruß verrieth und Pierros Angesicht war stets voll lächelnder Heiterkeit. Nur wenige Stunden des Tages entfernte er sich von seiner Gemahlin, und diese brachte er damit zu, daß er ein Häuflein Soldaten peinigte, die dazu bestimmt waren, seine militairische Spielsucht zu befriedigen.

Da er Sandlands Pryssus mit einem an völligen Wahnsinn gränzenden Enthusiasmus verehrte und kein größeres Glück kannte als diesem gleich zu werden; so kam er auf den für ihn sehr gefährlichen Einfall, die ganze große nordische Armee zu metamorphosiren und sie in allen Stücken nach der Sandländischen zu formen. Diese gewaltige Metamorphose fand unterdessen, so lange er nicht Nordens wirklicher Beherrscher war, unüberwindliche Schwierigkeiten, und er mußte sich blos damit begnügen, aus jenen kleinen zu seinem Zeitvertreib vorzüglich bestimmten Häuflein die Pryssusischen Truppen nachahmende Affen zu machen.

So vergiengen einige Jahre, und ob sich gleich bis jezt noch nichts von den gewöhnlichen Folgen zärtlicher Umarmungen zeigte; so ließ doch auch der äussere Anschein nicht zweiffeln, daß diese Zeit von den jungen Vermählten in der beglückendsten Harmonie und feurigsten Liebe zugebracht worden sey.

Auguste wußte sich, troz ihrer Jugend, auf der neuen glänzenden Laufbahn vortreflich zu benehmen. Die alte Königin Aura war vollkommen mit ihr zufrieden und die nordische Nation freute sich immer mehr über Pierros Wahl und blickte voll froher Hoffnung der Zukunft entgegen, wo eine all=

gemein geliebte, dem Körper sowol als der Seele nach so vorzügliche Person an der Seite ihres künftigen Königs den Thron zieren würde.

So leutselig und herablassend sich immer die Kronprinzessin gegen jedermann betrug, so vorsichtig war sie in Ansehung einer intimen Freundschaft. Ihr gefühlvolles Herz fühlte zwar das Bedürfnis einer solchen in einem hohen Grad; allein sie war zu klug, sich hierin zu übereilen.

Von allen den vielen Hofdamen hatte blos eine einzige, die junge Gräfin Grünhof, nach und nach den Weg zu Augustens Herze gefunden. Sie war mit derselben so ziemlich von gleichem Alter und zwischen beyden entwickelte sich nach und nach eine völlige Harmonie der Herzen, eine vertraute Freundschaft knüpfte sich also von selbst. Wenn Pierro sein Soldatenspiel trieb und es das lästige Ceremoniel des Hofes erlaubte, eilten beyde Freundinnen zusammen und brachten ein Stündchen mit einander zu, wie man sie leider an Höfen selten hat.

In einem solchen Stündchen saßen einst beyde auf Augustens Zimmer. Ein Waffengeklirr lockte sie ans Fenster. Das erste Leibregiment stand unter demselben en parade da. Es gewährte einen

herrlichen Anblick, tausend junge Männer von kolossalischer Schönheit beysammen zu sehen. Die Blicke der jungen Damen schwelgten und beyder Zungen verstummten. Augustens Auge lächelte ungemein heiter und inneres Wohlbehagen strahlte aus demselben. „Giebts doch“ sagte sie nach einem ziemlich langen Stillschweigen mit einem tief heraus geholten Seufzer, gleich als ob sich das volle Herz Luft machen wollte — „giebts doch so viele schöne Männer in Norden, und — — sie schwieg auf einmal und warf einen bedenklichen Blick auf die Gräfin, gleich als ob sie befürchtete, etwas verrathen zu haben.

„Und? — erwiederte die Gräfin, die Kronprinzessin neugierig anblickend „tragen Sie Bedenken mir das Weitere hören zu lassen.

Auguste. (nach einer Pause) Ist Ihnen aus der Götterlehre die Fabel vom Tantalus bekannt?

Gräfin Grünhof. (mit Befremdung) Ist das nicht derjenige, welcher mitten im Ueberfluß von Speisen und Getränken Hunger und Durst leiden mußte?

Auguste. Ganz recht! (für sich) Sonderbar, daß mir dieser Anblick eine Fabel ins Gedächtniß ruft!

Gräfin Grünhof. Es geht einem bisweilen so. (lächelnd) Ich bin unterdessen zu wenig Philosoph, um diese sonderbare Ideenverbindung erklären zu können.

Auguste. (indem man den Ruf des kommandirenden vernimmt — verwunderungsvoll) War das nicht die Stimme meines Gemahls?

Gräfin Grünhof. (laut lachend) Haben Sie den Kronprinzen noch nicht bemerkt, do t steht er ja unbeweglich mit ausgezeichneter Anstrengung und militairischer Akkuratesse vor der Fronte.

Auguste. (mit suchenden Blicken) Wirklich! dort ist er! Gott! wo waren meine Augen! (mitleidig lächelnd) Nicht einmal zu Pferde, (ernsthaft und mit hoher Miene) Dieß Regiment möchte ich kommandiren. (mit Wohlgefallen) Es sind gar zu schöne Leute! (leise und im traulichen Ton) Ich verstehe das Metier; tägliche Uebungen haben mich schon weit im Soldatenhandwerke gebracht.

Gräfin Grünhof. (verwunderungsvoll) Sie Prinzessin? tägliche Uebungen im Soldatenmetier? (mit einem schelmischen Lächeln) In der Kunst, die Süssigkeiten einer feurigen Liebe immer von neuem zu genießen, trau ich Ihnen mehr Fertigkeit zu — — Ich beneide meine glückliche Freundin so

wenig, daß ich ihr vielmehr den wonnereichsten Vollgenuß der zärtlichsten Liebe auf immer wünsche; allein ich möchte doch wenigstens nur auf ein Viertelstündchen die Gabe mich unsichtbar machen zu können besitzen, ich würde Sie dann belauschen, wenn Sie sich mit Pierro allein im verschlossenen Zimmer befänden, welches bisher so oft geschah.

Auguste. (traurig) Die Entdeckung, die Sie dann machten, würde Ihnen ein lautes Lachen ablocken. Sie wäre einzig in ihrer Art und ich zweifle sehr, daß man sie in irgend einem andern Brautgemach machen würde. (Leise ins Ohr) Wir spielen blos. Pierro exercirt und baut Festungen und ich — ich sehe zu und mache Pläne für die Zukunft.

Gräfin Grünhof. (ernsthaft und gedankenvoll) Der Schein war reitzend.

Auguste. Der Schein täuscht, meine Liebe! (sich wieder gegen das Fenster wendend — freundlich) Welchen würden Sie sich von diesen wählen?

Gräfin Grünhof. (mit einem flüchtigen Blick auf das Leibregiment) Die Wahl würde hier schwer. (naiv) Um wegen der Wahl nicht lange verlegen zu seyn, müßte man wohl das ganze Regiment lieben.

Auguste. (lacht laut und umarmt die Gräfin) Allerliebst, wirklich allerliebst! Ein besserer Ausweg wäre nicht zu treffen! (nimmt die Gräfin bey der Hand und springt mit ihr fort) Ich habe vorfahren lassen, um ein Stündchen ins Freye zu kommen. Wir wollen eilen, es möchte sonst mein Gemahl wieder erscheinen und uns daran verhindern.

Zehntes Kapitel.

Siehst du dort den armen Sclaven
sanfte ruhn und süsse schlafen,
wenn dem, der den Purpur trägt,
bang das Herz im Leibe schlägt?
Zürnet nicht, getäuschte Thoren,
daß ihr blos im Staub gebohren.
Durch der Diademen Pracht
blickt des Harms quaalvolle Nacht.

Königreich Norden. Residenz Pierrosburg. Zimmer der Königin Aura.

Königin Aura. Bestuschef, ihr Wächter. Hernach Artof, Großkanzler von Norden. (Es ist Vormittags. Königin Aura liegt in einem Kabinet bey offner Thür auf einem seidenen Bett. Der Wächter Bestuschef sitzt im Zimmer mit aufwärts gebogenen Augenliedern, wie bey einem, dem der Staar gestochen werden soll, um sich vor jeder Anwandlung eines Schlummers zu sichern. Eine große Stille herrscht, die blos dann und wann das Rauschen der seidenen Kissen unterbricht.

Königin Aura. (indem sie sich unruhig von einer Seite auf die andere wirft — ängstlich) Bestuschef! Bestuschef!

Der Wächter. (gelassen) Hier! Ew. Majestät!

Königin. Wachst du! Es war, als hörte ich dich schnarchen.

Bestuschef. Ich wache! (nach einem kurzen Stillschweigen) Geschnarcht habe ich nie, am allerwenigsten jetzt. Mein Odem geht ganz unhörbar aus und ein und wenn ich schlummere, so kann mich der leiseste Tritt eines Mäusefüschens erwecken.

Königin. Sehr wohl! Wache ferner, wenn dir dein Leben lieb ist. (sie schweigt, wirft sich aber von Zeit zu Zeit noch immer unruhig im Bett herum — nach einer viertelstündigen Pause — ängstlich wie zuvor) Bestuschef! Bestuschef!

Der Wächter. Hier!

Königin. Hast du geschlafen?

Bestuschef. (indem er aufsteht und vor das Bett der Königin tritt, ihr die übergestilpten Augenlieder zeigend) So wacht man gewiß! Ich bediene mich seit kurzem dieses Mittels, um eine Ueberraschung vom Schlaf unmöglich zu machen. Zwar würde ich gewiß auch ohne dasselbe wachen; allein die Stille ist groß, leicht könnte die längere Dauer derselben auch dem Wachsamsten einen Schlummer ins Auge locken.

Königin. (erschrickt) Scheußlicher Anblick! — Wie siehst du aus, Bestuschef? — Gehe mir aus den Augen! Soll ich mich auch noch vor meinem eigenen Wächter fürchten?

Bestuschef. (indem er sich zurück auf seinen Sitz begiebt) Hier sitze ich wieder und wache.

Königin. (nach einer kurzen Stille) Bestuschef!

Der Wächter. Hier!

Königin. Hast du jezt nicht einen leisen Handgriff am Thürschloße des Zimmers vernommen?

Bestuschef. Mein Gehör ist so gut, daß ich das Wandeln eines Schatten vernehmen wollte; allein jezt habe ich nichts gehört.

Königin. Gut! wache ferner! — (sie entschlummert nach wiederholtem unruhigem Herumwerffen — in einiger Zeit ängstlich wie im Traum) Wer ringt dort in jenem finstern Winkel die Hände verzweiflungsvoll. — Ha! es ist ein Knabe! — (hastig) Ulo! Ulo ists! (wehmüthig) Ulo, dem ich die Krone nahm — — (jammernd) Grinse mich nicht so schrecklich an, Ulo! Ach! ich habe das, was ich dir raubte, theuer, fürchterlich theuer bezahlt! — Du bist glücklicher in deinem Kerker als ich auf dem Thron, den ich dir entriß! — Ulo! gieb dich zufrieden! du sollst leben! — — (nach

einer Pause) doch was ist ein Leben ohne Freiheit, ein Leben im Kerker? — (ängstlich) Du drohst mir, Ulo! — Ja, ja! unschuldiges Kind! Deine Drohungen wirken! Ich fürchte dich Knaben, fürchte dich an der Spitze einer halben Million gewafneter Krieger, die auf einen Wink den halben Erdkreis erobern. — — In einer einzigen Nacht stieg ich zu der Schwindelhöhe empor; in einer einzigen Nacht kann ich wieder fallen. — (indem sie zu sich kommt und furchtsam herumblickt — hastig) Bestuschef! Bestuschef!

Der Wächter. Ich wache!

Königin. War jemand zugegen?

Bestuschef. Es war nichts da, wenigstens nichts Körperliches: Geister kann ich nicht sehen.

Königin. Hat jemand gesprochen?

Bestuschef Ew. Majestät selbst, sonst niemand.

Königin. (reibt sich die Stirn) Wenn man so träumt, wer kann da den Schlaf für eine Wohlthat halten? (indem sie sich vom Bett erhebt und ins Zimmer tritt) Oefne die Thür, damit man im Antischamber wisse, daß ich aus dem Bette sey.

(Bestuschef erfüllt den Befehl und entfernt sich sodann. Weibliche und männliche Bedienung erscheint und geht nach ihrer Verrichtung ab und zu. Eine Stunde

darauf tritt der Großkanzler Artof ins königliche Zimmer; Aura winkt und die Bedienung tritt ab.)

Großkanzler Artof (mit einem bedenklichen Blick auf der Königin düstere Stirn.) Es ist wohl jetzt keine schickliche Stunde, Ew. Majestät einige wichtige Regierungsangelegenheiten unterthänigst vorzutragen?

Königin. Ihre Vermuthung ist gegründet. Lassen Sie jetzt diese, es wird sich eine gelegenere Zeit dazu finden.

Artof. Ich werde zur Schonung Ew. Majestät einstweilen ein Interimsarrangement treffen, da diese Sache nicht wohl lange aufgeschoben werden kann. (verbeugt sich, um abzutreten.)

Königin. Bleiben Sie, Artof! Ich wollte Sie heute rufen lassen, um mich mit Ihnen über etwas zu besprechen, das mir besonders anliegt.

Artof. Und das ist?

Königin. (unruhig und etwas leiser) Ist der kleine Ulo noch in der Festung Miow? Man darf ihn nicht lange mehr da lassen. Sein Aufenthalt könnte sonst leicht verrathen werden.

Artof. Fürchten Sie nichts, meine Königin! Seit zwey Monaten ist Miow der vierte Ort, wo dieser Knabe gewesen ist und in einigen Tagen

wird er weiter gebracht. Sollte er auch noch einige Anhänger haben, die ihm nachspüren; es ist nicht möglich, seinen Aufenthalt zu entdecken, die Maasregeln zu seinem Transport so wie zu seiner Bewahrung sind sehr gut.

Königin. Ich will, daß es ihm wohl gehe. Man wird doch meinem Willen nicht entgegen handeln?

Artof. Auf keinen Fall. (mit einem laurenden Blick auf die Königin, ob sich in ihrer Miene Beyfall oder Unwille zeigen wird) der Knabe macht Unruhe und viel Mühe; wenn Ew. Majestät wollten, so könnte in zwey Minuten diese ganze Last auf einmal abgeschüttelt seyn.

Königin. (nachdenkend) Wie so?

Artof. Ulo darf nur die Augen schließen.

Königin. Das wird so leicht nicht geschehen.

Artof. Wenn es geschehen soll, so gehört kaum eine Zeit von einer Minute dazu.

Königin. (ernsthaft) Ich verstehe Sie, Artof! Allein so lange meine Augen offen sind, so lange werden auf eine solche Weise die des Ulo nicht geschlossen. (mit Nachdruck) Er soll leben, freilich ohne Freiheit; allein das ist nicht zu ändern.

Artof. (kalt) Es ist die Sache des Ministers, Rathschläge zu ertheilen; der Souverain befolgt oder verwirft dann diese, je nachdem es ihm beliebt.

Königin. Sehr wohl, mein lieber Großkanzler! allein ich habe so schon sehr viel auf — — (besinnt sich schnell und schweigt — nach einer kurzen Pause) Diese Sache wird sich von selbst geben, wenn nur Pierros Vermählung bald meiner Absicht entspräche.

Artof. Leider! scheint hier Ew. Majestät Absicht nicht erreicht zu werden. Wenn wir freylich der Nation eine andere Reihe künftiger Thronerben vor Augen stellen könnten — dann möchte Ulo leben, er wäre doch so gut wie todt.

Königin. Ich weiß nicht, woran es liegen muß; sind diese Leute zu feurig oder herrscht zu wenig Harmonie in ihren Empfindungen? Eine Ehe von mehrern Jahren und noch immer keine Hoffnung zu einem Erben.

Artof. Wahrscheinlich wird hier nicht viel zu hoffen seyn.

Königin. Mir scheint es auch so. Ich habe deswegen schon meine Maasregeln genommen. Diese Ehe muß fruchtbar werden. Gleichviel ob durch Pierro oder durch einen Andern. (nach einer

Pause) Bisher hat man wohl noch nichts gemerkt, daß die Kronprinzessin geheime Connoissancen hätte?

Artof. Sie müßten sehr geheim seyn; am Hofe bleibt so leicht nichts unentdeckt. Ich weiß von keinen.

Königin. Sie werden es wohl über sich nehmen müssen, der Kronprinzessin meinen Willen und die Nothwendigkeit, sich nach demselben zu bequemen, bekannt zu machen. Ich habe schon gewählt. Jezt kömmt es nur darauf an, daß Auguste auf diese Verfügung vorbereitet wird. Vielleicht werden von ihrer Seite wenig Einwendungen erfolgen. Führen Sie also, mein lieber Großkanzler, diesen Auftrag nach Ihrer bekannten Klugheit aus und lassen Sie mich so bald wie möglich den Erfolg wissen.

Artof. Sehr wohl, meine Königin! (indem er mit einer tiefen Verbeugung abtritt) Es wird alles gut gehen.

Königin. (dem Abgehenden nachrufend) Wir müssen vorsichtig und ganz piano zu Werke gehen. Pierro ist zwar leicht zu täuschen; allein (mit dem Finger drohend) das Publikum hat helle Augen und leise Ohren. Und doch muß diese Sache für das leztere sowohl als für den erstern ein Geheimniß bleiben! —

Eilftes Kapitel.

Dunkel. Pierrosburg. Palais des Kronprinzen. Vorsaal vor dem Zimmer der Kronprinzessin Auguste.

(Es ist Mitternacht. Zwey Wachestehende Gardisten wandeln mit blosem Degen langsam den Vorsaal auf und ab. Man hört im nahen Vorzimmer Fußtritte.

Erster Gardist. (steht still, indem er die Tritte vernimmt) Hör! was regt sich im Vorzimmer?

Zweyter Gardist. (bleibt auch stehen und horcht — nach einer Pause) Pierro ists! er wird wieder einmal Schildwache stehen.

Erster. Pierro kann's nicht seyn! weißt du nicht, daß dieser heute mit seinem Häuflein Kriegspuppen vor dem Miower Thor campirt? Er bringt diese Nacht im Zelte zu.

Zweyter. (lächelnd) Es ist wahr! Pierro hält ja a la Pryssus von Sandland eine Revüe.

(Die Thür des Vorzimmers öfnet sich, eine in einen langen Mantel gehüllte Mannsperson erscheint, und

geht mit schnellen Schritten durch den Saal die Treppen hinab.

Erster Gardist. Ließen wir diesen auch passiren, wenn er jetzt hinein wollte, statt daß er heraus kömmt?

Zweyter. Unsere Ordre lautet, ihn passiren und repassiren zu lassen; also ist es gleichviel, ob er hinein oder heraus geht. (zeigt gegen die Thür, wo der Verhüllte verschwand und lächelt) Des Kronprinzen wegen kommt dieser auch nicht her!

Erster. Das mag so ziemlich gewiß seyn, sonst würde er nicht allemal just zu der Zeit erscheinen, wenn Pierro abwesend ist. (figurirend) Es mag so ein Gewissensrath seyn; man hat ja bisweilen geheime Herzensangelegenheiten.

Zweyter. Es ist ein gefährlicher Posten, ich möchte ihn nicht.

Erster. O! Gefahr hin, Gefahr her! dem gehts wohl! Ich wünsche, einmal mit ihm den Posten tauschen zu können. Es wird ihn wahrlich niemand fressen. Blick einmal der Kronprinzessin recht ins Gesicht und dann sage, ob du dir nicht gerne einen Flügel vom Leibe hauen ließest, wenn du ein Stündchen ihr Gewissensrath seyn dürftest.

Zweyter. Es bleibt nicht immer beym Verlust eines Flügels. Sehr oft kann es auch den Zobelfang nach sich ziehen, oder wohl gar auch (auf den Kopf zeigend) den kosten. (mit wichtiger Miene) Weißt du nicht mehr, wie es dem armen Teufel gieng, der vor einiger Zeit eben so verhüllt, gleich einem Gespenst da herum schlich und gerne in Augustens Zimmer schlüpfen wollte?

Erster. (neugierig) Was ist das für eine Geschichte? sie muß sich während meiner Abwesenheit von der Residenz zugetragen haben. Ich weiß nichts davon.

Zweyter. Man hatte mehrere Tage hinter einander und auch des Nachts eine fremde Mannsperson an diesem Palais herum schleichen sehen. Anfangs achtete man gar nicht darauf, endlich schien es aber einigen verdächtig zu werden. Und da man diesen Schleicher einigemal Abends ziemlich späte nahe bey dem Zimmer der Prinzessin entdeckte; so bekamen die Wachen Ordre, ein aufmerksames Auge auf ihn zu haben. Sein Aeusserliches selbst machte ihn verdächtig: denn er war in einen langen Mantel gehüllt, unter welchem er die Hälfte seines Gesichts mit verbarg und unter dem tief herein gedrückten Hut konnte man nur noch die halben

Augen sehen, die sehr wild im Kopfe herum rollten.

Erster. Die wild rollenden Augen haben euch doch nicht bange gemacht?

Zweyter. Hat nichts zu bedeuten, Bruder! wir haben schon mehr grimmige Augen gesehen. Wer zwey Feldzüge wider die Türken mit gemacht hat, den schrecken wilde Blicke so leicht nicht mehr. — Der Fremde verlor sich einige Tage. Wahrscheinlich wollte er die auf ihn lauernden nur desto sicherer machen. Diese Absicht, wenn er sie anders gehabt hat, erreichte er wirklich. Nach einer Zeit von 14 Tagen kam er wieder zum Vorschein und da gelang es ihm, sich ungesehen bis in das Vorzimmer der Prinzessin zu schleichen. Es war just zur Zeit der Abenddämmerung, wo gewöhnlich die Vorzimmer erleuchtet werden. Jezt war dieses noch nicht geschehen und eben fiel es dem Pierro ein, der sich bey seiner Gemahlin im Zimmer befand, ein Viertelstündchen vor der Thür derselben Wache zu stehen. Indem der Verhüllte aus seinem Winkel hervor kroch und sich der Thür zum Zimmer der Kronprinzessin näherte, stieß er auf die Schildwache. Pierro hatte Muth genug, ihm den Degen auf die Brust zu setzen und ihn mit einem heftigen Wer da! an=

zuschreyen. Der Fremde, der sichs freilich nicht im Traum einfallen lassen mochte, daß sich hier Nordens künftiger Beherrscher selbst im niedrigsten Dienst eines Soldaten übe, sties die ihn abhaltende Wache etwas unsanft bey Seite und hatte schon das Schloß der Thür in der Hand, als Pierro die zwey Gardisten aus dem Vorsaal herbey rief und durch diese den ungebetenen Gast fort führen ließ. Pierro war sehr aufgebracht über diese Impertinenz und ließ deswegen diesen Fremden ohne alle Umstände nach Siberien bringen. (lachend) Nunmehr hat er vielleicht lange schon ein halbes hundert Zobel gefangen.

Erster. (den Kopf schüttelnd) Dieser muß eine besondere Absicht gehabt haben. Hat man ihn nicht verhört?

Zweyter. Nein! Es gieng schnell mit ihm fort.

Erster. Leider! geht es dahin immer sehr schnell. Es ist mancher schon dahin gewandert, der hier mit Stern und Ordensband glänzte.

(Beyde wandeln wieder wie zuvor stillschweigend im Saal auf und ab.)

Zwölftes Kapitel.

In unsrer lieben Menschenwelt
ist, traun! sehr oft für wenig Geld
viel Seltenes zu schauen.
Hier will man einen hohen Thurm
auf Mückenschultern bauen;
dort soll ein kleiner Regenwurm
den Felsenberg zerkauen.
Hier stellt ein Zwerg den Atlas vor,
dort will ein kleines Mäusecorps
die ganze Welt bestürmen — —

Residenz Pierrosburg. Zimmer der Kronprinzessin.
Pierro. Auguste seine Gemahlin.

(Auguste liegt in einem reizenden Negligee auf einem Sofa; Pierro steht vor ihr in der völligen Uniform eines Sandländischen Obersten und macht allerley militärische Manöuvres.

Pierro. (indem er die dazu gehörigen Bewegungen des Körpers mit aller Anstrengung macht) **Rechts! links! marsch! halt! rechts um kehrt euch! richt't euch! vorwärts marsch! retirirt! halt Schritt!** indem er gegen das Sofa aufmarschirt und vor demselben auf das Kommandowort halt! stehen bleibt) **Haben Sie einen Fehler bemerkt?**

Auguste. (mit erzwungenem Ernst) Das linke Knie war ein wenig gebogen und der Bauch zu weit heraus.

Pierro. (strengt sich noch einmal an, sich die rechte Richtung zu geben) So ist's recht! nicht wahr?

Auguste. (lachend) Thun Sie sich doch nicht so viel Gewalt an; es war blos Scherz mit dem Bauch! Sie haben ja gar keinen!

Pierro (ernsthaft) Das ist mir lieb; der rechte Soldat darf keinen Bauch haben. (mit neuer Anstrengung) Sehen Sie, so stehe ich gut. Jezt sollte mich Pryssus sehen, er würde mich gewiß fehlerfrey finden. — Nun kommandiren Sie einmal; es exercirt sich nicht gut, wenn man selbst kommandiren muß.

Auguste. (mit martialischer Stimme) Achtung! richt't euch!

Pierro. (indem er dem Kommando gehorcht) Sie müssen aufstehen und sich vor mir stellen.

Auguste. Lassen Sie mich hier. Nur die männlichen Kommandeurs gehören aufs Pferd, die weiblichen aufs Sofa. (Nachdem Sie eine zeitlang kommandirt und Pierro alles nachgemacht hat) Bravo! Alles sehr schön. Das Manöuvre ist aus; Sie ermüden sich zu sehr.

Pierro. Glauben Sie, ich bin ein feiger Weichling, der keine Strapazen vertragen kann? Der wahre Held muß von unten hinauf dienen und alles mitmachen. (richtet sich einen Tisch in die Mitte) Jezt will ich Sturm laufen und eine Festung erobern.

Auguste. Sehr schön! Allein wozu dieser Tisch? Wir können die Sache besser machen, wenn Sie mich auch mit dabey agiren lassen wollen.

Pierro. Wie so?

Auguste. Hier dieß Sofa stellt die Festung und ich die Besatzung vor. Sie machen den Belagerer und erobern mich samt der Festung. Wollen Sie das?

Pierro. (freundlich) O ja! das ist so recht natürlich. Also geben Sie wohl acht! ich werde die Belagerung ganz von vorne anfangen und nach allen Regeln ausführen.

Auguste. Das möchte wohl zu langweilig seyn. Laufen Sie gleich Sturm und erobern Sie mich mit dem Degen in der Faust. Es versteht sich aber von selbst, daß Sie mir Pardon geben und wenigstens den Degen nicht gegen mich richten. Nach der Eroberung wollen wir uns in der

Güte vertragen, nicht wahr?

Pierro. Es soll so seyn? (sezt sich in Positur) Also jezt gehts los. (recolligirt sich) So ist die Sache noch nicht recht. Auf diese Weise fänd ich ja gar keine Hindernisse, keine Schwierigkeit, die Festung zu erobern. Schon das Sturmlaufen selbst muß mit Gefahr und Hinderungen verbunden seyn. (er wirft den Tisch um und legt einige Stühle in den Weg) Sehen Sie, das sind die Gräben und Aussenwerke der Festung, über diese muß ich weg.

Auguste. (richtet sich zurecht) Ich werde meinen Feind mit offenen Armen empfangen.

Pierro. (sezt mit wildem Geschrey über Stühle und Tisch hinweg und springt aufs Sofa. Die Festung ist mein! Pierro ist Sieger!

Auguste. (zieht ihn sanft zu sich nieder) Wohlan! so nehmen Sie von allem Posseß!

Pierro. (reißt sich los und springt wieder zurück ins Zimmer — den Degen schwingend) Es lebe Pierro der Eroberer und der grosse Pryssus sein Meister!

Auguste. (traurig lächelnd) Das war alles?

Pierro. Haben Sie noch nicht genug? Wer eine Festung erobert, hat für den Tag genug gethan.

Auguste. Es kommt freilich viel auf den Stürmenden an. Manche begnügen sich nicht mit der blossen Einnahme. (wie für sich) Sonach hätte ich wohl für diesesmal meine Rolle ausgespielt! (erhebt sich vom Sofa und eilt ans Fenster)

Pierro. Bleiben Sie liegen und schlummern Sie ein wenig. Ich will einstweilen meine Soldaten besuchen.

Auguste. (schalkhaft) Soll ich das Uebrige durch Träume sehen?

Pierro. Ha! Sie erinnern mich an einen lächerlichen Traum, den ich diese Nacht hatte. — Ich stand vor der Thür Ihres Zimmers, mit einer Krone auf dem Haupte, Schildwache, wie ich bisweilen thue, weil es einst von mir heissen soll, daß ich eben so gut und musterhaft ein gemeiner Soldat gewesen als ich dann ein berühmter Feldherr seyn werde.

Indem ich so da stand und meinen Dienst pünktlich verrichtete, schlichen Sie sich hinter meinem Rücken aus dem Zimmer, nahmen mir die Krone vom Kopf und sezten mir mit der andern Hand einen Soldatenhut auf. Ich fühlte diese Verwechselung und sahe mich um, da wurde ich in der halb offenen Thür einen jungen Mannskopf

gewahr, der dieser geheimen Expedition mit Wohlgefallen zusah. Und denken Sie sich einmal, nicht das Erstere, sondern das Leztere ärgerte mich dermassen, daß ich davon aufwachte.

Auguste. (mit verbissenem Lachen) Im Schlafe kommen wunderbare Gauckelspiele zum Vorschein. Es ist mir unterdessen lieb, daß Sie doch wenigstens von mir träumen.

Pierro. Träumt Ihnen auch oft so etwas?

Auguste. Meine Träume sind gewöhnlich sehr angenehm und unterhaltend. Eben diese vergangene Nacht befand ich mich in einer paradiesisch angenehmen Gegend. Ein sehr schöner junger Mann, dem Hoheit und Heldenmuth aus dem Auge strahlte, gesellte sich zu mir und führte mich zärtlich liebkosend zu einer mit Blumen bestreuten Ruhebank. Mir war unaussprechlich wohl an der Seite dieses Liebenswürdigen und er schien durch mich auch gleiche Gefühle zu haben. Die süsseste Liebe bemächtigte sich unserer und schüttete auf dieser Blumenbank ihre ganze Wonne über uns aus. Da ich aus dem Wonnetaumel erwachte und dem Geliebten noch einmal scharf ins Auge blickte, erkannte ich meinen Pierro in demselben, und bald darauf saß ein liebenswürdiger Knabe

auf meinem Schoos, welcher zu unserer beiderseitigen unaussprechlich grossen Freude die Namen Vater und Mutter lallte. Die Gewalt der süssen Empfindungen, welche mein Herz erfüllten, weckte mich vom Schlaf und — — ich Thor war böse darüber, daß dieser Traum nicht länger dauerte.

Pierro. (vergnügt) Wir schlafen ja mehr, können also noch manches träumen. (indem er nach der Thür eilt) Meine Soldaten warten; ich muß fort. (geht ab)

Auguste. (verdrüßlich) Elendes Soldatenspiel! Bist du alles, was ich hier als Gemahlin eines Thronfolgers zu hoffen habe? (sie bleibt noch eine Zeitlang nachdenkend am Fenster stehen, ihre etwas düstere Miene wird immer heiterer, dann hüpft sie singend ins Nebenzimmer, um sich ankleiden zu lassen.)

Dreizehntes Kapitel.

Expektorationen.

(Die junge Gräfin Grünhof an ihre Freundin, die Prinzessin von Ruhberg in Semgow.)

Theure Freundin!

Ich glaube es Ihnen sehr gerne, daß Sie die vielen widersprechenden Nachrichten, die Ihnen von Zeit zu Zeit von unserm Hofe zu Ohren kommen, nur noch neugieriger nach der wahren Lage der Dinge machen, die dermalen hier bey uns statt finden. Sie wünschen diese Ihre aufgereizte Neugierde durch mich, wenigstens einigermassen befriedigt zu sehen und geben mir die Versicherung, daß ich dabey auf keine Weise irgend einen Mißbrauch meiner Offenherzigkeit zu befürchten habe.

Unsere alte bewährte Freundschaft macht eigentlich eine solche Versicherung unnöthig, und ich habe schon zu oft die überzeugendsten Beweise Ihrer tiefsten Verschwiegenheit erfahren als daß ich Sie nicht ohne das geringste Bedenken auch in den geheimsten Winkel meines Herzens sehen lassen sollte.

Ueberdies glaube ich, hat man in Ansehung dessen, was Sie von mir zu wissen verlangen, gar nicht Ursache, sich eine unbestechbare Verschwiegenheit auszubedingen, da alles so ziemlich öffentlich geschieht und die dabey interessirten Hauptpersonen gar keine ängstliche Verheimlichung zu suchen scheinen.

Es kann meinetwegen wahr seyn, daß die Ehen im Himmel geschlossen werden, aber das ist auch ganz gewiß, daß man bey der des Kronprinzen Pierro und Augusten von Althaus nicht die geringste Spur von einem himmlischen Ursprung wahrnimmt. Meiner Meinung nach kann der Himmel unmöglich etwas davon wissen, es müßte denn seyn, daß er bey Zusammenknüpfung dieses ganz ungleichen Paares andere, vor unsern Augen noch verborgene Absichten gehabt hätte.

Sie kennen die beyden Vermählten ziemlich genau; ich habe also nicht nöthig, sie zu schildern, um Ihnen das Unharmonische in seiner ganzen Größe zu zeigen. Nur das muß ich erinnern, daß Pierro jezt seine elende geistlose Spaßmacherey, seine Affenartige Nachahmungssucht, seine Neigung zum Soldatenspiel bis zum Eckel übertreibt und daß er innerlich und äusserlich immer

häßlicher wird; da sich hingegen Augustens seltene Vorzüge, womit ihr Körper und ihre Seele prangt, immer liebens- und bewunderungswürdiger entwickeln.

Anfangs gewann wider mancher Erwartung dieses Eheband ein harmonisches, sehr zärtliches Ansehen: denn beyde Verbundene schienen, sich selbst genug, immer den Umgang mit andern zu fliehen und sich den Aeusserungen einer zärtlichen Liebe in verschlossenen Zimmern zu überlassen. Allein es hatte blos so das Ansehen, es war Schein, wie mir die Prinzessin im Vertrauen selbst gestand, indem sie hinzusezte „und dieser täuscht“! Nach und nach kam man dahinter, daß in diesen geheimen Retiraden nichts weniger als zärtliche Umarmungen passirten, sondern daß der Kronprinz vielmehr in denselben seine Gemahlin zur Theilnehmerin seiner jämmerlichen Tändeleyen zu machen suchte und sich derselben in einer erniedrigenden Blöße zeigte, die alle Liebe vernichten und Haß und Verachtung erzeugen mußte.

Augustens Prüfung war groß; allein sie benahm sich vortreflich dabey. Mit einer edlen Grosmuth that sie Verzicht auf den Genuß einer zärtlichen Liebe, ertrug sie die Schwachheiten ih-

res Gemahls und suchte sie so viel wie möglich vor den Augen des Hofes und der Nation zu verbergen, wahrscheinlich um ihn des Throns nicht unwürdig darzustellen auf dem sie einst durch ihn zu herrschen gedenkt.

Bey diesem Schein einer zufriedenen Ehe verflossen einige Jahre. Da sich nun aber immer keine Hoffnung zu einem Erben zeigen wollte und gleichwohl der Königin Aura ganzes Augenmerk darauf gerichtet war; so bekam nun die Lage der Dinge dadurch eine Abänderung, daß von Seiten der Königin ernstliche Maasregeln getroffen wurden, das durch einen andern zu bewirken, was man bis jezt von Pierro vergeblich erwartet hatte.

Die Kronprinzessin hatte sich, wie ich ganz gewiß weiß, bis jezt so betragen, daß man ihr nicht das Geringste wegen ehelicher Untreue zur Last legen konnte. Und auch jezt, da wirklich die ernstlichsten Anstalten getroffen wurden, dem unfähigen Pierro zu der bekannten Hauptzierde getäuschter Ehemänner zu verhelfen, verhielt sich Auguste ganz leidend, ja sie widersezte sich sogar und war nur mit einiger Mühe dahin zu bewegen, den nachdrücklichsten Vorstellungen, die ihr deshalb gemacht wurden, Gehör zu geben. Der Gros-

kanzler des Reichs erschien und stellte ihr im Namen der Königin die Nothwendigkeit vor, sich den Umarmungen eines Andern zu überlassen, da der Erfolg derjenigen ihres Gemahls so wenig der Absicht entspräche, die man bey dieser Vermählung zu erreichen suchte. Nach vielen gemachten Einwendungen entließ sie den Großkanzler mit den Worten:

Wenn die Erreichung dieser Absicht zu meiner und des Reichs Wohlfahrt durchaus nothwendig ist; so möchte eine Widerspenstigkeit von meiner Seite nicht zu entschuldigen seyn. Man bringe demnach den für mich bestimmten Liebhaber so bald wie möglich zu mir.

Pierros Anhänglichkeit an seine Gemahlin hatte sich seit einiger Zeit sehr vermindert. Die geheimen Rendezvous in verschlossenen Zimmern wurden immer seltner; er fieng an, sich immer mehr mit andern Damen abzugeben und attachirte sich nach und nach an einige ganz vorzüglich. Es fielen von Zeit zu Zeit ziemlich unangenehme Neckereyen vor und Pierro betrug sich bisweilen sehr unartig gegen seine Gemahlin.

Wirkliche Liebe zu Pierro konnte, nach meiner Meynung, Auguste nie in ihrem Herzen empfinden

ob sie ihn gleich auch nicht geradezu haßte. Alles, was sie für ihn empfand, bestand vielleicht blos in einem gewissen Gutmeynen, welches nach und nach wahrscheinlich in einen mindern Grad von Liebe übergegangen wäre, hätte sich anders Pierro nur einigermassen darnach zu betragen gewußt. So aber verschwand dasselbe nunmehr ganz und natürlich mit ihm auch alle Schonung, welche Auguste bisher für die grossen Schwachheiten ihres Gemahls in einem sehr hohen Grade bewiesen hatte. Unter diesen Umständen konnte es also nicht anders kommen, als daß sich der junge Hof öffentlich entzweyte und sich für beyde Theile Partheyen bildeten.

Doch eine ziemliche Zeit zuvor, ehe es so weit kam, geschahe der Kronprinzessin jener Antrag von der Königin durch den Großkanzler des Reichs, dessen Annahme, wie ich Ihnen schon gemeldet habe, erst nach einigen Schwierigkeiten erfolgte.

Bis dahin hatte sich die für den ganzen Vollgenuß einer heissen Liebe in jedem Betracht so empfängliche Prinzessin Auguste blos mit armseligen Tändeleyen begnügen müssen; jezt kam der Augenblick, wo sie mehr, wo sie den grossen Unterschied zwischen Pierro und einem jungen kraft-

vollen, von ihren Reitzen bezauberten Mann im vollen Maaße empfinden sollte.

Auguste befand sich am Abend des nämlichen Tags, da sie so unvermuthet die sie selbst betreffende Verfügung der Königin aus dem Munde des Großkanzlers vernommen hatte, ziemlich mißmuthig über ihr immer so dunkles und verworrenes Schicksal auf ihrem Zimmer. Pierro kam selten mehr zu ihr; jezt war er mit seinen neuen Günstlingen, männlichen und weiblichen Geschlechts auf einer Lustparthie ausserhalb der Residenz. Blos meine Wenigkeit war zugegen und unsere Unterhaltung war von der Art, daß ich den Mismuth der Prinzessin ganz deutlich errathen konnte. Auf einmal öfnete sich die Thür und einer der schönsten jungen Männer vom ganzen Königreich — der auch Ihnen wohl bekannte Graf Ranof trat herein.

Augustens Stirne wurde heiter und aus ihren den Ankommenden verschlingenden Blicken strahlte Vergnügen und Wohlbehagen. Wahrscheinlich drängte sich sogleich eine geheime Ahndung in ihr Herz, daß dieser der von Aura erwählte und für sie bestimmte Galan seyn werde.

Noch wußte ich nichts von diesem neuen Arrengement. Auguste und Ranof schienen etwas verlegen zu seyn. Ich schrieb dieses meiner Gegenwart zu und entfernte mich deswegen. Eine Anwandlung von einer starken Neugierde machte aber, daß ich im Nebenzimmer vor der Thür stehen blieb. Hier vernahm ich folgende Unterredung.

Eben wurde ich zur Kronprinzessin geruffen. Ich fand sie mit Thränen im Auge. Die Lage der Dinge ward immer kritischer. Sie bat um meine Gegenwart auf den ganzen Tag. Ich muß Ihnen also die Fortsetzung dieser Geschichte schuldig bleiben. Sie sollen sie dann desto vollständiger erhalten. Gedulden Sie sich nur kurze Zeit, sobald mir wieder einige freye Stunden werden, wird solche niemanden andern widmen als Ihnen

Ihre

Louise Grünhof.

Vierzehntes Kapitel.

Glänz noch so sehr, elendes Glück!
Du blendst doch nie des Weisen Blick!
Mit mühevoller Höflingskunst
bist du auf blosse Fürstengunst
von Thoren nur gegründet!
Der sieht für einen sichern Kahn,
getäuscht den schwachen Strohhalm an,
der dich so reitzend findet.

Siberien.

Eine öde, wilde Gegend voll hoher mit Schnee bedekter Gebirge. In der Mitte der einen Seite eines solchen Gebirges sieht man unter zwey hohen Fichten eine elende Hütte, aus welcher Rauch in die Höhe steigt.

Kleines, armseliges Zimmer dieser Hütte.

(Ein alter Mann, auf dessen blassen, hagern Gesicht die Miene der Ruhe und Zufriedenheit ruht, sizt vor einem Tisch, auf welchem sich allerley Werkzeug befindet, ein junger schöner, in einem Mantel gehüllter Mann, von düstern melancholischen Ansehen, in der einen Hand einen todten Zobel tragend, tritt schüchtern herein)

Der junge Mann. Ist der Eintritt erlaubt?

Der Alte. (ohne sich umzusehen) In die Hütten — gewöhnlich! — — die Thür ist nicht verschlossen, kein Portier, kein Domestik lehnt vor derselben (sieht sich um und faßt den Fremden scharf ins Auge) Sind Sie mit Siberiens Ceremoniel noch nicht bekannt?

Der junge. (den Zobel zeigend) Das ist der zwanzigste!

Der Alte. (arbeitet fort) Es kömmt darauf an, wie stark die Zahl ist, die Sie zu liefern haben

Der Junge. Diese ist so, daß ich sie mir selbst größer diktirt hätte, wenn es auf mich angekommen wäre. — Ich habe die Woche blos einen zu schaffen. Dieß ist nun der zweyte in dieser Woche; pränumeriren möchte ich nicht gern. Kann ich Ihnen damit dienen?

Der Alte. (kehrt sich wieder um und betrachtet den Angekommenen mit grossen Augen) Wie heissen Sie?

Der Junge. Kann Ihnen an dem Schall eines Wortes etwas liegen? — Seit einiger Zeit spreche ich meinen Namen mit Widerwillen aus und höre ihn mit Eckel. — Ich bin ein ehrlicher Mann; gleichviel, wer mein Vater war und wo=

zu mich meine Geburt bestimmte. Jezt bin ich ein Verwiesener, bin Zobelfänger — nicht um ein Haar besser als jeder andere, den der Macht-spruch eines Tyrannen hieher in diesen ewigen Winter jagte.

Der Alte. Ihr Herz ist noch warm und gefühlvoll, wenn Sie den tausendsten Zobel liefern, wird es vielleicht kälter seyn — (nach einer kurzen Pause auf den Zobel zeigend) Immer pränumerirt; Sie erkaufen sich damit eine Freywoche.

Der Junge. (seufzt und sezt sich auf eine hölzerne Bank nieder) Und nur noch mehr Langeweile! (reibt sich die Stirn) O! ich lachte der öden Wildnis und der ewigen Schneegebürge Siberiens, wenn mich nur diese Feindin aller Zufriedenheit und alles Wohlbefindens nicht so unausstehlich peinigte!

Der Alte. Die Langeweile ist nirgends gut, am allerwenigsten hier in Siberien. (nach einigem Besinnen) Waren Sie Kammerherr?

Der Junge. Nein!

Der Alte. Doch aber Höfling?

Der Junge. Eben so wenig. Ich war Soldat.

Der Alte. Auch bey diesem Metier bleibt man gewöhnlich mit der Langenweile nicht unbe-

kannt. Womit haben Sie sich sonst die Zeit vertrieben?

Der Junge. Meinen besten Zeitvertreib, woran ich ehedem so viel Vergnügen fand, muß ich fliehen —

Der Alte. Darf ich wissen, warum?

Der Junge. Weil ich dadurch eine Wunde immer mehr vergrößern würde, die noch immer tief in meinem Herzen blutet. Und wenn ich nur etwas wieder ruhig werden, wenn mir mein Daseyn nicht die schrecklichste Pein bleiben soll; so muß diese Wunde heil werden, muß wenigstens verharschen, gesezt daß ihre völlige Heilung nicht zu bewerkstelligen seyn sollte.

Der Alte. (mit dem tiefen Blick eines erfahrnen in Beobachtungen grau gewordenen Menschenkenners) Sie haben ehedem gemahlt?

Der Junge. Sie sind glücklich im Errathen.

Der Alte. Die Liebe hat Sie verwundet?

Der Junge. (sich äusserst verwundernd) Ist mir mein Schicksal auf der Stirne geschrieben oder verschafft ein längerer Aufenthalt in dieser Wildniß die Kunst, ins menschliche Herz zu sehen?

Der Alte. (lächelnd) Es sind blos Vermuthungen und in diesen ist der graue Menschen-

kenner bisweilen glücklich. — Wenn Sie mahlen können, so erscheinen Sie hier bey mir just zur rechten Zeit. Lange schon habe ich mich unter meinen Nachbarn nach jemanden umgesehen, der diese Geschicklichkeit besäße; allein mein Suchen war bis jezt vergeblich — Ist Ihre Hütte weit von der meinigen entfernt?

Der Junge. Eine halbe Meile.

Der Alte. Sehr wohl! Sonach können wir ja täglich zusammen kommen. — Ich bin vom Zobelfang dispensirt; Sie haben wöchentlich nur einen zu liefern. Beschäftigung ist so nöthig als das tägliche Brod. Die Langeweile würde uns unser Elend tausendfach vermehren. Wir wollen also unsere Kräfte vereinigen und uns unsere Zeit auf eine so angenehme und nüzliche Weise zu vertreiben suchen als uns nur unter unsern Umständen möglich ist. Mein Fach ist Mechanik, das Ihrige Mahlerey — Und um so wenig als möglich an unsere alten Verhältnisse erinnert zu werden, wollen wir uns von nun an nach unsern Metiers nennen. Sie heissen Mahler und ich Mechanikus.

Der Junge. (mismüthig) Ich fürchte nur, unter meinem Pinsel wird immer ein und eben dasselbe Portrait entstehen.

Mechanikus. (mit einem gutmüthigen Lächeln und einem warmen Händedruck) Nur getrost, Herr Kompagnon! In Siberien mahlen wir keine Portraits mehr. Menschengesichter abzuzeichnen ist überhaupt in meinen Augen eine sehr unnütze und elende Beschäftigung. Wenn wir keine neuen Gegenstände wüßten; so würde ich Ihnen rathen, lieber Zobelköpfe zu mahlen als Frazzen von Menschen, bey deren Anblick man Bauchgrimmen bekömmt. Sehr gut für uns, wenn wir dergleichen Larven so wenig wie möglich mehr sehen, kopiren wollen wir gern keine.

Mahler. Ich habe mich eigentlich nie mit Portrait mahlen abgegeben; blos aus Leidenschaft habe ich ein und eben dasselbe Portrait freylich ziemlich oft kopirt.

Mechanikus. Das war's Lärvchen des Liebchens? — Sie haben die Kopie und ein anderer hat das warme Original in Armen, nicht wahr?

Mahler. Sonderbar! Daß auch der Spott noch schmerzt; ohngeachtet man weiß, daß man ihn verdient.

Mechanikus. (ernsthaft) Hatte meine jetzige Aeusserung die Wirkung des Spottes; so muß ich

aufrichtig bekennen, daß dieß nicht im geringsten aus Absicht geschahe. Spott war nie meine Sache, am allerwenigsten ist er es jezt, da ich selbst sehr füglich einen Gegenstand desselben abgeben kann. Ich hoffe, eine nähere Bekanntschaft wird alle dergleichen Vermuthungen verscheuchen. (heiter wie zuvor) Sagen Sie mir, hab ich nicht recht, wenn ich die besonders jezt so sehr zur Mode gewordene Portraitsucht für eckelhaft halte? Da ist mancher so incognito durch dieses Leben hindurch gereist, daß sein Daseyn blos mit Küche und Keller in Verbindung stund — und doch paradirt er in prächtigen Kupferstichen und Gemälden mit Kron und Stern geziert, als ob er sich für hundert Menschengenerationen hinaus merkwürdig gemacht hätte; obgleich der Vernünftige bekennen muß, daß Kron und Stern nicht unschicklicher und schlechter hätten plazirt werden können als hier durch das leider oft so dunkle und unbegreifliche Schicksal wirklich geschehen war. Wollte man von einem solchen ja etwas in der Copie zum Andenken aufbewahren, so müßte diese Ehre mit allem Recht dem Rumpf wiederfahren: denn Kopf und Füsse waren im Grund unthätig, waren eigentlich so gut als gar nicht da; indem jener eben so wenig jemals dachte als diese jemals

giengen: denn das gekrönte Original berührte nie so leicht Gottes Erde, sondern wurde gewöhnlich immer von Zimmern in die Carosse und von da aus wieder in die Zimmer gebracht.

Ein Anderer läßt sein Gesicht durch Pinsel und Grabstichel unter den Menschen verbreiten und verewigen, der sich gewiß, hätte er anders nur nicht so gar dicke Schuppen vor den Augen und einen so gar starken, undurchdringlichen Nebel um sein schwaches Vernunftlichtlein, bey Tage vor lauter Schaam über seine gänzliche Geistesarmuth und Verdienstlosigkeit nicht sehen ließ und ängstlich darauf bedacht wäre, daß er bey finstrer Nacht wieder von dem Theater abträte, auf welchem er die ihm gegebene Rolle auf das jämmerlichste verhunzt hat.

Ein Dritter schreibt ein Buch und aus Demuth fügt er neben dem Tittel sein Bildniß bey, damit sich die Leser recht augenscheinlich überzeugen können, daß der Kopf, in welchem diese weisen und tiefgelehrten Gedanken an das Licht der Welt gebracht wurden, eben so wie alle andere Menschen Köpfe aussah.

Ein Vierter ist General, er stand ziemlich Gefahrfrey hinter der Fronte, als die seinem Com-

mando anvertrauten Truppen in einer Bataille den Sieg erfochten. Sein Name ertönt nun in allen Zeitungen und sein Portrait hängt in allen Bilderbuden und der Unterofficier, der dadurch der krittischen Sache den Ausschlag gab und den Sieg bewirkte, daß er muthig und entschlossen genug war, zuerst eine Anhöhe zu erklettern, auf welcher die gefährlichste feindliche Batterie zum Schweigen gebracht und erobert werden mußte, bleibt vergessen und seine Handlung wird höchstens als erfüllte Schuldigkeit betrachtet.

Die merkwürdigsten Personen in der Welt werden immer gerade am wenigsten abkonterfeyt. Es kommt im Grunde auch gar nicht darauf an: denn nicht Bilder, sondern Handlungen verewigen und machen merkwürdig. Wenn nur einer innern Werth besizt und groß durch seine Thaten wird, gleichviel hernach, ob er ein längliches oder rundes Gesicht, eine Habichts- oder Calmuckennase hat; gleichviel ob ich sein Gesicht genau kenne oder nicht; das kann ich mir doch leicht denken, daß er einem Menschen ähnlich sieht, und wie Menschen aussehen, weiß jeder, der gesunde Augen hat, einem Blinden können auch Gemählde nichts helfen. Auch die Bildnisse der Liebchen

können zu nichts dienen. Das lebendige Original verschaft blos Genuß, und dieses können Bilder doch nie ersetzen.

Mahler. (freundlich) Ich finde Harmonie in unsern Gesinnungen und ich freue mich, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben.

Mechanikus. Harmonie der Gesinnungen ist der festeste Grund einer ächten Freundschaft und diese kann uns hier gut zu statten kommen.

Mahler. Verzeihen Sie, ich kann den Wunsch nicht bergen, von Ihrer Person und Ihren Schicksalen etwas näheres zu wissen.

Mechanikus. Sie sind wahrscheinlich ein Ausländer und erst seit kurzer Zeit in Norden, sonst würde ich Ihnen wohl bekannt seyn. Meinen Namen haben Sie gewiß schon tausendmal nennen hören, auch vielleicht ein Portrait sehr oft gesehen, das mich in meinem ehemaligen Zustande vorstellen soll, wo ich noch Stern und Ordensband trug. Ein Monarch hob mich zu einer Schwindelhöhe empor — Ich war der erste Minister eines Reichs, dessen Größe einen ganzen Welttheil weit übertrift und Feldmarschall über eine Armee von viermal hunderttausend Mann — und ein geringer Mensch ohne Geburt und Rang,

ein elender Bube ohne Werth und Verdienst, ein Kerl, der sich als Lakais oft zu meinen Füssen warf, und um einen gnädigen Blick buhlte, schleuderte mich in wenig Augenblicken von dieser Höhe herab in die Tiefe eines Verwiesenen, nahm mir Stern und Ordensband und Vermögen und machte aus dem ersten Minister, aus dem eigentlichen Vormund einer Königin, aus dem Feldmarschall einen elenden Zobelfänger, jagte mich aus dem Elisium in die scheuslichste Wildniß, aus dem prächtigsten Pallast in eine Hütte. Sehen Sie, lieber Mahler! so sind die labyrinthischen Gänge des Glücks, so die Menschenschicksale in einem Reich, wo selbst von der glänzendsten Ministerstelle, ja selbst vom Throne nur der kleinste Schritt bis zum Zobelfang in Siberien ist! wo in einer einzigen Nacht der Monarch Sclave und der Sclave Monarch werden kann! wo sich gewöhnlich die glänzendste Laufbahn eines Ministers und Generals in dem dunkelsten, verächtlichsten Labyrinth endigt! wo ein Volk lebt, das seinen Peinigern die Füsse leckt, und von betrügerischen Priestern getäuscht ein hartes Joch dann und wann nur deswegen abschüttelt, um einem andern noch härtern den Nacken zu bieten! —

Mahler. (verwunderungsvoll) Sonach sehe ich wohl in Ihrer Person Nordens größten Feldherrn, der Aurens Vorgängern die Krone aufsezte und zwey merkwürdige Kriege als Sieger endigte?

Mechanikus. (bescheiden lächelnd) Das Alte ist vergangen. Nach unserer Uebereinkunft bin ich ein Mechanikus, mein Name ist Laskov.

Mahler. Also ist meine Vermuthung gegründet! (mit einer Verbeugung) der Name Laskov ist Ehrentittel genug! Ein Mann, wie Sie, bleibt auch ohne Stern und Ordensband noch groß, verdient auch in Siberien noch tiefe Verbeugung.

Mechanikus. (mit einem Händedruck) Sie kennen bis jezt den Namen Laskov blos von hören sagen. Ob ich einiger Achtung und Ihrer Freundschaft werth bin, wird eine längere Bekanntschaft entscheiden. Verzeihen Sie, daß mich gewisse Umstände nöthigen, für heute unserer Unterredung ein Ziel zu setzen. Kehren Sie zurück und bringen Sie Ihren Zobel an die Behörde. Kommen Sie wieder zu mir, so bald Sie können und wollen, dann wollen wir über unsere Beschäftigung einig zu werden suchen.

Mahler. (indem er sich nach erwiedertem Händedruck gegen die Thür wendet und eine Inschrift mit grossen Buchstaben auf derselben erblickt) Ha! ein stiller Zuruf! auch ich habe mich mit dergleichen versehen! (lie't)

Glänz noch so sehr, elendes Glück!
Du täuschst doch nie des Weisen Blick!
mit mühevoller Hößlingskunst
bist Du auf blose Fürstengunst
von Thoren nur gegründet!
Der sieht für einen sichern Kahn
getäuscht den schwachen Strohhalm an,
der Dich so reizend findet!

(heiter) Wenn bisweilen die Rückerinnerung an die Vergangenheit Anwandlungen von Mißmuth erregt — dann einen Blick hierauf, und diese Anwandlungen werden verschwinden! — (entfernt sich.)

Funfzehntes Kapitel.

Daß je ein Weib der Schlangen Rath,
den Mann zu täuschen, nöthig hat,
ist nicht so leicht zu glauben.
Sie hatten sonst und haben heut,
zu vieler Männer Herzeleid,
den Teufel untern Hauben!

Sandlands König, Pryssus, der die von seinem Vater geerbte mittelmäßige Macht — fast könnte man sagen, durch ein Wunderwerk zu einem Grade empor gehoben hatte, wo sie den größten Mächten des Welttheils das Gleichgewicht hielt und allen furchtbar wurde, hatte seit seiner Thronbesteigung nur einen Wunsch und dieß war der, sein kleines Reich zu vergrössern und dadurch seiner Macht neue Stützen zur Erhaltung und Befestigung zu verschaffen. Lange schon lauerte er deswegen auf eine Gelegenheit, wo er wenigstens unter einigem Schein des Rechtens das Schwerdt zücken und, seinem Wunsch gemäß, einen Versuch zur Eroberung fremder Provinzen machen könnte. Dergleichen Gelegenheiten können ganz natürlich für denjenigen, der auf sie lauert,

nicht allzuselten seyn — Pryssus fand eine; schnell überfiel er mit einem Theil seines zu einem Feldzug lange schon vorbereiteten Heeres, eine benachbarte Macht, die auf nichts weniger als auf eine eben so schnelle Gegenwehr gefaßt war und gegen welche also Pryssus schon im ersten Anfang dadurch ziemlich in eine bedeutende Avantage kam. Auf diese Weise begann ein Krieg, der mehrere Jahre dauerte, und in welchen bald alle vorzüglichsten Mächte des Welttheils verwickelt wurden. Auch Norden mußte vermöge einer Allianz Theil daran nehmen und ein ansehnliches Corps wider Pryssus marschiren lassen.

Uso's Freund, Auheim, war unterdessen vom Lieutenant zum Hauptmann avancirt. Das Regiment, bey welchem er sich befand, war sogleich beym Ausbruch des Kriegs mit beordert worden, ins Feld zu ziehen. Schon hatte er die dritte Campagne mitgemacht, und noch war sein Körper von feindlichen Kugeln und Säbeln verschonet geblieben. Er freuete sich dieses seltenen Glücks und schmeichelte sich nun desto mehr mit der angenehmen Hofnung, auf der eingeschlagenen Carriere einem glänzenden Ziel entgegen zu kommen.

Das Nordische Corps, welches überhaupt dem Pryssus viel zu schaffen machte, nahm seinen Marsch gegen einen Theil der Sandländischen Staaten, der beynahe ganz von Militair entblößet war. Pryssus hatte sehr viele Feinde auf dem Hals und im Grunde nichts weniger als Ueberfluß an Soldaten. Die Nothwendigkeit, seinen verlassenen und von neuen Feinden bedrohten Staaten schleunigst zu Hülfe zu kommen, war ihm deswegen äusserst unangenehm. Das Eilen mit dieser Hülfe war also auch von der Art, daß einige seiner Provinzen schon ziemlich verheert waren, ehe ein Hülfscorps für sie in Bewegung gesezt werden konnte. Auheim befand sich mit darunter. Er hatte also jezt Gelegenheit, einen neuen Feind kennen zu lernen und seine Compagnie gegen die furchtbaren Nordischen Truppen anzuführen.

Es kam bald zu einem schrecklichen Rendezvous und die von wiederholten Siegen stolz gewordenen Sandländische Soldaten fanden hier eine ziemliche Demüthigung, indem das Nordische Corps so fest wie eingemauert stand und nach dem fürchterlichsten Kampf und mörderischsten Feuer noch immer keine Miene zum Weichen machte.

Die Nacht trat ein und machte dem hartnäckigen Kampf ein Ende. Beyde Theile hielten sich für Sieger. Ein Fall, der freilich nicht selten ist, im Grunde aber hier, dem Anschein nach, wirklich statt fand. Der Verlust war von beyden Seiten groß; man zog sich zurück und es schien als wenn man an dieser gemachten Probe genug hätte, da man beyderseits die Gelegenheiten, einander wieder in die Haare zu kommen, nicht sonderlich mehr suchte.

Der Hauptmann Auheim war auch hier mit einem blauen Auge davon gekommen; nicht aber seine Compagnie, von welcher er nur noch dreyßig Mann zählte. Doch in diesen Zeiten herrscht überall Ueberfluß an Menschen und hundert blaue Röckchen sind auch bald gemacht! —

Einige Tage nach dieser blutigen Action traf Auheim an einem öffentlichen Ort einen gefangenen Nordischen Officier. Nachdem sich beyde schon eine ziemliche Zeit unterredet hatten, äusserte lezterer, daß er sich eben an einen Auftrag erinnere, den er an einen gewissen Lieutenant von Auheim habe. Auheim gab sich zu erkennen, und vernahm von dem über diese unvermuthete Zusammenkunft erfreuten gefangenen Norden folgendes:

Ehe wir zum Marsch gegen Sandland beordert wurden, stand ich mit einem Bataillon von meinem Regiment dicht an der Siberischen Grenze. Einige Monate vor unserm Aufbruch kam ein Staatsarrestant bey uns an, den ich an den Ort seines Exils zu begleiten hatte. Es war ein angenehmer, junger Mann, der jedoch, wahrscheinlich über sein Schicksal, höchst mismuthig war. Er nannte sich Uso, war ein Ausländer, und muß allem Ansehen nach schon Officier gewesen seyn, ob er gleich damals bürgerliche Kleidung trug. Die Ursache seiner Verweisung blieb unbekannt, er selbst schwieg gänzlich davon. Da wir uns trennten, gab er mir diesen Brief mit den Worten:

Ich weiß, daß mir in meiner jezigen Lage keine Correspondenz erlaubt ist. Sie könnten also auch Bedenken tragen, mir die Bitte, gegenwärtigen Brief an seine Behörde zu befördern, zu erfüllen. Allein ich versichere Ihnen als ein Mann von Ehre, daß sein Inhalt für keinen Staat in der ganzen Welt von Bedeutung ist; sondern nur für meinen Freund, dessen Namen die Addresse bezeichnet, einiges Interesse haben kann. Um Ihnen alles Mistrauen zu benehmen, steht es Ih-

nen frey, ihn zu erbrechen und sich von der Wahrheit dessen, was ich Ihnen sage, zu überzeugen.

Ich glaubte der Versicherung dieses Unglücklichen ohne weitere Ueberzeugung und ließ also den Brief unerbrochen. Da aber bald das Gerücht erscholl, daß ein Theil von unserm Heer gegen Ihren König marschiren würde; so trug ich Bedenken, diesen, an einen feindlichen Officier addressirten Brief öffentlich abgehen zu lassen, weil doch der Fall nicht selten ist, daß man sehr leicht auf die unschuldigste Weise Verdacht erwecken und sich dadurch sehr viel schaden kann. Es ist mir jezt um so lieber, diese Vorsicht gebraucht zu haben, da es der Zufall so fügt, daß ich ihn persönlich übergeben kann.

Auheim erkannte sogleich die Handschrift seines Freundes, von welchem er schon eine ziemliche Zeit keine Nachricht hatte. Er eilte vergnügt mit dem Briefe nach Hause und fand folgenden Inhalt:

Freund Auheim!

Fast mögte ich mit jenem gepeinigten frommen Morgenländer Hiob, zwar nicht sowohl den Tag

meiner Geburt als vielmehr den Tag meiner Ankunft auf Hohburg verfluchen, indem es scheint als hätte mich seit dieser Zeit ein feindseliger Dämon, gleich jenem, zu seinem Spielball erkohren. — Ich bin gegenwärtig mit mir so wenig einig, daß ich keinen andern Wunsch habe als den, mich auf immer selbst fliehen, mich in ein ganz anderes Wesen verwandeln zu können! —

Dein leztes Schreiben erhielt ich noch in Hohburg. Seit dieser Zeit habe ich nichts von Dir gehört. Da Dir mein nachheriger Aufenthalt nicht bekannt war; so konntest Du auch nicht an mich schreiben.

Nachdem Du mir Nachricht von jener fatalen Neuigkeit gegeben, ertheiltest du mir den Rath, meine Adjutantenstelle mit einer gewissen andern zu vertauschen. Kaum war ich von der Gewißheit jener Nachricht überzeuget, so dachte ich auch auf das ernstlichste daran, Deinen freundschaftlichen Rath zu befolgen, weil ich sehr wohl einsah, daß sich unter den Umständen nichts bessers für mich thun ließe.

Ich entdeckte ganz natürlich meinen Wunsch zuerst dem Gouverneur, der zu meiner Verwunderung zur Erfüllung desselben weit weniger Schwie-

rigkeiten fand als ich selbst. Es kam jezt nur noch darauf an, daß auch die Dir wohl bekannte Hauptperson ihre Zufriedenheit mit diesem Vorhaben äusserte, welches ich jedoch nach meinen bisherigen Erfahrungen schon im Voraus mit vieler Gewißheit erwarten konnte.

Diese Person hatte die große Attention für mich, mir bald nach ihrer Zurückkunft aus der Residenz ihre künftige Bestimmung selbst zu notificiren.

Als ich Deinen Brief mehreremale durchgelesen hatte, kam die Zeit, wo ich gewöhnlich beym Gouverneur erscheinen mußte. Mit einer Gemüthsstimmung, die sich nicht wohl beschreiben läßt, trat ich aus meinem Zimmer und die größte, die bezauberndste Schönheit, die freilich aber leider die Natur blos zu meiner Pein hervorgebracht zu haben scheint, stand auf einmal mit einem Lächeln vor mir, das mich in einen schwindelvollen Taumel versezte. Ich riß sogleich die Thür wieder auf und machte eine Verbeugung, weil ich nicht anders glauben konnte, als daß mir ein Besuch zugedacht war. Allein mein Zimmer sollte nun einmal das Glück, eine Göttin zu umfassen, nicht haben, so nahe ihm auch dasselbe war.

„Umkehren dürfen Sie nun nicht wieder“, begann die Himmlische mit jenem bezaubernden Lächeln — „ich würde für das Unglück verantwortlich werden, das Ihnen dann bey Ihrem zweyten Ausgang begegnete; die Nachricht, die ich Ihnen blos bringen wollte, würde Sie wenig schadlos dafür halten, indem Sie vielleicht sehr wenig Interesse für Sie hat. Man hat mich mit dem — — — verlobt. Kennen Sie ihn?“

Diese lezte Frage that sie mit einem Blick, der — wenigstens meiner Meinung nach, viel Bedeutung hatte.

Was ich auf diese Notification erwiederte, weiß ich nicht mehr. Ich begleitete sie bis zu ihrem Zimmer zurück und ging dann mit einem Kopf, der einem Bienenstock glich, dessen Bewohner anfangen zu schwärmen, meiner Bestimmung nach.

An diesem Tag war ich noch zu wenig bey kaltem Blute, als daß ich über das mir vorgeschlagene Projekt gehörig hätte nachdenken können. Erst nach einigen Tagen legte sich der Sturm und dann wurde Dein Rath in Betrachtung gezogen. Er gefiel mir, und ich that, was ich Dir schon gemeldet habe. Jezt lauerte ich

nur auf eine Gelegenheit, mich auch des Beyfalls derjenigen Person zu versichern auf welche im Grunde alles ankam. Diese fand sich bald und ich vernahm zu meinem Entzücken aus dem göttlichen Munde die Versicherung, daß die beabzielte Veränderung meines Posten ganz ihren Wünschen entspräche und ihre künftige Bestimmung ungemein angenehm machen und also auch von ihrer Seite alles beygetragen werden würde, um sie zu bewerkstelligen.

Kurze Zeit hierauf erfolgte wieder auf gewöhnliche Veranlassung ein nächtliches Rendezvous. Ich eilte demselben, wie immer, mit heißester Sehnsucht entgegen und ging nach dem süssesten Genuß wonnetrunken davon. Ein Billet wurde mir dießmal beym Scheiden in die Hand gedrückt; voll Neugierde nach dessen Inhalt konnte ich nicht schnell genug auf mein Zimmer zurück kommen. Nichts war mir unerwarteter als das, was ich in diesem Billet las.

„Sie haben den Vorsaz“ — hieß es — „in andere Dienste zu treten. Ich habe gehörig über dieses Projekt nachgedacht und nach reiflicher Ueberlegung für heilsam befunden, Ihnen ernstlich davon abzurathen. Die Gründe werden Ihnen

sehr einleuchtend seyn, wenn Ihnen solche zu seiner Zeit mitgetheilt werden können. Jezt wünschte ich, daß Sie mir einstweilen aufs Wort glaubten. Die Sache wird nach Wunsch gehen und eine ganz andere Wendung nehmen, wenn Sie sich vor meiner Veränderung zu einem Schritt verstehen, von welchem man Ihnen schon einige Winke gegeben hat. Alle Anstalten sind schon getroffen; Sie dürfen nur wollen. Da, wo sich der Erfüllung unserer Wünsche ein unabänderliches Schicksal entgegen stellt, ist es weise, sich in so fern nach der absoluten Nothwendigkeit zu bequemen, daß man seinen Wünschen eine andere Richtung zu geben sucht. Entschliessen Sie sich bald; der Ausgang wird Sie überraschen; jedoch hoffentlich nicht unangenehm für Sie seyn! —“

Sag, Auheim! was soll man von diesen sonderbaren Erscheinungen denken? wie sich diese Aeusserungen erklären? — Mündlich wurde ich zur Ausführung meines Vorhabens auf die schmeichelhafteste Weise angefeuert und schriftlich wird mir davon abgerathen! Worin soll der Schritt bestehen, den ich zu thun habe? O! daß man sich doch blos stumme Umarmungen ausbedungen hat! wäre dieses nicht, so würden bald alle Dun-

kelheiten verschwinden! so wären keine Misverständnisse zu befürchten! — Räthselhafte Bedingung! welche Ursachen mußt du haben!

Ich bedurfte keiner langen Ueberlegung um einen Entschluß zu fassen. Ein Verliebter hat keinen eigenen Willen, was der Gegenstand seiner Liebe wünscht, ist ihm heiliges Gesez.

Da ich nicht mehr so glücklich war, eine Gelegenheit zu einer mündlichen Unterredung zu finden; so ließ ich bey einer bald darauf folgenden nächtlichen Zusammenkunft an dem bewußten Ort ein Billet zurück, das meine Gesinnungen in den wenigen Worten enthielt:

„Ich nehme nicht einen einzigen Augenblick Anstand, mich in allem Ihrem Willen zu überlassen. Nur einen Wink von Ihnen und ich eile, das vollenden zu helfen, wozu Sie schon alle Anstalten getroffen haben. Der Ausgang wird auf alle Fälle für mich entzückend seyn.“

Nach dieser Erklärung meiner Gesinnungen trat in dieser Geschichte eine ziemlich lange Pause ein. Ich war unterdessen immer getrosten Muthes und voll froher Hofnung, weil ich jeden Augenblick einen Wink zur Ausführung eines entscheidenden Streiches erwartete. Auch hatte ich

nicht ermangelt, dem Gouverneur bey Zeiten zu melden, daß ich meinen Entschluß, die Sandländischen Dienste zu quittiren, gänzlich aufgegeben habe und für besser befände, auf meinem Posten zu bleiben. Der Gouverneur äusserte einige Befremdung hierüber, schien aber übrigens mehr zufrieden als unzufrieden damit zu seyn. Sehr merkwürdig ist es, daß seit der Zeit, wo ich dem Gouverneur dieses bekannt machte, kein heiterer Blick von der Person mehr auf mich fiel, an welcher mein ganzes Herz hing.

Indem diese Stille so fortdauerte, wurden auf einmal Anstalten zu einer weiten Reise in dem Hause meines Chefs getroffen. Mancherley Vermuthungen hatten mich deshalb schon beunruhiget als man mir erklärte, daß dieß alles einer nahen Vermählung wegen geschehe. Jezt war mir zu Muthe wie einem, der vor dem Glücksrad steht und bald voll entzückender Hofnung, bald voll ängstlicher Furcht auf die Erscheinung des grossen Gewinnes wartet. Noch immer hatte ich keinen Wink vernommen und doch mußte das dunkle Versprechen, das ich mir während der Zeit so ziemlich deutlich zu meiner Beruhigung erkläret hatte, nächstens in Erfüllung gehen, wenn ich

nicht auf das schändlichste getäuscht werden sollte.

Schon war der Tag der Abreise bestimmt und noch immer war für jene dunkle Sache kein Licht aufgegangen. Meine Lage wurde immer kritischer, meine Unruhe immer grösser, weiß Gott, warum man mich beynahe bis zum lezten Augenblick in einer so quaalvollen Ungewisheit lassen wollte. Der zur Trennung festgesezte Tag hatte sich schon bis auf eine Nacht genähert und noch wußte ich so wenig wie zuvor. In einer verzweiflungsvollen Lage saß ich Abends auf meinem Zimmer, als auf einmal jemand die Thüre ófnete, ein Billet ins Zimmer warf und eiligst wieder fort sprang. Strahlen der angenehmsten Hoffnungssonne drängten sich jezt schnell in mein finsteres Herz. Vor lauter Begierde hätte ich beynahe das versiegelte Billet in Stücken zerrissen und meine beengte Brust wurde auf einmal ganz leicht als ich folgendes las:

„Diese Nacht, gegen ein Uhr, werden zwo Personen auf Ihrem Zimmer erscheinen. Entfernen Sie zuvor alle Bedienung und alles Licht aus demselben. Die dritte Person wird sprechen, Sie und ich haben blos eine einzige Frage mit ja zu

beantworten; ausserdem sind wir so stumm wie bey unsern vorigen Zusammenkünften; Sie werden mit dem, was vorgehen wird, zufrieden seyn; nur erbittet man sich, daß Sie auch über die darauf folgenden Erscheinungen keine voreilige Unruhe äussern, sondern alles seinen, wenn auch etwas dunkeln und dem Anscheine nach verworrenen, doch aber endlich zum Lichte führenden Gang gehen lassen."

Schon lange hatte ich eine gewisse Vermuthung wegen dieser Sache und diese war mir seit einiger Zeit immer wahrscheinlicher geworden. Die wenigen Stunden, welche noch bis zu der bestimmten Zeit übrig waren, brachte ich damit zu, die Gründe gegen einander abzuwiegen, die ich mir für und wider diese Wahrscheinlichkeit ersinnen konnte. Unter diesem Gedankenkrieg schlug es eins, und noch tönte die Glocke, als sich schon die Thür öffnete und die beyden angesagten Personen herein traten. Die Finsterniß war ausserordentlich groß, nur mit Mühe konnte ich so viel entdecken, daß diese beyden Personen nicht einerley Geschlechts waren.

Nachdem wir uns einander genähert hatten, und ich durch einen warmen Händedruck von dem

Daseyn der Geliebten versichert worden war, begann der mir noch unbekannte Dritte, ohne weitere Vorbereitung, mit einem Trauungsformular. Dieß überraschte mich so sehr, daß diese Sache geschehen war, ehe ich mir recht bewußt wurde, was eigentlich mit mir vorgieng.

Ich bekam jedoch bald Zeit und Muse, mich von dieser grossen Ueberraschung wieder zu erholen und über diesen neuen Auftritt nachzudenken: denn so wie das Band geknüpft war, verschwanden beyde Personen wieder. Dieser Fall war einzig in seiner Art und in meinem Innern sah es ganz sonderbar aus.

Der Morgen erschien und die mancherley Unbegreiflichkeiten, mit deren Erklärung ich mich noch immer vergeblich quälte, wurden nicht weniger dunkler als ich gewahr wurde, daß zum Antritt der vorhabenden Reise alles bereit war. Ich dachte an das leztere Billet, in welchem ich zur Ruhe verwiesen wurde und suchte, so viel wie möglich, den Schein der Unbefangenheit zu affektiren. Wie weit mir dieses gelungen ist, kann ich nicht sagen. So viel weiß ich aber noch, daß ich mich während der Zeit, da ich mich empfahl und die Abgehende mit zum Wagen herabbegleitete,

in einer Art von Sinnenbetäubung befand, die mir eine täuschende Verstellung beynahe unmöglich machte. Gut, daß man wahrscheinlich sehr wenig auf mich regardirte, weil man sein Augenmerk auf andere Dinge gerichtet hatte. So viel Besinnungskraft blieb mir unterdessen doch noch, in den lezten Augenblicken vor der Trennung auf einen bedeutenden Blick zu lauren, um wenigstens hieraus zur Aufklärung dieser großen Dunkelheiten einiges schliessen zu können; allein es fielen überhaupt nur wenige Blicke auf mich und unter diesen wenigen war nicht ein einziger, der mir das, was ich suchte, sagen zu wollen schien.

Als ich die Gräfin Lira, welche nur auf kurze Zeit zur Begleitung mit geht, in den Wagen hob, schien mir diese hastig etwas in die Hand drücken zu wollen; allein es kam mir zu unvermuthet, ich faßte es nicht, wahrscheinlich ist es ihr entfallen. Nachdem die Wagen fort waren suchte ich auf dem Boden, fand aber nichts. So wie es mir vorkam, muß es ein Billet gewesen seyn. Sollte diese etwas von jenen Geheimnißen wissen und etwa Auftrag gehabt haben? fast scheint es so zu seyn und ich ärgere mich über meine Unachtsamkeit nicht wenig. Wahrscheinlich war der Inhalt

dieses Billets nur für mich verständlich, sonst würde mich der Gedanke, daß es vielleicht von jemand gefunden worden seyn kann, ausserordentlich beunruhigen.

So wie diese Sonne verschwunden war, gab es für mich lauter düstere, nebelvolle Tage. Einer nach dem andern vergieng und kein Strahl eines neuen Lichts kam zum Vorschein. Ein längerer Aufenthalt in diesem mir nun äusserst unangenehmen Ort, wurde mir unerträglich und mein Posten war mir zum Eckel. Ich hielt unter einigem erdichteten Vorwand um meine Dimission an, mit dem Vorsatz, mich dem Magnet zu nähern, der mich mit unwiderstehlicher Gewalt an sich zog.

Eben hatte ich die bejahende Resolution auf mein Gesuch erhalten als mit der Post ein Brief folgenden Inhalts an mich ankam.

Geliebter Uso!

„Verzeihen Sie, daß man Ihnen über die Dunkelheiten, welche man wegen gewisser Umstände nothwendig über unsere geheime Geschichte verbreiten mußte, und welche Ihnen nicht anders als höchst unangenehm seyn können, noch immer keine Aufklärung ertheilen konnte. Eine Menge Ihnen

zum Theil noch ganz unbekannter Schwierigkeiten drängten sich unserer Vereinigung entgegen; allein meine Liebe kennt keine Grenzen, ihre Macht ist groß, bald wird sie über alle gesiegt haben. Suchen Sie sich nur immer mehr an den Gedanken zu gewöhnen, daß, wenn die Erfüllung mancher unserer Wünsche nicht möglich ist, uns die Vorsehung nicht selten ganz unvermuthet, durch eine andere Verfügung schadlos zu halten weiß, und machen Sie sich auf eine Ueberraschung gefaßt, mit welcher Sie, wie ich mir schmeichle, nicht unzufrieden seyn werden. Das Band ist geknüpft und die Zeit ist nahe, wo es blos auf Ihnen beruht, sich an der Seite einer Person, die Sie unaussprechlich liebt und deswegen auch für den dunkeln Gang, den sie zur Erreichung eines so wonnevollen Ziels einschlagen mußte, von Ihnen Entschuldigung hofft, die heitersten Tage zu machen. Eilen Sie derselben jezt nun, so bald wie möglich, auf halbem Weg entgegen.

Zu Ranau, einem an der Nordischen Grenze gelegenen Städtchen, werden Sie erwartet. Auf der lezten Station vor diesem Orte werden sie ein Billet und in demselben die Anzeige des Hauses finden, wo Ihnen für den dunkeln Pfad, den man

Sie wandeln ließ, das erste Licht aufgehen soll.

Siehe da! lieber Auheim! eine Aussicht zu der nahen Aufklärung aller der mich bisher so beunruhigenden räthselhaften Erscheinungen!

Nichts hielt mich nun mehr zurück; in wenigen Tagen war ich also schon auf dem Weg nach Ranau. Mein Herz pochte immer stärker, je näher ich diesem Ort kam; voll froher Erwartung sprang ich aus meinem Wagen, als er vor der lezten Station stille stand, und eilte in das Posthaus, das versprochene Billet in Empfang zu nehmen, und mismuthig ging ich wieder heraus als man versichert hatte, daß nichts an mich zugegen wäre, und ich also ohne weitere Anzeige auf Ranau zufahren mußte.

Nachdem ich mich auch hier einen ganzen Tag vergeblich bemühet hatte, eine Person aufzusuchen, die auf mich wartete, entschloß ich mich, meine Reise im Königreich Norden, bis zur Residenz, fortzusetzen. Da ich diese erreicht hatte, vernahm ich zu meinem Erstaunen die Bestätigung der Nachrichten von einer geschehenen Vermählung, die ich unterwegs in verschiedenen Orten gehört hatte. Dieses konnte ich mit dem, was mir be-

kannt war, durchaus nicht zusammen reimen. Meine Geduld ermüdete, ich wurde hitzig und nahm mir vor, ohne weitere Umstände mich der Person zu präsentiren, die mir über diese Unbegreiflichkeiten allein die beste Auskunft geben konnte. Je wahrscheinlicher es mir jezt wurde, daß man mich blos täuschen wollte, desto mehr erwachte mein Ehrgefühl und es war als ob die brennendheiße Liebe, die mich bis jezt so sehr gequält und beynahe unstet und flüchtig gemacht hatte, einige Grade von ihrer Wärme verlor. Ich wollte nun durchaus überzeugende Gewißheit haben, um dann zur Beendigung dieser Sache meine Maasregeln nehmen zu können.

Die Verhältnisse, in welchen ich mit der bewußten Person stund, machten es aber durchaus nothwendig, daß wir uns allein sprachen.

Das war ein Umstand, der nicht wenig Schwierigkeiten verursachte. Ich machte Versuche auf Versuche; allein nur wenigemal gelang es mir, dem Zimmer derselben nahe zu kommen; weiter kam ich aber nie. Ein unglückliches Rendezvous, das ich endlich nach vielen vergeblichen Versuchen vor der Thür des Zimmers mit einer mir unbekannten Mannsperson hatte, machte auf einmal

der ganzen Sache ein Ende und brachte mich nach Siberien, wo dieses Schreiben an Dich sein Daseyn erhielt, welches wahrscheinlich spät genug an dich gelangen wird.

Du weißt nun mein sonderbares Schicksal. Ob wir je noch einmal einander wieder sehen, wissen wir beyde nicht. Wahrscheinlich ist es blos Stumpfheit meiner Sinnen, daß ich immer gleichgültiger gegen meinen Zustand werde und mich ziemlich ruhig und zufrieden befinde. Nach solchen Erfahrungen kann einem die Entfernung von der grossen Welt nicht unangenehm seyn. Die Einsamkeit ist mir willkommen, daß ich nun diese nirgends anders als in dem von allen Annehmlichkeiten entblößten und von der Natur ganz verwahrlosten Siberien finden mußte, ist freilich ein Schicksal, das man just nicht gut heissen kann, das man sich aber gefallen lassen muß, weil es nun einmal nicht wohl zu ändern ist. Ich kam hieher, ich weiß nicht wie; alles ist mir wie ein Traum.

Du bist doch wahrscheinlich nun schon ein großes Stück weiter gegen den Tempel des

Ruhms avancirt. Lebe wohl und erreiche ihn bald ganz, dieß ist der herzliche Wunsch

Deines

im kalten Siberien Dich

immer noch warm liebenden

Uso.

„Donner und 's Wetter!“ — rief Auheim, als er zu seinem nicht geringen Erstaunen alle diese Neuigkeiten vernommen hatte — „wie kurzsichtig sind doch die Blicke eines Verliebten!“

Ihm, dem keine Leidenschaft der Liebe die Augen benebelte, wurde es nicht schwer, sich bald die für seinen Freund Uso so grossen Dunkelheiten helle zu machen. So gern er für den Unglücklichen etwas unternommen hätte; so wenig war es ihm gleichwohl unter den gegenwärtigen Umständen möglich. Der leidige Krieg ließ ihm keine Zeit dazu und die Pflichten der Freundschaft mußten denjenigen seines Berufs nachstehen.

„Guter Uso! du dauerst mich“ — sagte er, indem er den Brief beyseite legte — „Du mußt Geduld haben, warum hast du dich von einem listigen Weib so tief in die Schlingen locken lassen? — Ich hoffe, diese Kur wird dich gesund machen.“

Sechzehntes Kapitel.

Fortsetzung der Expektorationen.

(Die junge Gräfin Grünhof an ihre Freundin, die Prinzessin von Ruhberg in Semgow.)

Es ist Ihnen bekannt, meine Liebe! daß man am Hofe immer zu thun hat, ohngeachtet eigentlich immer nichts gethan wird. Nirgends ist man weniger Herr von seiner Zeit als hier, zumal wenn man etwa das Glück hat, vor andern vorzüglich wohl gelitten zu seyn.

Seit jenem Augenblick, wo ich auf den Ruf der Kronprinzessin die Feder aus der Hand legen mußte, habe ich solche wohl hundert mal wieder gefaßt; aber auch eben so oft wieder ungebraucht weggeworfen, weil ich bald Besuche geben, bald welche annehmen mußte, und bald auf diese, bald auf eine andere Weise gestört wurde.

Jezt erst kann ich auf einige Augenblicke sicher rechnen; ich eile demnach, die Geschichte fortzusetzen, deren Anfang mein erstres Schreiben enthält.

So viel ich weiß, hatte die Kronprinzessin den jungen Grafen Ranof noch nicht gekannt. Kein Wunder also, daß sie ziemlich große Augen machte, als dieser schöne Jüngling in ihr Zimmer trat. Nachdem ich, wie ich schon erwähnt habe, die beyderseitige Verlegenheit merkte, begab ich mich in das Nebenzimmer.

Die Pause, während der blos die Augen thätig waren, mochte ohngefähr zwey Minuten dauren: dann begann folgende Unterredung:

Kronprinzessin. Sind Sie ein Ausländer?

Ranof. Nein! diese Residenz ist mein Geburtsort.

Kronprinzessin. Ich erinnere mich, Sie bey der ersten Garde bemerkt zu haben, sind Sie in Diensten?

Ranof. Ich war es, bin es aber seit einem halben Jahr nicht mehr.

Kronprinzessin. (mit Wohlgefallen) Das ist Schade, mein lieber Graf, Sie sind zum Officier gemacht.

Ranof. (mit einer Verbeugung) Diese Veränderung beruhte nicht auf meinem Willen.

Kronprinzessin. (etwas verlegen) Haben Sie heute den Großkanzler gesprochen?

Ranof. Heute und seit einiger Zeit öfters.

Kronprinzessin. (indem sie sich auf ein nahes Sofa niederläßt) Nehmen Sie Plaz, lieber Ranof! Es wird nöthig seyn, daß wir uns näher kennen lernen. (lächelnd und den sich an ihre Seite setzenden Grafen an der Hand fassend) Der Großkanzler wird künftig meine Stirn weniger düster finden; wie ich glaube, so habe ich diesem Ihre Bekanntschaft zu danken.

Ranof. Sollte diese Bekanntschaft, die mich mit Wonne erfüllt und stolz macht, Ew. Hoheit heitre Stirne trüben, so mag mich die höhere Veranlassung entschuldigen, die ich dazu hatte.

Kronprinzessin. Sie kamen mir nicht ganz unvermuthet und mein erster Blick mußte es Ihnen sagen, daß Sie keiner Entschuldigung bedürfen. (noch eine kurze Pause) Machten Sie diesen Gang gerne?

Ranof. Wenn ich zwischen diesem und dem Gang in Himmel die Wahl gehabt hätte, so würde ich ohne einen Augenblick zu zaudern, entzückungsvoll den erstern eingeschlagen seyn.

Kronprinzessin. (lachend) Würklich? — den leztern wandelt man freilich nicht selten auch dann noch nicht gerne, wenn man dreymal so lange gelebt hat als Sie (nach einigem Stillschweigen) Ranof! sind Sie schon mit der Liebe bekannt?

Ranof. Eine Gewissensfrage, meine theure Prinzessin! die ich mir nicht gänzlich zu verneinen getraue, jedoch auch nicht so geradezu unbedingt bejahen kann.

Kronprinzessin. Wie so?

Ranof. Die Liebe hat ihre Grade. Wer nur bis zu einigen dieser Grade gekommen ist, kann sich immer noch keiner Bekanntschaft mit der Liebe rühmen. Das Herz ist für die Liebe empfänglich; allein es kann sich solche nicht selbst geben, sondern äussere Gegenstände müssen sie bewirken. Man findet zwar viele liebenswürdige Gegenstände; allein nur selten ist man so glücklich demjenigen nahe zu kommen, der im Stande ist, das Herz mit dem vollen Maase der Liebe zu erfüllen. (Augusten die Hand küssend) Wer Ihnen nahe gewesen ist, liebenswürdige Prinzessin! der kann gewiß mit Wahrheit sagen, daß es keinen Grad der Liebe mehr gäbe, den er nicht kenne.

Kronprinzessin. Sie wissen allerliebst zu schmeichlen, mein Lieber! Allein überreden werden Sie mich nicht: denn leider sind mir gewisse Erfahrungen, die mir das Gegentheil versichern, zu neu.

Ranof. Ew. Hoheit erlauben, einzelne Ausnahmen giebt es in allen Fällen. Man findet ja wohl dann und wann Leute, für welche ein glimmender Funke weit mehr Interesse als die Sonne hat.

Kronprinzessin. Leider mag es wohl dergleichen geben. (traurig) Wer seinen Lebenspfad mit solchen wandeln muß, der wird auf demselben nichts seltener als Freude und frohen Lebensgenuß finden.

Ranof. Ein Glück ist es, daß es noch Auswege giebt. Man muß die Harmonie suchen, wo sie zu finden ist; gleichviel, wenn auch dieses Suchen unsern größtentheils widernatürlichen Convenienzen bisweilen entgegen seyn sollte. Man kann dieses oder jenes zu seyn scheinen und im Grunde doch eigentlich etwas anders seyn. Der Schein muß ja überhaupt in vielen Fällen die Wirklichkeit ersetzen.

Kronprinzessin. (heiter) Man hört es, daß Sie Ihre Lebensphilosophie an einem Hofe studirt haben! Ranof! Ihre Grundsätze sind nicht übel! Man kann sichs allenfalls gefallen lassen, wenn man sich genöthiget sieht, sie befolgen zu müssen. Das was nun einmal nicht zu ändern ist, muß man dahin gestellt seyn lassen. Wer wird seln Köpfchen an der eisernen Nothwendigkeit zerstossen? Da, wo einmal nichts als Dornen sind, durchaus Rosen suchen zu wollen, ist thöricht. Es giebt deren schon anderswo, man muß sie nur am rechten Orte suchen. (nach einer kurzen Pause) Man will, daß wir beyde uns künftig näher seyn sollen; es ist nun unsere Sorge, uns den angenehmsten Lebensgenuß zu verschaffen, der nur unter diesen Umständen möglich ist.

Ranof. (äusserst vergnügt) Ranof ist glücklich, so glücklich, daß ihn gewiß ein Welttheil beneiden wird.

Kronprinzessin. (lächelnd) O! das Beneiden eines Welttheils ist just nicht nöthig, wird auch nicht so leicht statt haben. Für unsere Freuden wirds am besten seyn, wenn Sie das strengste Incognito annehmen. Der Neid bleibt selten unthätig, er erzeugt Feindschaft, diese bewirkt

Chikanen und Verfolgung und diese stöhren und verbittern. Was man so recht im Geheim und Stillen genießt, schmeckt immer am besten. Leider hat die Welt nur gar zu viel Augen und Ohren, und auch die tiefste Verschwiegenheit, die dicksten Mauern sichern nicht vor unangenehmen Entdeckungen. Man muß unterdessen auch hierin nicht zu ängstlich seyn. Man thut das Seinige und läßt dann das Uebrige seinen Gang gehen. — Nur beherzt! der Blöde und Schüchterne findet sehr oft auch da den gewünschten Genuß nicht, wo er ihm — daß ich mich so ausdrücke — ganz nahe vor dem Mund schwebt. (nach einer ziemlich langen Pause) Sie sind tief in Gedanken versunken, Ranof! was beschäftiget Sie?

Ranof. (entzückungsvoll) Ich träume von einem Glück, dessen blosse Vorstellung mich schon wonnetrunken macht.

Kronprinzessin. Und das ist?

Ranof. (wie zuvor) Das Glück, Sie umarmen zu dürfen. (er springt vom Sofa auf und wirft sich vor die Prinzessin auf die Knie) Verzeihen Sie meiner lebhaften Einbildung! Sie hat mein Blut erhizt. Ich fühle aus den verdoppelten Puls=

schlägen, daß sich dieses pfeilschnell durch die Adern jagt.

Kronprinzessin. (lachend) Sollte ich Ihnen in der kurzen Zeit schon so sehr warm gemacht haben? Sie fangen die Rolle eines Verliebten von vorne an. Ersparen Sie sich die ersten Scenen; man hat Ihnen ein gewisses Recht gegeben, das diese unnöthig macht.

Ranof. (indem er wieder aufsteht) Göttliche Auguste! Sie begeistern, Sie bezaubern mich! Jezt nur noch das Bewußtseyn, daß Ihnen meine Gegenwart leidlich ist — und die glücklichste Person in ganz Norden ist dann niemand anders als Ranof.

Kronprinzessin. Man hat für mich gewählt, und ich freue mich, daß ich mit dieser Wahl vollkommen zufrieden seyn kann.

Jezt begann eine stumme Umarmung, und ich hielt es nunmehro für schicklich, von meinem Lauerposten abzutreten.

Von dieser Zeit an wurde Auguste recht sichtbar immer heiterer und vergnügter. Es schlich sich bald eine sehr heiße Liebe zu Ranof in ihr Herz ein, die dieser, ohngeachtet er nichts weniger als reich am Geiste ist, gut zu erhalten wußte. Auf

diese Weise wurde sie also für Pierros Vernachlässigungen vollkommen schadlos gehalten.

Die Liebe war feurig und ihre Wirkungen wurden bald sichtbar. Unter diejenigen Personen, welche sich über Augustens Schwangerschaft freuten, gehörte vorzüglich die Königin Aura. Allein sie traf leider deswegen eine Verfügung, die Augustens Heiterkeit auf einmal verscheuchte.

Kaum war diese Schwangerschaft sichtbar; so verschwand auch auf einmal Augustens Liebling, der junge Graf Ranof. Dieses plötzliche Verschwinden fiel allgemein auf. Niemand war aber ganz natürlich mehr darüber betreten als Auguste, die nichts weniger als so etwas ahndete. Erst nach einiger Zeit erfuhr man, daß Ranof auf höhere Veranlassung entfernt worden sey und daß ihm also auch sein Abgang centnerschwer geworden seyn müsse.

Diese so schnelle und unvermuthete Trennung schmerzte Augusten ungemein und preßte ihr manche Thränen aus. Hierzu kam nun noch Pierros zunehmende Impertinenz, die sie jezt doppelt fühlte.

Man nahm freylich seine Zuflucht zu allen nur möglichen Beruhigungs- und Tröstungsmitteln,

und suchte sich vorzüglich Ranofs Verlust wieder zu ersetzen; allein man hatte unaufhörlich mit immer neuen Schwierigkeiten zu kämpfen, und keiner von den vielen Versuchen fiel nach Wunsch aus. Aurens Auge war beständig auf Augusten gerichtet und einige Vorfälle liessen sogar von dieser Seite sehr wahrscheinlich Eifersucht vermuthen.

So traurig unter diesen Umständen die Lage der Kronprinzessin war, so gewiß ist es doch auch, daß sie sich während derselben auf eine Weise zu benehmen wußte, die Bewunderung verdient. Sie spielte die Rolle einer Leidenden meisterhaft und so sehr zu ihrem Vortheil, daß dadurch der Grund zu einem bedeutenden Anhang gelegt wurde. Sie wußte jeden Umstand, jede Situation zu benutzen und bald durch ein sanftes Lächeln, bald durch eine Thräne sich die Herzen der Gegenwärtigen zuzuwenden, während dem sich Pierro so beträgt, als ob er es darauf anfienge, sich allgemein verhaßt zu machen.

Eine ziemliche Zeit hatte sie den Pierro in ihrer Gewalt. Sie wußte ihn nach ihrem Willen zu leiten, ohne daß er es merkte und daß es so schien, als ob es absichtlich geschehe. Jezt hat dieses ganz

aufgehört. Pierro hat eine Maitresse und nur von dieser und ihrem Anhang hängt er ab.

Es herrscht dermalen eine Crisis, deren Ausgang desto bedenklicher zu seyn scheint, da die Königin Aura zusehends abnimmt und höchst wahrscheinlich bald ausgeherrscht haben wird. An ihr hat Auguste noch eine Stütze, fällt diese; so möchte sich ihre Lage nicht wenig verschlimmern.

Sehen Sie, so ist gegenwärtig die Lage der Dinge an unserm Hofe. Leben Sie glücklicher und schenken Sie ihr Andenken noch ferner einer Freundin, die Sie wegen Ihrer Entfernung beneidet.

L. Grünhof.

Siebzehntes Kapitel.

Eine junge, schöne Leidende bleibt selten lange ohne Trost.

Daß die Leiden dieser Zeit — sie mögen nun übrigens von dieser oder jener Art seyn, immer ihren Nutzen haben, ist unstreitig gewiß.

Nordens Kronprinzessin Auguste mußte deren wirklich mehrere, zum Theil sehr empfindliche, schon in ihrer frühesten Jugend erdulden; allein auch diese hatten ihren Vortheil, der, wie der Verfolg dieser Geschichte zeigen wird, nichts weniger als unbedeutend war. Eine leidende Schönheit in Diademenschmuck, die sich den Schein der sanften, stillen Dulderin zu geben weiß, macht auch auf das roheste Herz Eindruck, das nur nicht ganz leer vom Gefühle der Menschlichkeit ist. Eine einzige Thräne die sie zur rechten Zeit und am rechten Ort ihrem Auge entzittern und der scheinbaren Bemühung ohngeachtet, sie bescheiden zu verbergen, von den Anwesenden bemerken läßt, wirkt auf das mächtigste und fesselt Aller Herzen.

Auguste war eine Leidende; aber eine unschuldig Duldende, in stiller Gelassenheit auf eine bessere Zukunft harrende Leidende war sie nur dem Schein nach, den sie sich öffentlich zur Erreichung ihrer heimlichen Absichten sehr täuschend zu geben wußte. Allein auf ihrem Zimmer oder auch im Zirkel ihrer wenigen Vertrauten fiel dieser Schein weg, da zeigte sie sich ohne täuschende Larve. Mit ihrer Lage äusserst unzufrieden und mismuthig, klagte und weinte sie da nicht selten laut auf, und sie äusserte so wenig Hoffnung auf eine bessere Zukunft, daß sie derselben gewöhnlich mit den ängstlichsten Blicken entgegen sah.

Während der Ranofischen Periode vergaß sie zwar das Unangenehme ihrer Lage so ziemlich und ihre Heiterkeit kehrte beynahe ganz wieder zurück; allein leider war diese sehr kurz und das ganz unvermuthete plötzliche Ende derselben nicht nur sehr schmerzhaft für sie; sondern es stellte sich nun auf einmal ihr voriger Kummer in seiner ganzen Größe wieder ein, so daß ihr Zustand trauriger als jemals wurde.

Sie fühlte jezt das Bedürfniß eines Geliebten zu stark, als daß sie nicht häufige Versuche machen sollte, Ranofs Verlust zu ersetzen; allein ei-

ner jeden neuen Wahl drängten sich neue Hindernisse entgegen. Sie nahm endlich ihre Zuflucht zu solchen Gegenständen, die in einer dunkeln und unbemerkten Niedrigkeit lebten, in der Hoffnung dadurch das immer offene und auf sie laurende Auge der Königin desto eher zu täuschen; aber auch hierin gelang es ihr so wenig, daß man ihr immer einen Gegenstand nach dem andern, den Sie mit ihrer Zuneigung beglückte, entriß, und in kurzer Zeit eine Menge solcher unglücklichen Schlachtopfer nach Siberien schickte.

Dergleichen Erfahrungen waren freylich nicht vermögend, für eine ohnedem schon sehr traurige Lage, Trost und Aufheiterung zu gewähren. Auch selbst dann noch gönnte man ihr nicht mehr Freyheit, da sich ihre Schwangerschaft zur Zufriedenheit der Königin mit der Geburt eines Thronerben geendigt hatte.

Ihr Mismuth ging nun beynahe in Verzweiflung über. Sie floh jede Zerstreuung und Gesellschaft und zog sich in eine Einsamkeit zurück, in welche sie blos die junge Gräfin Grünhof begleitete.

So wie nun aber in unserer lieben Welt lauter Veränderungen und Abwechslungen aufeinan-

der folgen; so ging auch diese Leidensperiode endlich wieder in eine heitere und bessere über. Ein auswärtiger Minister langte am Nordischen Hofe an und mit diesem zugleich ein neuer Glücksstern für Augusten. Es war dieses ein Mann, der in einem halbhundertjährigen Lebenslauf beynahe alle nur mögliche Erfahrungen gemacht und alles, was die Welt nur Genießbares hat, genossen hatte. Seine Philosophie war die eines ausstudirten Hofmanns, der im Lebensgenuß sein höchstes Gut erkennt und sich alles erlaubt, was ihm zur Erreichung seiner Absichten dienlich zu seyn scheint.

Bald nach seiner Ankunft in der Residenz machte er der Kronprinzessin seine Aufwartung und dieser Besuch hatte einen sehr vortheilhaften Einfluß auf ihre Lage.

Die Gräfin Grünhof wurde ungemein angenehm überrascht, als sie wenige Tage hernach in Augustens Zimmer trat und diese auf einmal wieder ganz heiter und bey der besten Laune fand.

Stumm und verwunderungsvoll ob dieser grossen Veränderung blickte sie ihre erlauchte Freundin lang mit grossen Augen an und verursachte

dadurch, daß diese in ein lautes Lachen ausbrach.

Auguste. Warum staunen Sie mich so an, liebe Gräfin! finden Sie etwas Ungewöhnliches an mir?

Gräfin Grünhof. (mit zunehmender Verwunderung) Wissen Sie, wie lange es ist, daß Ihre Stirne das leztemal heiter sah? daß Sie sogar gelacht hätten, dessen kann ich mich gar nicht mehr erinnern.

Auguste. So plötzlich als ein Ungewitter entsteht, so schnell verschwindet es wieder! Haben Sie noch nicht erlebt, daß ein wohlthätiger Wind in wenigen Augenblicken die düstersten Wolken zerstreut und die Strahlen der Sonne sichtbar gemacht hat? Meine Thränen sind lange genug geflossen! Sie wollen doch nicht, daß Sie immer fliessen sollen?

Gräfin Grünhof. O! käme es immer nur auf mich an, nie würde noch Ihrem Auge eine Thräne entquollen seyn und durch Ihr ganzes Leben würde Ihre Stirn das deutlichste Gepräge der innigsten Freude tragen. (mit einem etwas verlegenen Blick) Diese Aeusserung bedarf doch keiner Betheuerung?

Auguste. (lächelnd) Nicht der geringsten! wir kennen uns — (nach einer kurzen Pause) Kommen Sie nur näher, liebe Freundin. Nehmen Sie Ihrem Gesichte die staunende Miene und geben Sie ihm die gewöhnliche wieder. Ich habe kein Geheimniß für Sie. Die Ursache dieser Veränderung soll Ihnen nicht unbekannt bleiben.

Gräfin Grünhof. (zwingt ihre Miene zum Lächeln und läßt sich an Augustens Seite nieder) Ihre Heiterkeit nimmt mir eine drückende Last vom Herzen. (mit einem forschenden Blick auf Augustens Gesicht) Also hätten wir wirklich wieder Sonnenschein?

Auguste. Sie wissen, daß vor kurzem ein neuer Minister von einem gewissen Hofe bey uns angekommen ist.

Gräfin Grünhof. Ich hatte ja selbst die Ehre, einige Worte mit ihm zu wechseln, als er vor wenigen Tagen hier bey Ihnen erschien.

Auguste. Durch diesen ist meine Krankheit auf einmal geheilt. Schade, daß Sie nicht zugegen seyn konnten, seine Zusprache würde Sie begeistert haben. Die Grundsätze dieses Mannes scheinen die Quintessenz der wahren Weisheit zu seyn. Genau kennt er das menschliche Leben,

und für jede Lage in demselben weiß er den besten Rath.

Gräfin Grünhof (fröhlich) In seinem Gefolge soll ein junger Mann mit angekommen seyn, der alles, was man nur männliche Schönheit und Artigkeit nennen kann, besitzen soll. Ich glaube sein Name ist — — —

Auguste. (fällt ihr lachend ins Wort) Wissen Sie auch schon etwas von diesem schönen Fremdling? — Ja, ja! so ein Mann, wie Perso, muß allgemeines Aufsehen erregen! Lernen Sie ihn erst näher kennen, dann werden Sie sagen, daß nichts leichter sey, als über diesen einen Ranof mit allen seinen so schnell verschwundenen Nachfolgern auf immer zu vergessen.

Gräfin Grünhof. (mit neuer Verwunderung) Wie? Sie kennen ihn schon näher?

Auguste. Ja, meine Liebe! Ich habe Ihnen einige Dinge, die vor kurzem sich zugetragen haben, verheimlichet, um Sie recht angenehm zu überraschen.

Der Minister hatte mir diesen jungen Herrn, der sich als Freund und Gesellschafter mit in seinem Gefolge befand, auf eine solche Weise empfohlen, daß ich ein sehnliches Verlangen fühlte,

mich von der Zuverläßigkeit dieser Empfehlung durch meine eigene Augen und Ohren zu überzeugen Es wurde eine geheime Zusammenkunft veranstaltet, wobey ich mich in einer fremden Hülle einfand. Der Fremde wußte dieses nicht und ich hatte also Gelegenheit, ihn desto richtiger zu beobachten und desto besser kennen zu lernen. Diese Beobachtung fiel herrlich aus und ich kehrte entzückt über diese Bekanntschaft nach Hause.

Gestern Abends haben wir uns das erstemal unter vier Augen gesprochen. Himmel! welch eine Stunde war dieß! Sie allein war im Stande, mir alles Vergangene vergessen zu machen. Man weiß nicht, soll man den überausschönen Körper oder den bis zu einem für hunderttausend Andere unerreichbaren Grad ausgebildeten Geist mehr bewundern und lieben. Warum hat es doch demjenigen, der den Lauf der Dinge ordnet und die Schicksale der Menschen bestimmt, nicht gefallen, einem solchen die Anwartschaft auf eine Krone zu geben, die so oft für Andere ein weit mehr beschwerliches als wohlthätiges Geschenk ist? Warum steht nicht ein solcher auf Pierros Posten, da sich der Leztere so wenig für denselben schickt, so wenig seiner Bestimmung

entspricht? — Doch es sey! Widersprüche sind nun einmal in dieser Welt nichts seltenes. Wohl uns, daß es noch Auswege giebt, diesen Widersprüchen wenigstens einigermassen den Einfluß zu benehmen, den sie ausserdem auf unsere Ruhe und Freuden nothwendig haben müßten. Was hilft mir die Krone, wenn ich sie einem Pierro zu verdanken habe? was aller Glanz und Reichthum, wenn ich ihn mit keinem Perso theilen darf? — (nach einigem Besinnen — mit sichtbarem Vergnügen) O! meine gute Louise! es giebt herrliche Menschen in der Welt! freilich nur wenige; aber diese Seltenheit erhöhet auch ihren Werth um so mehr, diese macht sie desto angenehmer, giebt ihren Vorzügen einen noch größern Reitz! — Sie sollen ihn kennen lernen. (mit einem drohenden Blick) Allein, wenn er Ihnen gefährlich wird, wenn sein Feuerauge auch Ihr Herz in Flammen sezt, dann mögen Sie zusehen, wie Sie solche wieder löschen. (lächelnd) Perso ist nicht mehr frey!

Gräfin Grünhof. Ich werde im Stillen schmachten! — und sollte die Gefahr aufs Höchste steigen — (lächelnd und in einem bittenden Ton) so werden Sie mich doch nicht ganz verbrennen lassen. — Auch ein blosser Kuß hat oft grosse Kraft.

Auguste. O! ja wohl grosse Kraft! allein nur keine lindernde. Dann möchten die Flammen erst ganz unaufhaltbar in die Höhe lodern, und das arme schmachtende Louischen verzehren.

Grünhof. Ich muß mich mit Andern trösten. Ist Perso ein so seltener Mann; so bin ich gewiß nicht die einzige, die er in Flammen sezt. Der ganze weibliche Hofstaat, ja der ganze weibliche Theil der Residenz wird entbrennen und eine allgemeine Feuersbrunst wird entstehen — und wie traurig! keine von uns allen hat ihr Herzchen verassecurirt. Was wird es da für eine Menge Damen ohne Herzen geben!

Auguste. Wenn ihr nur die Köpfe behaltet.

Grünhof. Das ist eben das Uebelste, daß mit den Herzen gemeiniglich auch die Köpfe verlohren gehen!

Auguste. (mit affektirtem Ernst) Louise Louise! Spasen Sie nicht zu sehr! die Sache könnte schlimm genug werden.

Grünhof. Befürchten Sie nichts, meine Theure! ich kenne meine Gränzen und bin bescheiden genug, da stille zu stehen, wo die Ihrigen angehen. — Ich habe wirklich den schönen Perso schon einigemal gesehen. Meine Augen

fanden ihn schön, reizend schön; allein ich habe mein Herz das Gehorchen gelehrt; ich gebot ihm, ruhig zu bleiben: denn eine geheime Ahndung verrieth mir bald die Bestimmung dieses schönen Fremdlings. — Ich freue mich nun dieses Beweises, daß ich einen Wahrsagergeist habe.

Auguste. (mit anscheinender Befremdung) Sie sahen Perso und blieben gegen mich so stumm wie ein Fisch?

Grünhof. (Augusten nachahmend) Und Sie sahen und sprachen Perso und liessen sich nicht ein Wörtchen gegen mich davon merken?

Auguste. Ich sehe schon, wir müssen uns vergleichen: denn keine von beyden hat recht.

Grünhof. Ich könnte Ihnen mein Recht deutlich vordemonstriren, wenn Sie nur Geduld genug hätten, diese Demonstration anzuhören.

Auguste. Ich? keine Geduld? Haben Sie es schon vergessen, daß man mich seit langer Zeit bis zur Folter in der Geduld geübt hat? Bedurfte nicht eine einzige von den tausend Erfahrungen, die ich diese Tage über machte, weit mehr Geduld als die langweiligste Demonstration, womit Sie mich heimsuchen könnten? — Nur heraus

mit Ihren Beweisen; ich werde mein Unrecht laut gestehen, so bald Sie mich überzeugen.

Indem die Gräfin Grünhof den Mund aufthat und mit ihrer Rechtfertigung anfangen wollte, öffnete sich die Thür und — der reizende Gegenstand ihres scherzhaften Disputs wurde auf einmal sichtbar. Perso trat mit einem Anstand herein, der den Reiz seines schönen Körperbaues ungemein erhöhte, und ihn auf der vortheilhaftesten, einnehmendsten Seite zeigte. Beyde Damen waren überrascht und — verstummten! —

Achtzehntes Kapitel.

Der Thor flucht vergebens,
der Weise zeigt Muth;
im Meere des Lebens
ist Ebbe und Fluth.

Im Erdengetümmel
herrscht Wechsel und Lauf,
bald trübt sich der Himmel
bald hellt er sich auf.

Genieße die Freuden;
sie gleichen dem Hauch.
Ertrage die Leiden;
sie enden sich auch.

Unser Leben hat in der That sehr viel Aehnlichkeit mit einem Schattenspiel an der Wand. Die Dinge kommen, präsentiren sich und verschwinden. Es kann nicht schaden, wenn man sich dieses bisweilen vorstellt; man wird dann nicht so leicht in Gefahr kommen, die Bilder, die uns auf einige Zeit umgaukeln, für mehr zu halten, als sie wirklich sind und auch ihrer Natur und Bestimmung nach seyn können.

Es giebt Leute, die hauptsächlich deswegen über eine angenehme Erscheinung in die ausgelassenste Freude gerathen, weil sie wähnen, dieses sie erfreuende Gauckelbild wird sich ihnen immer präsentiren; so wie sie bey einem eintretenden Uebel trostlos schreyen, gleich als ob auch dieses sie immerwährend peinigen würde. Und im Grunde sind doch all die Erscheinungen in diesem grossen Schattenspiel der Welt — sie mögen übrigens lustig oder traurig anzuschauen seyn, nichts als vorübereilende Bilder, die sich kurze Zeit zeigen und dann plötzlich verschwinden.

Auch Auguste schien sich von diesem falschen Wahn bethören zu lassen; sie würde sonst gewiß, sowohl in der Freude als in der Traurigkeit, mäßiger gewesen seyn. Eine traurige Periode ihres Lebens hatte jezt einer erfreulichen und äusserst angenehmen Plaz gemacht; allein auch diese konnte so wenig, wie alle vorhergehende, von immerwährender Dauer seyn. Sie erreichte leider ihr Ende nur zu plözlich und schnell.

Jedoch ehe wir uns in Verfolg dieser Begebenheit weiter verlieren, müssen wir uns erst einmal nach unserm Pierro umsehen, der im Grunde bey

dieser ganzen Geschichte überhaupt keine ganz unbedeutende Nebenrolle spielt.

Das Leben dieses so ausgezeichneten Günstlings des Glücks — in so ferne man nämlich die Wahl zwischen mehreren Kronen und die Anwartschaft auf den glänzendsten und mächtigsten Thron ein Glück nennen kann, war eigentlich bis jezt noch immer ohne sonderlich merkwürdige Abwechselungen, und also auch um so fähiger in seinem Innern das Gleichgewicht der Ruhe und guten Laune zu erhalten.

Er exercirte und manövrirte, spielte in Concerten eine erbärmliche Violin gleich dem elendesten Stümper mit der Prätension des ersten Meisters, faßte die weitaussehendsten Pläne des größten Geistes und vereitelte ihre Ausführung durch die lächerlichsten Maasregeln des kleinsten Kindes, raffinirte auf die Nachahmung der wichtigsten Reformationen und war schwach genug, Werke von mehreren Jahren, deren Bewerkstelligung Riesenkräfte und Anstrengung erforderte, in wenigen Stunden blos ertändeln zu wollen; suchte ein zweiter Pryssus zu werden und verschwendete seine Zeit mit Dingen, die ihm höchstens die Qualität eines guten Musketiers gewähren konnten;

baute Festungen von Kartenblättern und tändelte im Soldatenspiel der Knaben und verlangte den Ruhm des größten Helden, wähnte sich des glänzendsten Posten eines Alleinherrschers vollkommen würdig zu machen und brachte den größten Theil seiner Zeit unter einem Häuflein Weiber zu, die blos eigennützige Absichten an ihn ketteten, da auch sogar seine Liebkosungen nur blos für die Einbildung und nicht für den wirklichen Genuß waren.

Pierros Erziehung war einigen Männern übergeben, die fähig genug waren, aus ihrem Zögling einen der größten Männer zu bilden; allein es kam ganz natürlich darauf an, daß derselbe auch die dazu gehörigen Fähigkeiten und Anlagen des Geistes besaß, welches leider der Fall bey Pierro nicht war. Auf diese Weise konnte es nicht anders kommen, als daß sein Charakter die sonderbarste Mischung erhielt und er selbst einer der seltensten Karrikaturen wurde, die sich zu keinem Posten gut, am allerwenigsten aber auf einen Thron schicken.

Zu einem Beweis von der Sonderbarkeit seines Charakters mag folgende Begebenheit dienen, die sich zu der Zeit zutrug, als seine vernachläßigte

Gemahlin sich für die erlittenen Kränkungen in den Armen des schönen Perso zu erholen suchte.

Unter den Höflingen befand sich ein gewisser Kammerherr, der sich in seiner günstigen Lage einen ziemlich dicken Bauch angefressen hatte. Dieser Wanst, der einem Abgrund glich, in welchen täglich eine Menge Leckerbissen ohne Rückkehr hinabstürzten, hinderte ganz natürlich diesen privilegirten Faullenzer, der eigentlich keine einzige Bürde als die eines winzig kleinen Schlüßelchens zu tragen hatte, seiner Kleidung ein so knappes Ansehen zu geben, als Pierro vorzüglich liebte und auch an sich gewohnt war. Der Rock hing immer an dem Rücken wie ein Mantel und die Beinkleider schumperten in grossen Falten an den Beinen herum.

Pierro hatte sich oft schon Mühe gegeben, der Kleidung dieses Wanstträgers einen militairischen Zwang beyzubringen; allein die Früchte dieser Bemühungen waren gewöhnlich nur von einer augenblicklichen Dauer, denn der Bauch, der in seinem Innern keinem Musketierbauch glich, konnte und wollte auch in Ansehung seines Aeussern keine Aehnlichkeit mit einem solchen ertragen.

Einstmals trat Pierro ziemlich ernsthaft, welches seine Sache gewöhnlich nicht war, in den Tafelsaal, wo ihn der beleibte Günstling nebst mehreren andern schon erwartete. Eben hatte er sein kleines Corps gemustert, wobey er wegen nachläßigem Anzug, den er bey einigen bemerkte, sehr in Hitze gerathen war. Der Unwille stak ihm noch im Kopf; der Anblick, den ihm jezt bey seinem Eintrit in den Tafelsaal die weite und faltenreiche Kleidung des Kammerherrn gewährte, war ihm demnach um so widriger. Er ging hastig auf den dicken Magenbombardirer zu, der so eben im Begriff war, eine volle Tafel mit zu belagern und schrie ziemlich stark:

„Richt't euch!“

Der überraschte Kammerherr machte ein paar große Augen, weil er nicht sogleich weg kriegen konnte, ob es Spas oder Ernst seyn sollte. Er gehorchte dem Kommando und zog sich in die Höhe wie ein Frosch, der gerne über einen vor ihm liegenden Stein wegsehen möchte. Kaum war dies geschehen, so fielen drey sehr nachdrückliche Stockhiebe auf seinen Rücken, mit dem Zusatz:

Ich will euch den Rock zuknöpfen und die Hosen naufziehen lernen!

Der Kammerherr hatte sich blos auf die Mahlzeit und nicht im geringsten auf eine so tolle Katastrophe vorbereitet. Er verlor daher alle Contenance, blickte sich nach seinem Gebieter um und gab sich Mühe ein Lächeln zu erzwingen, das ihm aber dießmal nicht gelang; sondern blos in eine affröse Gesichtsverzerrung ausartete.

Die Anwesenden konnten zwar dieser Art von Voressen um so weniger ihren Beyfall schenken, da der Empfänger ein Herr von und also über dergleichen Traktamente erhoben war und jeder von ihnen, wenn diese Gewohnheit einreissen sollte, über lang oder kurz, wenn auch aus andern Ursachen, eine dergleichen Portion befürchten mußte; allein die Scene war doch auch wahrlich zu närrisch und nicht so leicht ohne eine Anwandlung von Lachen anzuschauen. Sie fühlten samt und sonders eine solche, zerbissen sich jedoch bald die Zungen deswegen; weil sie Ursache hatten, hierbey die ernsthafteste Miene zu zeigen.

Die Tafel begann; Pierro wurde lustig und ganz natürlich wurden es die ihn umgebenden Chamäleons nicht weniger. Der Gezüchtigte bot seine ganze Verstellungskunst auf, um anders zu thun als ihm im Innern zu Muthe war; allein

er hatte doch noch zu viel Ehrgefühl und er blieb ernsthafter als er zu seyn wünschte. Der Appetit war ihm überdieß auch wenigstens zur Hälfte vergangen, so daß dem Pierro diese Veränderung an dem gemißhandelten Günstling nicht entging, so wenig er auch ausserdem die Gabe der Beobachtung besaß. Er erkannte seine Uebereilung und sahe ein, daß er dadurch einen Cavalier um seine Ehre gebracht hätte.

Nach aufgehobener Tafel kam es zwischen beyden zu einer Unterredung, wo der Kammerherr äusserte, daß er sich dadurch nothwendig gekränkt fühlen müßte. Pierro schlug ihm, als das einzige Rettungsmittel seiner Ehre, einen Duell vor. Er wurde angenommen, und beyde begaben sich nun in ein nahes Gehölze, wo dieser Zweykampf auf folgende Weise vor sich ging.

Erst wurden Kugeln gewechselt. Beyde Duellanten stellten sich dicht vor einander, Bauch an Bauch uud Gesicht an Gesicht hin und schossen so ihre Pistolen, jeder über des andern Schulter, in die Luft. Sie traten nun zwanzig Schritte aus einander, und stachen und hieben in dieser Entfernung schrecklich um sich herum. Nach einigen Minuten rief Pierro dem Kammerherrn

zu: „warum wollen wir uns umbringen? ich dächte wir umarmten uns und blieben Freunde. Der Duell war also geendigt und beyde begaben sich nach Hause.

Unterwegs kamen ihnen einige Höflinge entgegen; da sie der Kammerherr gewahr wurde, rief er dem Prinzen zu: „Sie sind verwundet, sorgen Sie für einen Verband, Sie möchten sich sonst verbluten.“ Pierro verband sich sogleich die Hand und lächelte heimlich, weil er glaubte, daß ihn jener im Ernste für verwundet hielt.

Schon seit einiger Zeit war die Einigkeit zwischen dem jungen Fürstenpaar gänzlich verschwunden. Pierro that alles, wovon er wußte, daß es Augusten verdroß und diese hatte nicht die geringste Schonung für seine Schwachheiten mehr. So sehr sie ehedem seine Spielereien zu verbergen suchte, so viele Mühe gab sie sich jezt, dieselben öffentlich bekannt werden zu lassen.

Bey dem allen fand sich doch der Kronprinz bisweilen bey seiner Gemahlin ein, welches freilich sehr oft nur deswegen geschah, um ihr eine neue Unannehmlichkeit zu verursachen. Sie hatte seit kurzem ein Landhaus bezogen. Die

Ursache dieser Entfernung vom Hof war leicht zu errathen.

Pierro kam einstmals bey eintretender Nacht auf den Einfall, seiner Gemahlin eine Visite zu machen. Weil dieses gegenwärtig nicht mehr allzuhäufig geschah; so war man wahrscheinlich sicher geworden und hatte kein Aufpassen beordert. Pierro trat also unbemerkt ins Zimmer, und weil er hier niemand fand, so ging er durch eine Seitenthür in ein anderes. Hier war nun seine Erscheinung so mal à propos als die Erscheinung des Todes bey einem reichen bon vivant. Auguste befand sich in den Armen ihres Perso und beyde hatten vor lauter eliseischen Gefühlen den Aufgang der Thür so wenig als den Hereintretenden bemerkt. Der beleidigte Mann fieng an zu schimpfen und zu schreyen wie ein Verzweifelnder und Auguste und Perso machten große Augen, wie einer, dem von einem Engel träumte und nun auf einmal beym Erwachen den leibhaftigen Teufel vor sich stehen sieht. Pierro gerieth in Wuth und um Persos Lebenslichtlein sah es gefährlich aus.

Neunzehntes Kapitel.

Spart euch die Müh, ihr Moralisten!
Die Thorheit wird sich immer brüsten,
die Bosheit immer thätig seyn!
Der Schmeichler wird forthin verderben,
die Lügenbrut wird nie aussterben,
die List wird sich des Sieges freun.

Ich glaube zwar, daß sich die Zeiten
auf beßre Zukunft vorbereiten;
doch braucht es zur Vollkommenheit,
wo man den Weg des Rechts nur wandelt
und allgemein vernünftig handelt,
gewiß noch eine lange Zeit.

Siberien.

Vorige wilde Gegend. Zimmer der kleinen Hütte.

Mechanikus. Mahler.

Mechanikus. (heiter) (indem er den hereintretenden Uso bey der Hand faßt) Willkommen, lieber Freund! Sind Sie nun bald eingewohnt in unserm Elisium?

Mahler. (düster und wie in Gedanken) Es mag eine ziemliche Strecke von hier bis ins Elisium seyn!

Mechanikus. Sie wollen wohl sagen bis ins Schlaraffenland, wo man nur das Maul öfnen darf, um ohne weitere Mühe so viel Leckerbissen zu verschlingen als man will. — Dem wahren Elisium ist der Mensch überall nahe.

Mahler. (mit einem bittern Lächeln) Auch der Verbannte in Siberien?

Mechanikus. So gut als der Höfling in der Residenz! Es kommt nur darauf an, daß sich jeder in seine Lage zu schicken weiß und kein Elisium verlangt, das dem Schlaraffenland gleicht und also auch unterm Monde nirgends existirt.

Mahler. (ernsthaft) Hier ist kein Elisium; dieß zeigen schon die Mienen, die man hier zu Lande erblickt.

Mechanikus. In der Residenz eben so wenig — dort giebts lauter Larven, hinter welchen auch nichts weniger als Elisäische Mienen stecken.

Mahler. Sonach ist also weder hier noch dort eins. — Man möcht es auch wohl nirgends finden.

Mechanikus. Kann seyn! Was man nicht finden kann, muß man nicht suchen.

Mahler. Sie geben mir also recht?

Mechanikus. Ihnen und mir! Wer auf diesem Planeten mehr sucht, als er irgendwo finden kann, wird sich auch in Siberien vergeblich bemühen. Wer aber nur so viel sucht als überall leicht zu finden ist, wird auch in Siberien nicht vergeblich suchen. Glauben Sie, daß man hier unter den Verbannten viele antrift, die ruhiger schlafen als Nordens Königin?

Mahler. Ich glaubs! —

Mechanikus. Sie sind sehr düster, Uso? Wo fehlts?

Mahler. Düster bin ich! allein das Fleckchen, wo es mir fehlt, anzugeben, wäre ich nicht im Stande, und wenn ich gefoltert würde! —

Mechanikus. Ich kenne die Krankheit; es fehlt einem nirgends und doch überall!

Mahler. Klingt sonderbar genug und ist doch wahr! (nach einer Pause) Ich habe neue Bekanntschaften gemacht und durch diese bin ich — (reibt sich die Stirne) nicht heiterer geworden.

Mechanikus. Ja, ja! es sind seit einiger Zeit viel angekommen und meistentheils Ver-

liebte. Ich habe auch schon etwas davon gehört.

Mahler. Nordens Kronprinzessin muß — (schweigt plötzlich still, und schlägt sich vor die Stirne) doch lassen Sie uns davon abbrechen.

Mechanikus. Nichts lieber als dieses. — Sind Farben und Pinsel parat?

Mahler. Ja! sagen Sie nur, was werden soll.

Mechanikus. Da ich Nordens Staatsruder noch in Händen hatte, stand ich mit mehreren gekrönten Häuptern in einem Briefwechsel, und unter andern auch mit dem Kaiser von Abyssinien. Dieser verlangte einstmals von mir zu wissen, wie er seine müssige Höflinge schicklich beschäftigen könne? Ich hatte damals nicht Zeit, hierüber nachzudenken. Erst hier in Siberien fand sich diese. Da man uns für nähere Wirkungskreise unthätig gemacht hat; so müssen wir entferntere suchen. In Ansehung des Ganzen ist es einerley, ob wir für Norden oder für Abyssinien Gutes wirken.

Mahler. Wenn michs amusirt und die Zeit verkürzt, so bin ich für den Mond thätig.

Mechanikus. (lächelnd) So lange uns noch irgend ein Erdenwinkel beschäftigen kann, wollen wir uns mit dem Mond nicht einlassen. — Ich habe mir eine neue Art Räthsel ausgesonnen, diese wollen wir den müssigen Abyssinischen Hofleuten aufgeben zu rathen. Sie bestehen aber nicht in Worten; sondern in Bildern, werden also auch nicht geschrieben, sondern gemahlt. — Ich gebe Ihnen die Idee, und Sie zeichnen solche aufs Papier. So bald wir einige fertig haben, schikken wir solche nach Abyssinien und fahren so von Zeit zu Zeit damit fort. Ich befürchte nicht, daß man uns diese Correspondenz in diesen Staat untersagen wird: denn man kann doch nicht so leicht Gefahr wittern.

Mahler. Und die Ideen zu diesen Räthseln wären?

Mechanikus. Fürs erste folgende:

No. 1. Ein Pfau steht stolz da und brüstet sich mit seinen schönen Federn. Unter ihm befinden sich eine Menge Junge. Ein Fuchs liegt zu seinen Füssen. An seinem Schwanz ist ein Spiegel befestiget, den er in die Höhe vor die Augen des stolzen Pfaues hält, der in seine Schönheit verliebt, starr in denselben hineinblickt. Der schlaue

Fuchs zieht unterdessen in aller Stille ein Junges nach dem andern an sich und frißt es auf.

Mahler. Ueber dieses Räthsel werden die Abyssinischen Höflinge die Köpfe nicht lange zerbrechen.

Mechanikus. Es wäre dem Kaiser von Abyssinien zu gratuliren, wenn seine Höflinge so offne Köpfe hätten.

No. 2. stellt einen ziemlich hohen Hügel von Eis vor. Er ist von allen Seiten sehr steil und glatt, so daß man nicht sicher auffußen kann. Oben endigt er sich in einer Spitze, die spiegelglatt und so klein ist, daß kaum ein halber Fuß Plaz darauf hat. Nur mit der äussersten Mühe und Anstrengung erhält sich auf dieser Spitze ein Mann, der sich gleich einer Windfahne immer herum dreht und bald eine stolzgebieterische, bald eine süß lächelnde, bald eine tief nachdenkende, bald eine demüthige Miene zeigt. Auf der einen Seite sieht man männliche Personen pfeilschnell hinabrutschen und auf der andern dergleichen mühevoll hinanklettern.

No. 3. enthält verschiedene ominöse Vorstellungen, die jedoch ein Ganzes ausmachen. Hier sieht man am Anfang einer Laufbahn einen ohne

Füsse, der nach einem vorgesteckten Ziel laufen soll; dort sizt ein anderer bey sechs musicirenden Virtuosen und hat keine Ohren. Hier lernt einer Astronomie an gestirntem Himmel und hat keine Augen; dort sizt einer in der Stellung eines tief Nachdenkenden und hat keinen Kopf, sondern an dessen Stelle noch einen Bauch. Hier zieht eine Mücke an einem Centnergewicht; dort trägt ein Elephant eine Pflaumfeder. Hier steht ein Riese auf den Schultern eines Zwergs; dort liegt ein Fisch in einem Vogelbauer.

Mahler. Da wollen wir lieber sogleich eine ganz verkehrte Welt zeichnen!

Mechanikus. Das wäre übertrieben! denn bis zur ganz verkehrten Welt ist es, Gott sey Dank, noch nicht gediehen. Wir bleiben blos bey der Wirklichkeit und mit dieser harmonirt diese Vorstellung.

Auf No. 4. zeichnen Sie einen Kirschbaum mit vielen Aesten, an welchen reife Früchte hangen. Ganz oben auf der Spitze des Baums sizt ein Frosch, von mehreren andern Thieren umgeben, die seine natürliche Gestalt zu verbergen und ihm eine andere zu geben beschäftiget sind. Ein Pfau leiht ihm seinen Schweif, ein Adler seine Flügel,

ein Habicht seine Krallen, ein Affe seinen Kopf. Der Frosch bläht sich auf und giebt sich ob der mit ihm vorgegangenen Metamorphose ein Air als ob er selbst glaube, daß er das seltene Ding sey, wozu man ihn machen will. Auf allen Aesten des Baums haben Thiere von verschiedener Art, Posto gefaßt, die desto stolzer sind, je näher sie dem Frosche kommen. Unten herum auf dem Boden sieht man eine grosse Menge Geschöpfe aus dem Thierreich, Vögel, vierfüssige Thiere und Gewürm. Diese gaffen staunend in die Höhe. Die Bewohner der Aeste verzehren mit Wohlbehagen die reifen Kirschen und werfen den Untenbefindlichen Kern und Stiele auf die Köpfe. In einiger Entfernung sizt ein alter Fuchs mit einem Perspektiv vor dem Auge, womit er das Wunderthier auf der Spitze des Baums beobachtet. Eben läßt er die Pfote mit dem Glas sinken, indem er die Worte ausspricht: 's ist nur ein Frosch! —

Mahler. Was wird der Kayser von Abyssinien hierzu sagen?

Mechanikus. Wenn er klug ist, so wird er lächeln; und ist er dieß nicht, so wird er auch nicht wissen, was wir wollen.

No. 5. stellt ein merkwürdiges Ungeheuer vor. Sie brauchen dazu einen Hundskopf, Luchsaugen, ein Tigerherz, Schlangenzähne, zwey Katzen- und zwey Elephanten-Füsse, einen Vielfraßmagen, einen Fuchsschwanz, Eselsohren und einen Schafpelz in welchem das ganze, aus diesen Theilen zusammengesezte Thier stekt. — Ich will just nicht sagen, daß dieses Ungeheuer auch in Abyssinien zu Hause sey; allein auf unserm Welttheil hauset es und thut vielen Schaden.

Mahler. (nachdenkend) Das ist ein sonderbares Wesen! Es heißt doch nicht etwa Politik?

Mechanikus. Wenn die Abyssinischen Hofleute eben so gut rathen können, so werden wir sie mit unsern Hieroglyphen nicht lange beschäftigen. — Doch es kommt auf eine Probe an; verfertigen Sie diese 5 Stücke; unterdessen werde ich auch mit meinem Werk zu Stande kommen.

Mahler. Das wird wohl etwas sehr Künstliches?

Mechanikus. Das eine wäre künstlich genug, wenn es sich in Wirklichkeit bringen ließ. — Im Grunde wäre es wohl auch Schade, viel Zeit und Nachdenken auf eine Sache zu verwenden, die — so gut sie auch wäre — leider doch

nichts nützen würde. — Ueberhaupt wer die Menschen, und besonders den verzehrenden Theil derselben, bessern will, der bemüht sich größtentheils vergeblich. Richten Sie Ihre Verbesserungsmittel auf die Augen oder die Ohren — gleich viel, man sieht und hört nicht. Man lebt seinen Schlendrian fort, und es gehört die mächtigste Erschütterung dazu, wenn man nur auf einen Augenblick von seinem Sicherheitsschlummer aufgeweckt werden soll. Ganz ermuntert und zum deutlich bewußten Wachen gebracht, wird man selten. Solche große Absichten kommen mir gar nicht mehr in den Sinn, und in dieser Rücksicht dürften weder Sie einen Pinsel, noch ich ein Instrument angreifen. Wir müssen blos auf unsern eigenen Zeitvertreib sehen. — Ich zweifle zwar nicht, daß es in der Welt immer besser werden wird; allein diese Verbesserung geht den Schneckengang; die Fortschritte sind kaum in einigen Jahrhunderten sichtbar.

Mahler. Ich für meine Person thue gern auf den Ruhm eines Verbesserers Verzicht. — Geben Sie mir Beschäftigung; ich bin zufrieden, wenn es nur mir Zeitvertreib gewährt. (nähert sich der Werkstatt und betrachtet die Instrumente.) Wer

damit umzugehen weiß; diese Arbeiten müssen wirklich angenehm unterhalten!

Mechanikus. (zuckt die Achseln) 's ist ein Steckenpferd; allein ich glaube so eins, das einem vernünftigen Manne keine Schande macht. Ein zwanzigjähriger Gebrauch hat mir eine ziemliche Bekanntschaft mit der Anwendung dieser Werkzeuge gegeben. Ich habe schon manches sonderbare Produkt damit hervorgebracht. (lächelnd) Unter andern kam ich auch auf den Einfall, eine seltene Art von Barometer zu verfertigen, der nicht die Beschaffenheit der Witterung, sondern die Grade der Moralität einer Handlung anzeigen sollte, und dieses nicht sowohl auf eine stumme, blos mit den Augen bemerkbare Weise; sondern durch laute, hörbare Aeusserungen. Diese Kunstmaschine sollte den Werth einer jeden mit wichtigen Folgen verbundenen Handlung vermöge ihres innern Mechanismus folgendergestalt bestimmen.

Wenn sie z. B. in dem Zimmer eines Regenten stände, und es erschien eine von jenen vergiftenden Schlangen und fieng an zu schmeicheln; so würde an der Maschine ein Pfau zum Vorschein kommen und dreymal hinter einander sehr

laut schreyen. Würde der Monarch durch einen bösen Rathgeber belogen und durch falsche Vorstellungen irre geführt, so präsentirte sich an der Maschine ein Stahr, der die Worte ausspräche: trau, schau, wem! Wollte der Regent durch einen Machtspruch den Lauf einer gerechten Sache hemmen und eine ungerechte begünstigen; so würde sich der Tod zeigen und ihm die Worte zuruffen: dein Richter sieht's! Wenn man im Kabinete einen Krieg beschlöße; so würde die Maschine Scenen des Jammers und der Verwüstung sichtbar machen und drey Schaudern erregende Seufzer von sich hören lassen. Wenn man auf eine Verschwendung raffinirte, so ruft die Maschine: ach! es ist Schweiß! Kurz bey jeder bedeutenden Handlung muß dieser Barometer den Werth oder Unwerth angeben, muß etwas äussern, wodurch der Handelnde entweder zur Ausführung ermahnt oder davor gewarnt wird. — So ein Produkt wäre herrlich; allein das darf einem demohngeachtet nicht einfallen, daß es viel nützen würde.

Mahler. (in Gedanken) Und so eins haben Sie verfertiget?

Mechanikus. Ich bin nur noch nicht wegen der innern Kraft einig, die das Ganze beleben und dirigiren soll, daß alle Aeusserungen so auf einander folgen, wie es die vorhergehenden Handlungen erfordern. So ein Barometer muß sehr richtig gehen, wenn er nicht weit mehr schaden als nützen soll.

Mahler. Seine Existenz wird wohl dann erst statt finden, wenn das ganze Reich der Träume in Wirklichkeit übergeht.

Mechanikus. (lachend) Es ist eine Posse, Freund! die mir auch wirklich nur im Traume eingefallen ist. Sehen Sie das, was ich hier wirklich in Arbeit habe, ist eine Uhr von besondern Eigenschaften, deren Errichtung aber noch innerhalb dem Gebiete der Möglichkeit ist; ob sie übrigens gleich sehr viel Nachdenken, Mühe und Arbeit erfordert. Ich werde sie wohl auch dem Kaiser von Abyssinien zum Geschenke machen, denn auf unserm Welttheil haben dergleichen Werke keinen Werth. Sie bestimmt die Zeit, so wie eine andere gewöhnliche Uhr, hat aber auch ausserdem noch mancherley andere Eigenschaften, und ist hauptsächlich für einen Regenten brauchbar. (den Mahler bey der Hand fassend) Kommen Sie nä-

her, damit Sie dieses Werk, womit ich mich schon einige Jahre beschäftige, ordentlich kennen lernen.

Bey dieser Uhr sind einige nöthige Abänderungen angebracht, die sich auf die verschiedenen Jahreszeiten und einige andere eintretende Umstände beziehen. Die Nacht über ist sie, ausser ihrer gewöhnlichen Zeitbestimmung, ruhig. So bald sie morgens die vierte Stunde meldet, ruft sie sogleich mit vernehmlicher Stimme: die Augen auf, es ist Licht! — und nun zeigt sie auf einer in ihrer Mitte befindlichen Tafel die nach Stunden eingetheilten Tagespflichten ihres Eigenthümers, die freilich nicht anders als ziemlich allgemein seyn können. Dergleichen Tafeln sind in dem Werke sieben, so daß jeden Tag in der Woche eine andere zum Vorschein kömmt. Jede Stunde des Tages beschließt diese Uhr mit Musik, und bey eintretender Nacht ruft sie auf gleiche Weise zum Schlaf. Ueberdieß zeigt sie auch zu verschiedenen Zeiten mancherley Denksprüche und Lebensregeln an, deren Beherzigung heilsam ist.

Mahler. (indem er dieß Kunstwerk näher betrachtet und den Inhalt der Tafeln lies't vernimmt man auf einmal verschiedene Kanonenschüsse aus der Ferne,

mit einem bedenklichen Blick auf den Alten) Bedeutet dieß Freude oder Gefahr?

Mechanikus. (gleichgültig) Man kanonirt aus der Festung.

Mahler. (neugierig) Und warum?

Mechanikus. (lächelnd) Es wird von keiner grossen Bedeutung seyn. Der Kanonendonner hat ja gewöhnlich keine allzu merkwürdigen Ursachen. (kalt und gelassen) Die alte Aura wird ab- und Pierro aufmarschirt seyn.

Mahler. Also eine Regierungsveränderung? die wäre wohl wichtig genug!

Mechanikus. Für uns nicht sehr. — Die Zobel laufen uns nicht besser in die Fallen, wenn wir auch ihre Felle dem Pierro liefern müssen. Alles, was wir von dieser Veränderung hier gewahr werden, besteht darinnen, daß eine Anzahl von unsern Collegen nach der Residenz zurück kommen und andere dafür hergeschickt werden.

Mahler. (mit einer Anwandlung von Freude) Wie, wenn die Reihe uns mit träfe?

Mechanikus. Dann gehen wir mit, wenn wir wollen, und die Abyssinischen Hofleute bleiben müssig. Ein rechter Comödiant muß sich auf alle Rollen gefaßt machen. (nach einer Pause,

während welcher man wieder Kanonenschüsse vernommen)
Jezt kehren Sie in Ihre Hütte zurück und fangen Sie ruhig an, zu mahlen. Wenn man mit uns sprechen will, wird man sich schon melden. —
(Sie drücken einander die Hand und Uso tritt ab)

Zwanzigstes Kapitel.

Auf der Freude Vollgenuß
folgt ein heisser Thränenguß! —

Perso war einige Zeit vor jenem fatalen Rendezvous auf dem Landhause in den Posten eines Gesandten von Bärenland getreten. Man fand es für gut, ihm als Günstling der Kronprinzessin einen Posten zu verschaffen, der ihm hinlänglichen Rang gewährte und ihn in Nordens Residenz wenigstens eine zeitlang fixirte.

Diese vortheilhafte Veränderung war gerade zur rechten Zeit mit ihm vorgegangen: denn nur der Gesandtschaftsposten konnte ihn vor der schimpflichsten Rache des beleidigten Pierro schützen. So kam er für seine Verwegenheit vor der Hand blos mit der Erniedrigung, einige Tage auf der Haupt-

wache gesessen zu haben, weg. Auguste war listig und nunmehro auch beherzt genug, den weitern Unternehmungen ihres erzürnten Gemahls die Spitze zu bieten und ihn durch die nachdrücklichsten Vorstellungen, die hauptsächlich auf seine läppischen Spielereien und auf seine Maitressen zielten, wenigstens vor der Hand zum Schweigen zu bringen. Die Disharmonie nahm demohngeachtet dadurch ganz natürlich nicht wenig zu, und beyde Theile agirten nun heimlich und öffentlich wider einander.

Augustens Lage konnte unter diesen Umständen freilich nicht anders als widrig und unangenehm seyn; allein sie hatte ja ihren Perso noch immer, und in den Umarmungen desselben fand sie vollkommene Schadloshaltung. Nach jenem fatalen Vorfall wurde man nur noch dreister in Ansehung dieser geheimen Liebschaft, und da man dem Pierro den Mund gestopft zu haben glaubte, so ließ man sich durch keine Furcht einer neuen Ueberraschung beunruhigen, noch weniger von einem fernern Genuß einer heißen Liebe abhalten. Allein so sehr auch dem Anschein nach äusserlich Ruhe herrschte, so wenig war dieß wirklich so: denn im Geheim wurde leider nur gar zu ernstlich daran gearbei-

tet, dieser Liebschaft plözlich ein Ende zu machen. Ein politisches Ereigniß, das auf dem ganzen Welttheil Aufsehen machte, kam bald Augustens Feinden zu Hülfe. Eine Folge dieses Ereignisses war des Großkanzlers Fall, der bis jezt Augustens Parthie genommen hatte, jezt aber nach Siberien geschickt wurde.

Dieß war ein herber Schlag für die Kronprinzessin; ein zweyter noch weit schrecklicherer folgte sogleich darauf, indem Perso plötzlich den Rapell erhielt und also Nordens Residenz verlassen mußte. Dieser unvermuthete, heftige Schlag betäubte Augusten so, daß sie in den ersten Augenblicken sich weder zu rathen noch zu helfen wußte. Erst nach einiger Zeit, da sie sich dieses grossen Verlustes wieder deutlich bewußt wurde, sann sie auf Maasregeln, Persos Abreise zu hintertreiben. Sie machte diesen und jenen Versuch; keiner gelang, endlich nahm sie ihre Zuflucht zu Bitten und Thränen; allein auch diese waren fruchtlos. Sie warf sich vom Schmerz überwältiget, vor Auren nieder auf die Knie, weinte und bat, um aus dem Munde der Königin ein Ja zu erflehen; allein es blieb bey einem unwiderruflichen Nein. Perso mußte fort, und Augustens Freude verwandelte sich

in die bitterste Traurigkeit. Sie zog sich nun wieder mit einigen Damen in die Einsamkeit zurück, in welcher sie gemeinschaftlich dem entflohenen schönen Bärenländer Thränen nachweinten: denn auch diesen Damen hatte Perso mit seinem Gefolge die Herzen entwendet.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Königin Aura tritt ab.

Ein jedes Ding in der Welt, das einen Anfang hat, muß auch ein Ende haben. Keine Wahrheit kann evidenter, und weniger einem Zweifel unterworfen seyn als diese! Hat es irgend einmal eine Zeit gegeben, wo es noch nicht da war, so wird auch einmal eine Zeit eintreten, wo es wieder nicht seyn wird. Anfangen und Aufhören sind zwey Begriffe, wovon einer den andern immer voraussezt. Was angefangen hat, muß wieder aufhören, und was aufhört, muß angefangen haben.

So sonnenhell und ausgemacht dieses ist, so wenig wird es doch von sehr vielen Menschen

deutlich eingesehen und lebhaft in Erwägung gezogen; dieß zeigen ihre Urtheile, Wünsche und Handlungen.

Manche sehen auch die Nothwendigkeit, daß diese oder jene Sache ein Ende nehmen müsse, wohl ein; allein sie setzen nur in ihren Gedanken das Ende derselben so weit hinaus, wünschen es immer von Zeit zu Zeit so weit entfernt, daß es eben so ist, als ob es gar keins haben sollte.

Dieß gilt hauptsächlich vom menschlichen Leben. Man wird so leicht nicht jemand finden, der sich träumen ließ, seine Lebensdauer sey ohne Ende; allein tausend und aber tausend finden wir, die in ihrer Vorstellung dieses Ende immer weiter hinausrücken und demselben so spät wie möglich nahe zu kommen wünschen.

Nordens Königin, Aura, gehört mit unter diese. Sie sprach bisweilen, dem Anschein nach, sehr furchtlos von ihrem Ende; allein in ihrem Herzen träumte sie dasselbe so weit entfernt als möglich.

An ihr fand man die Wahrheit jedes bekannten Sprichworts, daß das Leben auf dem Thron nichts mehr als blos ein glänzendes Elend sey, ganz vorzüglich bestätigt. Ihr Loos war seit ihrer Thronbesteigung von der Art, daß es selbst das

Mitleid eines Bettlers erregen konnte. Unsere Leser haben schon bey Gelegenheit einige Winke hiervon erhalten, woraus Sie sich das Traurige dieses Looses deutlich genug werden vorstellen können.

Aura würde sich gewiß einer für sie so qualvollen, beynahe unerträglichen Bürde freywillig wieder entlediget haben; hätte sie nicht mit vieler Zuversicht auf eine Zeit gehoft, wo alle die Ursachen ihrer bangen Besorgnisse und quaalvollen Unruhe verschwinden und ihr ein frohes und ruhiges Leben zu führen, verstatten würden.

Diese an und für sich selbst schon ziemlich grundlose Hofnung, baute sie hauptsächlich auch mit auf den Wahn, daß ihr Lebensende noch ziemlich weit entfernt seyn würde. Allein sie hatte sich leider hierbey um mehrere Jahre verrechnet, indem sich ihr leztes Stündlein mit schnellen Schritten nahte, ehe auch noch der kleinste Theil dieser im Grunde sehr viel umfassenden Hofnung in Erfüllung überging. Mehrere Anwandlungen von Unpäßlichkeit hatten sich seit kurzem eingestellt, die aber alle wieder vorübergingen. Aura rechnete nun desto sicherer auf die Erfüllung jener Hofnung; allein auf einmal erfolgte ein da Capo

mit solchem Nachdruck, daß der Leibarzt gleich Anfangs sehr bedenklich die Achseln zuckte und in einer geheimen Unterredung mit der Kronprinzessin dieser geradezu erklärte, daß seiner Meynung nach, keine Wiedergenesung zu bewirken seyn würde.

Diese Nachricht war für Augusten eigentlich nicht weniger als angenehm: denn eben jezt war die Uneinigkeit zwischen ihr und ihrem Gemahl aufs höchste gestiegen und in den Plan, den sie gegen denselben auszuführen beschlossen hatte, gehörte durchaus Aurens längere Lebensdauer. Noch war es zwar immer nicht ganz unbedingt zu glauben, daß die Prophezeyhungen des Leibarztes ganz gewiß eintreffen würden; sie ließ also auch ihre Hofnung nicht ganz sinken. Allein da auf einmal die Krankheit der Monarchin so sehr zunahm, daß aller Schein einer möglichen Herstellung vor menschlichen Augen verschwand, und die Patientin selbst sich förmlich auf ihr Ende vorbereiten ließ; so mußte jener Plan aufgegeben und so schnell wie möglich andere Anstalten getroffen werden. Beichtvater, Günstlinge und Bedienten wurden nun mit Vorstellungen und Bitten bestürmt, die sterbende Monarchin noch dahin zu

vermögen, daß sie vor ihrem Ende eine Aussöhnung dieser Uneinigkeit bewirke und den Pierro ernstlich ermahnte, Augusten künftig günstiger zu behandeln und alles Geschehene zu vergessen.

Auguste wußte ihre Unternehmungen so einzuleiten, daß sie ihr selten misglückten. Auch jezt ging es nach Wunsch; die Aussöhnung erfolgte und Pierro betrug sich jezt gefälliger als jemals. Er schien sich sogar Augustens Leitungen wieder überlassen zu wollen, hörte ihre Rathschläge, die sie ihm für die bevorstehende Veränderung ertheilte, gerne an, und versprach, sie willig zu befolgen. Auguste wurde dadurch beruhigt und Pierros Freude über seine nahe Thronbesteigung war unbegränzt.

So war die Lage der Dinge als sich Aurens Krankheit mit dem Tod endigte und also Nordens Thron für Pierro erledigt wurde.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Man sieht das kleine Körnlein kaum,
und doch treibt es den größten Baum.
So hat die kleinste Handlung oft
die größten Folgen unverhoft.

Wie, wenn sich nach einer kurzen Windstille ein heftiger Sturm erhebt, alle Elemente in Bewegung sezt und die Atmosphäre mit lautem Getöse erfüllt; so folgte auf die traurende Stille, die die wenigen Tage über, wo sich Aurens Leichnahm noch über der Erde befand, in Norden herrschte, auf einmal der lärmendste, geräuschvollste Jubel. Kanonen brüllten, Städte und Dörfer jauchzten, Regimenter feuerten, alle musicalischen Instrumente ertönten, alle Küchen dampften, Bouteillen klirrten, alles, was einen Magen hatte, as und trank, alles was einen Laut von sich geben konnte, jubelte; kurz es war ein Lerm, daß die Bewohner Nordens, wenn sie anders etwas davon vernahmen, nicht anders glauben konnten, als für den ganzen Erdplaneten, wäre der Himmel eröfnet worden.

Allein bis zur gänzlichen Eröfnung des Himmels war es noch nicht gediehen; Norden sahe blos statt einer Aura einen Pierro auf seinem Thron.

Es giebt doch keinen herrlichern Anblick als den frohe, jubelnde Menschen gewähren! — Alter Misantrop! jage jenes Häuflein Knaben, die dort um eine Seifenblase jubelnd herum hüpfen, nicht auseinander! Du nennst es freilich eine kindische Freude; allein sie ist doch besser als gar keine. Suche ihnen ihren Geschmack ja nicht weg zu moralisiren: denn sieh! man kann ja weit eher Seifenblasen als Diamante, weit eher Luftschlösser als Marmorpalläste haben! und im Grunde ist es ja gleich viel, wenn ich mich nur freue — ob hernach der Gegenstand meiner Freude ein Käfer oder ein Paradießvogel, ein Kiessteinchen oder ein Diamant, ein Kartenhaus oder ein Staatspalais ist. Du must es ja selbst aus Erfahrung wissen, daß man auf unserm Planeten nothwendig auf Seifenblasenfreuden eingerichtet seyn muß, wenn man größtentheils nicht leer ausgehen soll.

Nimm mirs nicht übel, alter, misantropischer Murrkopf! deine finstere Moral taugt gar nichts! lieber will ich in deinen Augen ein Kindskopf

seyn als mein paar Lebensjahre wegwinseln und murren.

Unter Nordens Bewohnern herrschte ein allgemeiner Jubel. Hätte jemand die Ursache dieses Jubels genau anatomiren wollen; der würde freilich gefunden haben, daß sie weit eher weinen als lachen, weit eher heulen als jauchzen sollten. Allein auch das Weinen und Heulen half ihnen nichts, schadete ihnen vielmehr: denn sie zogen sich doch nur dadurch Kopfweh und üble Laune zu. Es war demnach besser, sie freuten sich.

Nur wenige Personen fühlten keinen Drang in sich, in diesen allgemeinen Jubel mit einzustimmen. Unter diesen war die Königin Auguste. Leider hatte sie nur zu gegründete Ursache zu Mismuth und Verdruß. Pierro hatte seit dem ersten Augenblick, wo er den Scepter erhielt, geradezu in allem das Gegentheil gethan von dem, was Auguste von ihm haben wollte. Er war jezt unumschränkter Beherrscher und hatte sich zu einer Unabhängigkeit hinaufgeschwungen, wo man beynahe gar keine Möglichkeit mehr sah, ihm auf irgend eine Weise wieder einige Fessel anzulegen. Er gab sich jezt auf einmal ein Air, welches man zuvor nie an ihm bemerkt hatte, überhäufte seine

Gemahlin mit neuen Kränkungen und schien sogar auf den Vaternamen Verzicht thun zu wollen, indem er Augustens Sohn nicht zu seinem Nachfolger erklärte.

Unter diesen Umständen sah also Auguste alle ihre vorige Pläne vereitelt und es blieb ihr nichts übrig, als sich in Geduld zu fassen und ihre Zuflucht zu einigen wenigen Freunden, die ihr noch ergeben waren, so wie vorzüglich zu ihrem eigenen Kopfe, zu nehmen, durch welchen sie sich aus mancher Verlegenheit sehr vortheilhaft gezogen hatte.

Unter andern war die Nachricht von Pierros Thronbesteigung auch dem schlauen Pryssus sehr willkommen. Nichts war man weniger an ihm gewohnt als ein freundliches Gesicht; allein der Courier, welcher ihm diese Nachricht überbrachte, wurde mit einem solchen belohnt. Pryssus that nichts so leicht ohne hinlänglichen Grund; auch seine jetzige Freude hatte einen solchen. Er konnte auf Pierros Anhänglichkeit sicher rechnen und war also auch schon im Voraus überzeugt, daß er nunmehro bald einen Feind weniger haben würde. Er hatte sich auch hierin nicht im Geringsten geirrt; denn kaum war Pierro König, so ertheilte

er den Truppen, welche sich mit im Felde befanden, den Befehl, von nun an nicht mehr wider Pryssus, sondern für denselben zu fechten. Letzterer beschenkte ihn dafür mit dem Titel eines Sandländischen Generals, eine Erhöhung, worüber der neue Nordische König eine ausgelassene Freude hatte. Wohlfeiler hatte Pryssus wohl nie eine so bedeutende Allianz erkauft!

Pierro fing nun an, seinem Streben nach einem großen Namen, freyen Lauf zu lassen. Er rief eine Menge Verwiesene aus Siberien zurück, war mit Standes- und Gehaltserhöhungen freygebig und ließ einige Edikte publiciren, die eigentlich mehr in leeren Worten als in wirklichen Gnadenbezeugungen bestanden, demohngeachtet aber das von Freude berauschte Volk mit großen Hofnungen erfüllten, so daß es auf den Einfall kam, seinem neuen Herrscher eine Statue von Golde setzen zu lassen. Ehe aber noch dieser Entschluß ausgeführt wurde, verschwand der Freudentaumel und man sah ein, daß man zur Zeit auch noch um kein Haar glücklicher sey als zuvor, und daß sich in die Zukunft auch eben so wenig bessere Aussichten eröfneten.

Pierro fuhr unterdessen rasch in seinen Neuerungen fort und begann immer schon eine andere, ohne die erstere bis zur Hälfte ihrer Vollendung gebracht zu haben. So wenig nun auch die meisten derselben eigentlich eine böse Absicht verriethen, so waren sie doch immer so unbesonnen und zu ungelegener Zeit angefangen, daß sie gar nicht gedeihen konnten und nothwendig Unzufriedenheit erregen mußten.

Vorzüglich aber waren die Soldaten misvergnügt über die Metamorphosen, die mit ihnen vorgenommen werden sollten. Pierro wollte nun einmal durchaus ein zweyter Pryssus werden, natürlich sollten nun auch seine Soldaten den Sandländischen in allen Stücken ähnlich seyn. Nichts war ihnen aber verhaßter als dieses: denn schon lange gab es keinen widriger klingenden Namen für sie als den des Sandländischen Königs. Ueberdieß war diese Umformung von der Art, daß sie sich dabey mit Strapazen überhäuft und mit immerwährenden Kriegsübungen heimgesucht sahen, die alle ihre Kräfte erschöpften.

Auch über das Civilfach sollte eine Sandländische Hülle gezogen werden. Ein Gesetzbuch, welches Pryssus für seine Staaten hatte verfer-

tigen laßen, sollte auch für Norden gültig gemacht werden. Es wurde demnach auch hierdurch ein allgemeines Misvergnügen erregt, und zwar um so mehr, da der Versuch, dieses Gesetzbuch einzuführen, beynahe einen allgemeinen Wirrwarr verursachte, indem die Nordischen Priester der Themis dieses Buch selbst nicht verstanden und also auch noch weniger Anderen den Inhalt desselben erklären konnten. Dieser Versuch misglückte also ganz und die alten Nordischen barbarischen Gesetze behielten ihre Sanktion.

Dergleichen mislungene Versuche hatten jedoch wenig Einfluß auf Pierros Laune. Was nicht gehen wollte, mochte bleiben. Es wurde vergessen, und Pierro ließ sich deswegen kein graues Haar wachsen. So wie er eine Anwandlung fühlte, ging er rasch zu Werke; allein hartnäckige Hindernisse zu bekämpfen und das Angefangene standhaft durchzusetzen, dieß war seine Sache nicht. Er lebte blos für den gegenwärtigen Augenblick, handelte darauf los ohne die Folgen zu berechnen und hatte weder für das Vergangene noch für die Zukunft einen Sinn.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Man geht nun immer leiser;
durch Schaden wird man weiser! —

(Die junge Gräfin Grünhof an die Prinzessin Ruhberg in Semgow.)

Nichts ist natürlicher, meine Liebe! als daß man bey dergleichen Auftritten, wie man gewöhnlich hier vor Augen hat, sehr neugierig auf die Zukunft werden muß. Jezt ist Windstille, der Sturm wird folgen. Wie sich dieser endigen wird, dieß kann man ohne Prophetengeist schwerlich voraus sehen. Leider entscheidet hier ein bloser, beym Entwurf eines auszuführenden Plans gar nicht mit berechneter Zufall sehr oft alles.

Seit Aurens Tod hat sich Augustens Loos nicht verbessert. Dieß konnte man wohl schon im Voraus nicht anders erwarten. Auguste bezeigt sich noch immer standhaft genug, und es wird sich nunmehro wahrscheinlich bald entscheiden, wer des andern Meister seyn wird.

Das, was die immer noch ziemlich gute Laune der Königin mit unterhält, ist unstreitig der Um-

stand, daß sie schon seit einiger Zeit sich im Genuße einer sehr angenehmen Liebschaft befindet, die auf solche Weise unterhalten wird, daß sie nicht so leicht entdeckt werden kann.

Zadro, einer der schönsten jungen Männer im ganzen Reiche, war Adjutant beym zweyten Befehlshaber unserer Armee. Dieser unterhielt eine Geliebte, die leider dem Herrn Adjutanten günstiger war als ihrem eigentlichen Galan, dem Herrn obersten Feldzeugmeister. Zum Glück für die beyden heimlich Verliebten schämte sich Lezterer, auch nur eifersüchtig zu scheinen. Er mochte Verdacht haben; allein sein Stolz ließ es nicht zu, diesen Verdacht zu äussern oder auch nur etwas zu unternehmen, das ihn vom Grunde oder Ungrunde dieses Verdachts überzeugen konnte. Endlich verschafte ihm das der Zufall, was er absichtlich zu suchen weit unter seiner Würde hielt. Er sah mit eigenen Augen sein Liebchen in den Armen des Adjutanten — ein Anblick, der seinen Verdacht sogleich in Ueberzeugung verwandelte.

Zadro wurde seiner Charge und Freyheit beraubt und auf immer für Siberien bestimmt. Schon war der Tag nahe, an welchem er seine Reise in die abscheuliche Wildniß antreten sollte,

als auf einmal für den schönen Unglücklichen der schönste Glücksstern aufging, dessen Erscheinung er sich gewiß nie, am allerwenigsten unter diesen Umständen hätte träumen lassen. Augustens neue Busenfreundin, die Kammerfrau Razuwena, die dem stillen Wasser gleicht, das gewöhnlich desto tiefer ist, hatte von Zadros fatalem Schicksal einige Winke erhalten. Sie kannte ihn ziemlich genau und wußte also, daß man ihn ohne Gefahr empfehlen konnte. Auguste erhielt Nachricht davon und Zadro wurde frey und blieb in der Residenz.

Diese Befreyung geschah auf eine solche Weise, daß niemand, auch nicht einmal der Befreyte selbst auf die Spur zur Entdeckung der eigentlichen Triebfeder davon kommen konnte. Und glauben Sie wohl, daß Zadro selbst heute noch mit dem neuen Gegenstand seiner Umarmungen unbekannt ist? Die listige Razuwena hat alles meisterhaft veranstaltet. Die Liebschaft besteht zu beyderseitigen unaussprechlich grossem Vergnügen, ohne daß Zadro auch vielleicht nur eine Ahndung von dem grossen Glück hat, das ihm eigentlich zu Theil worden ist. Man giebt sich die geheimen Rendezvous an einem Orte, wo gar an kei-

ne Entdeckung zu gedenken ist, und da Zadro Augusten noch gar nicht kennt, auch überdieß alles schon darnach eingerichtet ist; so wird man nicht so leicht der dabey interessirten Hauptperson auf die Spur kommen. Zadro glaubt nicht anders, als daß ihn eine von den Kammerfrauen mit ihrer Gunst beglücke.

Auf diesen Zadro hat man auch in einer gewissen andern Absicht viel Hofnung gesezt, und zwar um so mehr, da es gelungen ist, ihm eine neue Charge zu ertheilen, die von Bedeutung ist und seinen Wirkungskreis nicht wenig erweitert. Er weiß sich auch so zu betragen, daß man sich von seinem Kopfe große Versprechungen macht und überhaupt viel von ihm erwartet.

Da ich diesem Brief manches anvertraue, was die strengste Verschwiegenheit erfordert und ich überdies auf höhere Veranlassung eine Ihre künftige Rolle betreffende Instruktion beyfüge, so erhalten Sie denselben durch einen unserer Vertrauten und Sie werden sehr wohl thun, wenn Sie ihn, sobald Sie seinen Inhalt sich gehörig bekannt gemacht haben, vernichten. In der gegenwärtigen Krisis muß man durchaus auf seiner Hut seyn, und alles dazu beytragen, daß sich dieses

be nicht auf eine für uns schauderhafte Art endige.

Wenn Sie hier ankommen, so wird die allgewaltige Verwandlung, die Sie allenthalben finden werden, Ihr Staunen erregen. Unser Hof gleicht dem kriegerischen Hauptquartier eines Feldherrn und mitten unter den fürchterlichsten Zurüstungen zu einem Krieg feyern wir beständig Friedensfeste. Den Pierro hat die Freude über seine Thronbesteigung berauscht und sein Anhang ist von immerwährendem Jubel betäubt. Bey alle diesen ununterbrochenen Schwelgereien, die denen am Hofe des luxuriösesten Weichlings nicht nachstehen, affektirt unser Souverain das Ansehen eines Helden. Noch vor seinem Abzug ins Feld, will er schon hier einen Vorschmack vom Kriegsgetümmel haben. Sein Ohr will sich an Kanonendonner gewöhnen, unaufhörlich wird deswegen die Atmosphäre dadurch erschüttert. Allenthalben sieht man den ganzen Tag über Regimenter aufmarschirt und in lermenden Kriegsübungen begriffen, so, als ob sie den ganzen Erdball erobern sollten. Der König ist immer mitten darunter, und sind die Truppen ermüdet, so eilt er an Hof zurück; und nun beginnen gewisse Spiele immer

wieder von neuem, wobey eine Menge schöner Weiber Hauptrollen haben und mit welchen man nicht selten ganze Nächte zubringt. Ausser einigen wenigen Günstlingen werden keine Männer dabey zugelassen. Hier fallen nun nicht selten Scenen vor, wobey das Auge der Ehrbarkeit sich schliessen würde. Die beyden Gottheiten, denen man in diesen Stunden vorzüglich opfert, sind Bachus und Venus. Der Sandländische Gesandte wird hierbey besonders favorisirt und er genießt immer noch mehr als Pierro selbst.

Auguste erscheint nur im äussersten Nothfall öffentlich bey Hofe und es ist gut, daß dieses so selten wie möglich geschieht, da sie allemal den kränkendsten Mishandlungen ihres Gemahls ausgesezt ist, und sich sogar auch sehr viel von der Maitresse desselben, die zusehend dreuster und aroganter wird, gefallen lassen muß.

Daß Pierro in Absicht auf Augusten nichts Gutes im Sinne hat, ist keinem Zweifel unterworfen; ob man gleich zur Zeit noch nicht dahinter kommen konnte, was er und sein Anhang eigentlich im Schilde führe. Seine Gesinnung gegen Augustens Sohn hat er unterdessen deutlich genug geäussert. Er hat den Grafen Ranof aus dem

Exil zurück gerufen, blos in der Absicht, gewisse Heimlichkeiten, die Bezug auf Augusten haben, aus ihm heraus zu locken oder ihn mit Gewalt zum Geständnisse derselben zu bringen. Ganz gewiß will man auch wissen, daß er in Absicht des gefangenen königlichen Anverwandten, dem Aura die Krone entzog, einen Entschluß gefaßt habe, der ganz zu Augustens und ihres Sohnes Nachtheil ist.

Wir finden übrigens für gut, jezt sehr leise aufzutreten und die Stunde im Stillen abzuwarten, wo sich etwas zu unserm Vortheil ereignen dürfte.

Auguste wird geliebt und bedauert und sie fängt es absichtlich darauf an, dieses immer mehr zu werden. Zadro wirkt im Stillen, ohne daß er die eigentliche Triebfeder kennt, die ihn in Bewegung sezt. Auch von Ihnen sind wir überzeugt, daß Sie das Ihrige thun und auf unserer Seite bleiben werden. Es gährt gewaltig; wenn es anfängt aufzubrausen, so dürften uns wohl die Ohren gällen. Doch große Thaten erfordern Muth! Unser Wahlspruch sey: Sieg oder Tod!

Ihre

L. Grünhof.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Merkwürdiger Zug aus dem sonderbaren Charakter eines Gekrönten.

Residenz Pierrosburg. Vorsaal vor den königlichen Zimmern.

(König Pierro steht vor der Thür eines dieser Zimmer mit entblöstem Degen Schildwache. Der Großkanzler kömmt eiligst die Treppe herauf und aufs königliche Zimmer zu.)

König. (martialisch indem er den Kommenden gewahr wird) Wer da?

Großkanzler. (überrascht, den König nicht sogleich bemerkend) Nur gemach! bey mir ist dieß martialische Wer da? unnöthig.

König. (ohne sich von seinem Posten zu entfernen, heftiger als zuvor) Wer da? Wissen Sie nicht, was Kriegsgebrauch ist?

Großkanzler. (erkennt den König — mit einer Verbeugung) Ich habe Ew. Majestät verkannt; sonst würde ich sogleich, dem Kriegsgebrauch gemäß, geantwortet haben.

König. Wollen Sie zu mir?

Großkanzler. Ja! Eine sehr wichtige Angelegenheit macht eine kurze Unterredung mit Ew. Majestät nöthig. (greift ans Schloß, um die Thür zu öfnen und den König hinein zu komplimentiren) Es ist dringend.

König. (unwillig) Sehen Sie nicht, daß ich hier Wache stehe?

Großkanzler. Ich sehe dies deutlich.

König. Nun so können Sie doch auch glauben, daß niemand in dieses Zimmer gelassen werden soll?

Großkanzler. Ich wollte dieses blos deswegen öfnen, weil ihm Ew. Majestät am nächsten sind. (nach einer kurzen Pause, indem der König unbeweglich stehen bleibt) Die Sache ist wichtig und alles hängt von einem schleunigen Entschluß ab. — Soll ich sie Ew. Majestät hier vortragen?

König. (hitzig) Jezt habe ich keine Zeit, sie anzuhören. Tragen Sie die Sache meinem Oncle vor, wenn sie keinen Aufschub leidet.

Der Großkanzler zuckte die Achseln und ging. Draussen vor dem Vorsaal kam ihm einer von des Königs Kammerdienern entgegen: der Großkanzler faßte ihn freundlich bey der Hand und führte ihn beyseite.

„Wissen Sie nicht“ — lispelte er dem Kammerdiener ins Ohr — „was in dem Zimmer vorgeht, vor dem Pierro Wache steht?“

„Es ist ein Serail“ erwiederte dieser leise.

Großkanzler. Und wer ist Sultan?

Kammerdiener. (lächelnd) Der Sandländische Gesandte. Dieser soll noch vor der Abreise ins Feld, das Vergnügen eines Sultans geniessen. Er mag sichs schmecken lassen, wenn es ihm nur auch wohl bekömmt.

Der Kammerdiener schlich sich davon und der Großkanzler schüttelte sein Haupt die Treppe hinab, so sehr, daß er beynahe die ganze Angelegenheit, die in demselben für jezt stak, herausgeschüttelt hätte.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Groß ist das Ziel, das deiner harrt! —
Gewiß! es wird nach Wunsch dir glücken,
hast du in kritschen Augenblicken,
entschloßnen Muth und Geistesgegenwart! —

Residenz Pierrosburg. Brücke über den Milowfluß.

Zadro und sein vertrauter Freund Passov.

(Es ist tief in der Nacht; eine grosse Stille herrscht in dieser Gegend, die blos vom Rauschen des Flusses unterbrochen wird; beyde Freunde wandeln in Mäntel gehüllt, langsam und mit leisen Tritten die Brücke auf und ab.)

Zadro. Es ist nun höchste Zeit! von nun an ist jeder Augenblick von unschätzbarem Werth für uns! Das Werk, das wir auszuführen haben, ist groß und alles kommt darauf an, daß wir den rechten Augenblick nicht versäumen, wo es angefangen werden muß.

Passov. (bedenklich) Nur piano und vorsichtig, daß man nicht zu bald beginnt.

Zadro. Man darf freilich nicht zu voreilig seyn, aber man kann auch zu spät kommen. —

Passov! laß diese Bedenklichkeiten, und glaub mirs, die rechte Stunde hat schon geschlagen!

Passov. (nachdenkend) Meinst du?

Zadro. (hitzig) Soll ich dir meine Gründe noch einmal wiederholen? (faßt seinen Freund beym Arm und schüttelt ihn heftig) Razukof ist arretirt! Razukof! einer unserer Vertrauten, der unser ganzes Geheimniß weiß und also auch verrathen kann, ja der es gewissermassen schon verrathen hat?

Passov. Wer weiß? Die Ursache seines Arrestes kann auch eine andere seyn?

Zadro. Nein! sie ist keine andere! Er war unvorsichtig genug, sich etwas von einer bevorstehenden Revolution verlauten zu lassen und dieß zog ihm das Gefängniß zu. Wer steht uns dafür, daß er im ersten Verhör nicht alles verräth. Wollen wir dieses ruhig abwarten und uns ein gefährliches Prävenire spielen lassen?

Passov. Wir werden die Königin selbst überraschen.

Zadro. Dafür laß mich sorgen! — Es ist jezt die beste Zeit, alle Umstände sind uns günstig. Pierro befindet sich mit seinem Anhang auf dem Land; die Residenz ist unser, ehe er etwas davon erfährt.

Passov. Kann man denn auch gewisse Rechnung auf die Garderegimenter machen?

Zadro. Diese sind schon lange darauf vorbereitet; ich darf nur winken und sie sind da. Soll ich dir ganz bekannte Dinge immer wieder von neuem vorsagen? Du weißt ja doch wohl, daß diese Regimenter schon seit einiger Zeit unwillig über ihren König sind, und daß dieser Unwille jezt aufs Höchste gestiegen ist, da sie die Residenz verlassen und einen Krieg beginnen sollen, der das Vaterland eigentlich gar nichts angeht?

Passov. Die Königin befindet sich auf dem nemlichen Landhause, wo Pierro ist; wir werden ihr keine Nachricht geben können, ohne daß der Leztere etwas davon merken sollte.

Zadro. Die Königin hat seit einigen Tagen ein entlegenes Gartenhaus bezogen, wo sie von niemand bemerkt wird. (nach einer Pause) Sey unbesorgt, Passov! es ist schon alles darauf angelegt, daß es höchst wahrscheinlich gut gehen wird. Auch sind noch viele Personen mit thätig, von welchen Du gar nichts weißt.

Passov. Nun wohlan! es sey! beginne das Werk, ich stehe für meinen Mann!

Zadro. (zieht zwey Pistolen unter dem Mantel hervor) Beym Anfang einer jeden Sache ist das Ende ungewiß; so wahrscheinlich wir auf einen guten Ausgang rechnen können; so ist derselbe doch erst noch zu hoffen und der Fall noch immer möglich, daß er allen günstigen Aussichten ohnerachtet nicht erfolgt. (reicht ihm eine Pistole) Hier lade; ich werde ein gleiches thun. (nachdem sie beyde geladen, nach der Pistole des Passovs greifend und ihm die seinige reichend) Laß uns wechseln! Sobald die Sache misglückt, so zielt jeder nach des andern Kopfe. Wir wollen unsern Feinden zuvor kommen und uns den fatalen Gang aufs Blutgerüste ersparen.

Passov. (die Pistolen wechselnd) Die Vorsicht ist gut! Die Mündung an Kopf, und mit einem Zuck feuern wir ab. (indem er einige herbeykommende verhüllte Personen gewahr wird) Wer kömmt?

Zadro. (ruhig) Hier ist der Versammlungsplatz; es sind Bekannte!

(Beyde verbergen die Pistolen und gehen dann den Kommenden entgegen.)

Gegend unweit Pierrosburg.

Abgelegenes Haus im Garten am Landhause des Pierro.

Schlafzimmer der Königin.

(Es ist einige Stunden darnach alles stille und ruhig; ein Soldat öfnet leise das Zimmer und nähert sich der schlafenden Königin)

Soldat. (die Königin sanft bey der Hand fassend) Königin! Königin!

Königin. (erwacht und blickt den Soldaten bedenklich an) Was giebts?

Soldat. Eilen Sie in die Residenz, Sie werden erwartet.

Königin. (überrascht mit sichtbarer Bestürzung) Wer sandte dich?

Soldat. Ich bin Zadros Bruder! Eilen Sie, es ist kein Augenblick zu verlieren. (eilt wieder aus dem Zimmer, die Treppe hinab)

Königin. (springt aus dem Bette und weckt die Kammerfrau) Auf! Ich muß in die Residenz und Sie sollen mich begleiten!

Kammerfrau? (erschrocken) Sind Sie in Gefahr?

Königin. (sich selbst flüchtig ankleidend) Zur Zeit noch nicht. Zadros Bruder weckte mich und dieß wird ein guter Bote seyn. Eilen Sie nur, damit wir nicht zu spåte kommen. Die Kammerfrau wirft sich schnell in die Kleider und beyde eilen mit sichtbarer Unruhe fort gegen das hintere Thor des Gartens, wo sie einen Wagen bereit finden, in welchem sie pfeilschnell davon fliegen.

Dritter Abschnitt.

Ludit in humanis divina potentia rebus,

Et certam praesens vix habet hora fidem! —

Ovid.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Lasset den bethörten Haufen
nach des Irrlichts Schimmer laufen! —
Irrt nicht jedes Menschenkind
in des Lebens Labyrinth?

O! der Jubel ist ja selten
in der besten aller Welten!
Blos der Täuschung Gauckelspiel
bringt noch manches Lustgefühl!

Residenz Pierrosburg. Königlicher Pallast.

Großer freyer Platz vor demselben.

(Auf den beyden Seiten dieses Platzes stehen die Regimenter der Leibwache und der in der Stadt befindlichen Garnison unterm Gewehr. In der Mitte ist eine unzählbare Menge Volkes versammelt, und aus denen auf diesen Platz führenden Strassen sieht man noch immer neue lermende Haufen herbeyströmen. Die Höflinge und Großen des Reiches eilen theils zu Fuße, theils in Karossen einher und verlieren sich in den Pallast; auf ihren Mienen herrscht sichtbare Bestür-

züng, die sie hinter einem erzwungenen Lächeln zu verbergen suchen. Im Pallaste ist alles voll Leben und Thätigkeit. Ein wildes Getöse drängt sich aus dem vermischten Getümmel empor. Nach einiger Zeit nähert sich ein stiller, majestätischer Zug aus der einen Strasse. Die Häupter der Nordischen Priesterschaft erscheinen mit dem Ornate der Weihung. Langsam und feyerlich wandeln diese Greise von dem ehrwürdigsten Ansehen in ihrem heiligen Gewande auf den königlichen Pallast zu. Das Getöse verstummt und das gedrängte Getümmel theilet sich ehrfurchtsvoll, um diesem majestätischen Zuge Platz zu machen. Einige Zeit darauf, nachdem sich die Priester in den Pallast begeben und die Salbung der Königin geendigt hatten, erscheint auf einem Balkon des Pallasts ein Herold)

Herold. (nachdem er zuvor ein Zeichen zur Stille gegeben) Auf vereintes Bitten der geliebten Nordischen Nation besteigt die Königin, unter dem Namen Miranda, den Thron ihres bedrängten und seiner Zerrüttung nahe gebrachten Vaterlandes. Es ist die höchste Zeit, den bisher für Norden so nachtheiligen Einfluß einer auswärtigen Macht, von der man sich blindlings leiten ließ, zu hemmen und den gewaltsamen Eingriffen in die Rechte verschiedener Stände der Nation Einhalt zu thun. Priester sind als Diener der Religion

die ehrwürdigsten Personen; Königin Miranda wird sie stets schätzen und bey ihren Gerechtsamen erhalten. Der Adel macht die Stütze des Staats; Miranda wird ihn ehren und bey seinen Vorzügen schützen. Das Volk macht das Ganze, den Hauptgegenstand eines Staats aus; Miranda wird blos für dasselbe leben und sowohl demselben überhaupt als jedem einzelnen Gliede insbesondere in allem Betracht eine Mutter seyn.

Die Menge. (unter dem schrecklichsten Kanonendonner) Es lebe unsere Königin Miranda! (der Herold tritt ab; die Königin erscheint auf dem Balkon mit ihrem kleinen Sohne)

Die Menge. (zu wiederholten Malen wie zuvor) Es lebe unsere Mutter die Königin Miranda! (nachdem Miranda über das unaufhörliche Zujauchzen der Menge das innigste Wohlgefallen durch mancherley Aeusserungen bezeigt hat, begiebt sie sich wieder zurück in das Zimmer und bald darauf erscheint sie in der Uniform der ersten Garde auf dem Platze, sezt sich zu Pferde und reutet unter der ihr immer zujauchzenden Menge herum; sie begiebt sich dann wieder in den Pallast zurück und die Regimenter ziehen ab. Das Gewimmel der Menschen verliert sich etwas, allein der Pallast bleibt immer noch von vielen umgeben und das Freudengetöse dauerte fort. Ein Paar alte Nordische ehrwürdige Bürger entfernen sich von der Menge und ziehen sich

in einen etwas abgelegenen Winkel zurück; ihre Namen sind Warno und Ukov)

Warno. (dem andern traulich ins Auge blickend) Freund! was sagst du zu dieser Erscheinung?

Ukov. (in sich gekehrt) Ich bin betäubt, und weiß nicht, soll ich meinen Augen und Ohren trauen oder nicht.

Warno. (lächelnd) Wie oft haben wir nun schon mit gehuldigt! Unsere Haare sind zwar grau; allein wer bürgt uns dafür, daß dieß das leztemal sey?

Ukov. (wie zuvor) Unser Thron wurde immer sehr schnell erledigt und wieder bestiegen; allein noch nie sah ich mich so überrascht als jezt.

Warno. (lächelnd) Diese Ueberraschung muß Dir doch sehr angenehm seyn?

Ukov. Wie so?

Warno. Hast ja eben jezt unaufhörlich mit Vivat gerufen?

Ukov. (mit äusserster Befremdung) Ich?

Warno. Ja wohl Du! Deine Stimme hörte ich vor allen andern.

Ukov. Unmöglich! Zwar finde ich auf einmal meine Kehle heiser; allein das ist doch wohl Katharr, den man sich bey solchen Gelegenheiten leicht holen kann.

Warno. Du kannst den Katharr haben, Ukov! allein daß Du geschrien, fürchterlich mitgeschrien hast, das ist auch gewiß. Sieh, ich stand immer dicht an Deiner Seite; sobald sich Miranda mit ihrem Sohn zeigte, stießt Du ein Vivat aus Deiner Brust, daß mir die Ohren gällten. Dieß befremdete mich nicht wenig und ich blickte Dich neugierig an, um mich zu überzeugen, daß Du es wirklich seyst. Du weißt ja wohl, wir beyde gehen sonst mit dergleichen Aeusserungen ziemlich piano.

Ukov. Ich muß glauben was Du sagst; allein ich war betäubt und bin's noch. Mirandens Ansehen ist verführerisch; der Anblick, da sie mit ihrem kleinen Sohn auf dem Balkon erschien, drang mir bis ins Herz; es kann also wohl seyn, daß ich in der Betäubung meine Empfindungen laut geäussert habe.

Warno. Dieß hat auch gar nichts zu bedeuten, Ukov! Gewiß sind unter dieser Menge sehr viele, denen es eben so wie Dir gegangen ist. — Wir können nichts darwider haben. Miranda ist nun unsere Beherrscherin. Nur wird jezt eine gewisse Neugierde in mir rege.

Ukov. Und diese ist?

Warno. Du mußt wirklich betäubt seyn; sonst fragtest Du nicht. Möchtest Du nicht auch gerne wissen, wo Pierro steckt?

Ukov. Dein Blut lief immer ruhiger als das meinige, Warno! Freylich ist das die erste Frage, die man aufwerfen muß. (nach einigem Besinnen) Allein es gehen ja auch verschiedene Gerüchte von der Person des Königs.

Warno. Diese sind alle nicht zuverläßig. Und wenn auch eins davon gegründet seyn sollte, welches soll man dafür annehmen? — Pierro war nie mein Mann; aber jezt dauert er mich.

Ukov. Pierro sey, wo er will; er ist verloren!

Warno. Noch nicht ganz, wenn er nur noch lebt!

Ukov. Hast Du nicht die Gesinnungen dieser Menge deutlich genug vernommen?

Warno. Trauter Ukov! Diese Aeusserungen beweisen nichts. Wenn es darauf ankommt, so huldigen diese jeden Augenblick einem Andern. Laß jezt für den Pierro nur einen günstigen Umstand eintreten, und sie jauchzen ihm alle eben so freudevoll zu, als sie jezt es der Miranda thaten. Der größte Theil der Menschen hängt vom Au-

genblick ab; wie dieser auf sie wirkt, so sind sie auch gestimmt. Ist dieser Eindruck vorüber, so hört auch die Stimmung auf.

Ukov. Um Pierros Krone ist es nun wohl geschehen. Ich wüßte keinen günstigen Zufall, der sich für ihn ereignen könnte. Man wird auch schon dafür gesorgt haben, daß sich nicht so leicht einer ereignen kann.

Warno. Da man mit so vieler Zuversicht von einer neuen Thronbesteigung spricht, so muß doch auch der Thron erledigt seyn: Pierro wird also gewiß nicht mehr zum Vorschein kommen. (nach einigem Besinnen) Jezt geht mir über eine dunkle Erscheinung ein Licht auf. Hast du heute mitten unter dem allgemeinen Tumult nicht eine feyerliche Procession bemerkt, die einem solennen Leichenbegängnisse glich und durch mehrere Strassen zog? Das sollte doch wohl dem entthronten Pierro gelten?

Ukov. Auch ich habe dieß gesehen; allein das Getöse und der Drang des allgemeinen Auflaufs ließ mir keine Zeit, darüber nachzudenken. Deine Vermuthung ist wahrscheinlich. (nach einer kurzen Pause) Freund! sag mir doch, wie Du es machst, daß Dein Blut bey dergleichen Scenen

so kalt und ruhig bleibt, und dich keine Leidenschaft blindlings mit dem allgemeinen Strom fortreißt? Es scheint mir, als ob Du bey allen diesen Auftritten blos den Beobachter gemacht hättest?

Warno. Das ist wohl blos Verschiedenheit der Temperamente und also kein Verdienst auf meiner Seite. Diese ruhige Kaltblütigkeit kann sich niemand selbst geben; so gewiß es auch ist, daß sie manche Vortheile gewährt. Bey dieser Scene war mir nichts interessanter als der Anblick mehrerer Höflinge, die ich hier vorüber auf den Pallast zu wandeln sah. Nur zwey Blicke durfte ich auf so ein Gesicht werfen — und dann hätte ich sogleich mit vieler Gewißheit bestimmen wollen, ob die Person, welche ich vor mir hatte, zur Parthie des Königs oder der Königin gehöre. Da kamen manche mit einer Todtenblässe herbey, womit die Ungewißheit ihres Schicksals ihr Gesicht überzog, und gleichwohl strengten sie alle ihre Muskeln an, eine gewisse Unbefangenheit und Furchtlosigkeit zu affektiren, womit sie ihrer neuen Gebieterin das Herz nehmen und sich vor einem gefährlichen Verdacht sichern wollten. Manche hingegen, auf deren Gesicht man bisher Spuren des Kummers und des Kleinmuths bemerkte, er=

schienen jezt auf einmal mit solchen heitern und arroganten Minen, daß man sie sogleich für solche erkannte, die zu diesem Spiel in geheim die Karte mit mischen halfen und diese Mischung so einrichteten, daß sie nun die besten Trümpfe bekamen und also bey dem Spiel nothwendig gewinnen mußten.

Ukov. Niemand zog meine Aufmerksamkeit mehr auf sich als der Artillerie Schazmeister Zadro und seine Brüder. Diese lebten bisher in einer solchen Dunkelheit, daß man kaum ihre Namen nennen hörte. Und jezt scheint ja auf einmal der Schazmeister alles in allem zu seyn.

Warno. Ja wohl! man sieht hieraus, daß der Plan schlau angelegt und meisterhaft ausgeführt ist. Zadro wird lange schon Miranden's Vertrauter gewesen seyn. Viele von den Grossen rissen auch ihre Augen schrecklich weit auf, als sie den bisher so unbedeutenden Zadro eine so große Rolle spielen sahen.

Ukov. Wohl ihm! an uns darf er keine Rivale befürchten. Diese ganze Katastrophe kann uns überhaupt gleichgültig seyn: denn wir werden dabey nicht viel gewinnen und verlieren.

(Die Volksmasse gerieth auf einmal in Bewegung; ein fürchterliches Geschrey erhebt sich, aus welchem die Worte tönen: Pierro kömmt! Warno und Ukov eilen der Menge entgegen und verlieren sich unter dieselbe)

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Es wechseln die Dinge hienieden gar sehr,
Was heut gewesen, ist morgen nicht mehr.
Als ob es die Winde wie Spreu verwehn,
sieht man so manches sehr plötzlich vergehn.
Stolzire nur, Günstling! ein einziger Laut
raubt dir die Stütze, worauf du gebaut.
Erklimme mit Mühe das Glänzende Glück,
ein Blizstrahl schleudert dich wieder zurück.

Gegend beym königlichen Lustschloß Pierroshof, einige Meilen von der Residenz.

Fräulein Wugo, Pierros Maitresse. Lodrowiz Pierros Adjutant.

(Sie befinden sich beyde am Eingang eines Parks. Fräulein Wugo geht, verzweiflungsvoll die Hände ringend, auf und ab. Lodrowitz lehnt gedankenvoll an einem Baum mit der ruhigen Mine des entschlossenen Muths.)

Fräulein Wugo. (figurirend, indem sie dicht vor den Adjutanten hintritt) Sagen Sie mir doch,

Lodrowitz! wie können Sie immer noch so ruhig da stehen? Fühlen Sie denn gar nichts von dem Schrecklichen unserer Lage?

Lodrowitz. (ruhig) Ich fühle es allerdings! Allein ich finde auch Muth genug in mir, mich in dieser Lage als Mann zu betragen. Ich bin ohne meine Schuld in dieselbe gekommen, habe auch alles gethan, was mir möglich war, um dieselbe abzuwenden. Der Ausgang sey nun, welcher er wolle; ich werde ihn ruhig abwarten.

Fräulein Wugo. Der Ausgang kann auch auf das Blutgerüste führen.

Lodrowitz. (wie zuvor) Das wäre hart! allein drum nicht zu ändern.

Fräulein Wugo. Ist Ihnen denn diese schreckliche Begebenheit nicht äusserst überraschend?

Lodrowitz. Allerdings! Allein, sie ist einmal wirklich da; man muß sich fassen.

Fräulein Wugo. Wenn man nur auch kann?

Lodrowitz. Was man nicht kann, muß bleiben. Ich kanns; daß Sie es auch können, hängt nicht von mir ab.

Fräulein Wugo. (immer von neuem die Hände ringend) Ist denn gar niemand von unserer Begleitung mehr zugegen?

Lodrowitz. Niemand! Wissen Sie nicht, daß man in der Noth nur wahre Freunde behält?

Fräulein Wugo. Also hätte Pierro nur zwey wahre Freunde gehabt?

Lodrowitz. Seltenes Beyspiel, daß ein König diese zählt!

Fräulein Wugo. Wo ist der König?

Lodrowitz. Hier im Schlosse. Man hat ihm eine Schrift überbracht, die er eigenhändig abschreiben und mit seinem Namen und Siegel unterzeichnen soll.

Fräulein Wugo. (etwas beruhigter) O da kömmt es gewiß zu einer Aussöhnung! man wird ihm blos einige Bedingungen vorlegen, unter denen er wieder in seine vorigen Rechte eintreten soll.

Lodrowitz. So viel ich weiß, ist es eine Entsagungsakte.

Fräulein Wugo. (bestürzt) Wem soll er entsagen?

Lodrowitz. Dem Nordischen Thron und allen Ansprüche auf denselben auf immer.

Fräulein Wugo. (ausser Fassung) Wird ers auch thun?

Lodrowitz. Was will er machen? Er muß der Sache noch das Ansehen geben, als ob ers freywillig thäte.

Fräulein Wugo. (in heftiger Bewegung) Pierro soll aufhören, König zu seyn! — Schrecklicher Gedanke! werde ich mich je an dich gewöhnen können? (nach einer Pause — ruhiger) Eine Aussicht hat er noch; das väterliche Erbtheil muß ihm doch bleiben!

Lodrowitz. Pierro ist ohne Rettung verloren! — Vor wenig Stunden war noch Hofnung; jezt ist auch diese verschwunden. Nur etwas mehr Entschlossenheit und dieß politische Wunderwerk hätte sein Daseyn nicht erreicht!

Fräulein Wugo. Was soll aus uns werden?

Lodrowitz. Das müssen wir erwarten. Entfliehen können wir nicht, und uns der Königin zu Füssen werfen und um Gnade wimmern, wollen wir nicht. Ich bin schuldlos; treue Ausübung der Pflichten kann kein Verbrechen seyn.

(Fräulein Wugo geht noch eine zeitlang in stummer Verzweiflung auf und ab und Lodrowitz bleibt nachden-

fend in seiner Stellung. Endlich erscheint Wache und beyde werden, jedoch auf verschiedenen Seiten fortgeführt.)

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Relation.

(Die Gräfin Louise Grünhof an die Prinzessin von Ruhberg in Semgow.)

Ich halte es für Pflicht, meine Liebe! Ihnen den Anfang und Fortgang eines Schauspiels zu referiren, bey welchem auch Sie eine Rolle spielen sollten und gewiß auch meisterhaft gespielt hätten, wenn nicht ein Zufall den Vorhang eher aufgezogen und also auch das Stück eher anzufangen, nothwendig gemacht hätte als zuvor beschlossen war.

Prinzessin Auguste von Althaus, Pierros bisher leidende und gewiß standhaft duldende Gemahlin ist nun Nordens unumschränkte Alleinherrscherin und hat als solche schon Salbung und Huldigung empfangen. Man hat die Bitte an

sie erzehen lassen, ihren Namen gegen einen andern zu vertauschen; sie hat diese Bitte erhört und wird unter dem Namen Miranda das große Nordische Reich beherrschen. Alle Schwierigkeiten sind nun besiegt, alle Hindernisse überwunden und alle Besorgnisse wegen der Zukunft gehoben. Pierro ist nicht mehr, und vor wenigen Augenblicken kam auch die nicht ganz unangenehme Nachricht hier an, daß der schon bey Aurens Thronbesteigung eingekerkerte und während dieser Zeit beynahe durch alle Gefängnisse des ganzen Reichs gewanderte Sprößling des alten königlichen Stammes seine Augen ebenfalls auf ewig geschlossen habe. Pierros Oncle ist, jedoch mit lauter Höflichkeit, zur Abreise in sein Vaterland gebracht und alles, was aus diesem Lande noch in der Residenz zugegen war, ist auf ein grosses Schiff gepakt und ihm nachgeschickt worden.

Miranda hat seit ihrer Thronbesteigung eine Herablassung und Großmuth geäussert, die alles bezaubert und ihre Feinde beschämend zur tiefsten Verehrung und treusten Anhänglichkeit an ihre neue Monarchin bewogen hat. Sie hat allen verziehen und nur wenige Personen, worun-

ter auch Pierros Maitresse ist, haben die Bedeutung erhalten, sich aus der Residenz zu entfernen. Leztere hatte besonders Ursache, Mirandens ganze Rache zu fürchten, allein es wiederfuhr ihr nicht das Geringste; nur eine Entfernung von der Residenz, von beynahe hundert Meilen, mußte sie sich gefallen lassen. Siberien hat keine neue Bevölkerung erhalten, im Gegentheil ist für viele der Ruf der Freyheit dahin gegangen.

Wahrscheinlich hat die Fama von der Art und Weise, wie dieses politische Wunderwerk sein Daseyn erhielt, schon einiges zu Ihren Ohren gebracht. Da aber auch hierbey, wie bey allen Relationen der Fama, viel Unrichtiges seyn wird, so dürfte es Ihnen nicht unangenehm seyn, den wahren Hergang dieser Sache von einer Freundin zu vernehmen, die beynahe von allen dabey vorgefallenen Auftritten Augenzeuge war und das, was hinter ihrem Rücken vorging, doch immer sogleich aus der ersten Hand erfuhr. Miranda selbst hat mir dieses aufgetragen mit der Versicherung ihrer unveränderten Liebe und Freundschaft. Leicht könnte sich, meine Liebe! der Argwohn in ihrem Herzen erzeugen, als ob die Ihnen ertheilte Rolle blos Maske gewesen und man Sie absichtlich

übergehen wollte; allein eine gehörige Darstellung des ganzen Vorgangs wird diesen Verdacht sogleich verscheuchen und Ihnen deutlich beweisen, daß nichts als ein bloser Zufall die Ausführung eines Plans beschleunigte, in welchen Sie mit verwickelt waren.

Nachdem Pierro sich und einen Theil seines Heers zu dem bevorstehenden Feldzuge marschfertig gemacht hatte, bezog er bis zum Tag seiner Abreise ein ohngefähr fünf Meilen von der Hauptstadt entferntes Landhaus, das Ihnen unter dem Namen Pierroshof wohl bekannt seyn wird. Miranda glaubte Argwohn zu erregen, wenn sie in der Residenz zurück bliebe; sie machte sich also auch aufs Land. Der Tag, an welchem man die Ausführung des Plans beginnen wollte, ist Ihnen bekannt; jezt war er noch nicht da.

Einige Zeit vor Mirandens Weggang aus der Stadt, hatte sie eine Unterredung mit dem Hauptmann der Leibgarde, dem Grafen Passaltof, der bis dahin noch nicht zu ihren Vertrauten gehörte. Dieser warf sich ihr zu Füssen und verlangte blos ihre Einwilligung, um den König, wo es auch sey, ohne Umstände aus dem Wege zu schaffen. Er gestand zugleich, daß er, dieses

ins Werk zu setzen, schon einige, wiewohl mislungene Versuche gemacht habe. Miranda konnte, ihrem Plan gemäß, einen solchen Vorsatz nicht genehmigen, da aber Passaltof gleichwohl durchaus etwas für sie unternehmen wollte, so schenkte sie ihm einiges Vertrauen, sagte ihm aber auch zugleich, daß die Zeit noch nicht da wäre, wo sie seine Hülfe erwartete.

Die Sache war also auf diese Weise abgethan und Passaltof durfte nun den Zeitpunkt nur ruhig abwarten, wo man ihn verlangen würde. Allein diesem Manne saß das Herz zu sehr auf der Zunge. Er verrieth in der Hitze gegen einige seiner Soldaten etwas von dem Complotte, und da er bald darauf einen von diesen mit der Klinge regalirte, so zeigte dieser die verdächtigen Aeusserungen des Hauptmanns an, und Passaltof wurde arretirt.

Jezt war die Sache sehr schlimm und sie wäre gewiß auch so geblieben, hätten die Hauptpersonen von Mirandens Parthie weniger Entschlossenheit und Gegenwart des Geistes gehabt. Allein kaum hatte eine von den Kammerfrauen der Königin, die in der Residenz zurück geblieben war, Nachricht von dieser Verhaftnehmung erhalten, als sie ohne Ver-

zug nebst einigen andern Vertrauten auch den Schazmeister Zadro kommen ließ und diesem mit allem Nachdruck vorstellte, daß es nun die höchste Zeit sey, mit Ausführung ihres Vorhabens den Anfang zu machen. Ihre Vorstellung fand nicht sogleich Gehör; allein Zadro trat bald auf ihre Seite. Dieser hatte lange schon im Stillen gewirkt und er konnte auf die Soldaten ganz sicher rechnen. Man schritt muthig zum Werk und die ganze Residenz war beynahe schon in Allarm, als Miranda durch einen Eilboten Nachricht erhielt und schleunigst in die Residenz abgerufen wurde.

Es schien als ob es der Himmel so beschlossen hätte: denn alles ging nach Wunsch. Auch da, wo man alle Ursache hatte, Widerstand zu befürchten, fand sich keiner. Es drängte sich ein neuer Menschenhaufen um den andern herbey. Man fragte immer von neuem nach der Ursache dieses Aufstandes, und sobald man diese vernommen hatte, zeigte man auch seinen Beyfall und rief der neuen Königin ein Vivat zu. Selbst viele von Pierros Anhängern traten gleich Anfangs auf Mirandens Seite und die Wenigen, die noch zurück blieben, stellten sich auf den Sprung, um ihn sogleich zu thun, sobald sich die noch anscheinen-

de Hofnung für Pierro verlieren würde. Die Bewegung glich einem reissenden Strom, der alles, was sich ihm näherte, unaufhaltbar mit sich fortriß. Schien es auch bisweilen, als ob dieser oder jener eine bedenkliche Mine machen, und sich widersetzen wollte; so bedurfte es nur eines einzigen Blickes von Miranden oder einer ihr anhängenden Hauptperson, und die bedenkliche Mine verschwand und eine heitere, Beyfall lächelnde trat an ihre Stelle.

Bey dieser Gelegenheit wurde eine Entdeckung gemacht, die allgemeines Staunen erregte. Zadre, der sich bisher dem Anschein nach in eine Stille zurückgezogen hatte, wo er kaum bemerkt wurde, erschien jezt auf einmal bey dieser Revolution als dirigirende Hauptperson, und benahm sich so, daß man deutlich sahe, daß er müsse schon lange mit Miranden auf dem vertrautesten Fuß stehen. Diese Entdeckung brachte ein starkes Kopfschütteln und große Augen zuwege.

Mirandens Zuneigung zu diesem ihrem Liebling ist sehr groß. Dieß beweißt auch unter andern eine Erfahrung, die ich zufällig gemacht habe. Gegen Abend des dritten Tages dieses merkwürdigen Aufstandes hatte ich die Königin um

etwas zu befragen. Ich trat in ihr Zimmer, und als ich sie hier nicht fand, öfnete ich die Seitenthür, um mich in dem andern Zimmer nach ihr umzusehen. Hier überraschte mich ein Anblick, der mich wirklich etwas verlegen machte. Zadro saß auf dem Sofa mit entblößtem Beine und neben ihm die Königin, die ihm eine erhaltene leichte Wunde mit eigenen Händen verband.

Ich muß gestehen, meine Theuere! daß bey dem Vorgang dieser Regierungsveränderung doch auch mehrere sehr kritische und auch den entschlossensten Muth erschütternde Augenblicke mit erschienen, so glücklich für uns sich auch übrigens alles endigte. Daß Miranda seltene Geistesvorzüge besizt, war mir schon bekannt. Bey dieser Gelegenheit zeigte sie dieselben in dem hellsten Lichte, und meine Bewunderung erreichte den höchsten Grad. Die kämpfenden Partheien waren im Grunde zu ungleich. Gegen eine Miranda wird ein Pierro wohl immer verlieren.

Blos einige Stunden war die durch einen Eilboten herbey gerufene Miranda in der Residenz, als ihr schon der größte Theil des hier befindlichen Militairs den Eyd der Treue geleistet hatte. An der Spitze eines Corps von zwölftausend

Mann zog sie nun nach der Hauptkirche, um daselbst ihre Andacht zu verrichten und dadurch ihrem Unternehmen ein rechtmäßiges, dem großen Haufen gefälliges Ansehen zu geben. Ich begleitete sie auf diesem Zug und sahe mit Grausen alle Strassen mit Kanonen und brennenden Lunten bepflanzt.

Noch hatte der sichere Pierro keine Nachricht von dem, was zu seinem Nachtheil in der Residenz vorging. Alle Ausgänge aus der Stadt wurden besezt und kurz zuvor, ehe man diese Vorsichtigkeitsanstalten traf, war ein schlauer Mensch in der Kleidung eines Bauers mit einem Billet an den König durchgewischt.

Als Pierro die Nachricht von einer Verschwörung erhielt, lachte er darüber und gab denjenigen, der sie ihm ertheilte, für verrückt aus. Er befand sich in Gesellschaft des Sandländischen Gesandten und des ihn gewöhnlich umgebenden schönen weiblichen Ausschusses eben auf dem Wege nach der Residenz. Seine Sicherheit und lustige Laune verschwand aber bald: denn dieser erstern Hiobspost folgte schnell eine zweyte. Sein Adjutant, der in einer ziemlichen Entfernung voraus geritten war, kam auf einmal mit verhängten

Zügeln zurück, ließ den Wagen halten und raunte dem König die Gewißheit jener fatalen Nachricht ins Ohr, worauf lezterer leichenblaß aus dem Wagen sprang und in die größte Bestürzung gerieth.

Noch hielt man freilich nicht alles für verloren. Allein, wenn es wirklich nicht so weit kommen sollte, so war eine muthige Entschlossenheit und Thätigkeit nöthig, die leider nie unter Pierros Eigenschaften gehörte.

Vor allen Dingen richtete man jezt sein Augenmerk auf den bisherigen Aufenthalt der Königin. Pierro eilte selbst dahin. Bey seiner Ankunft fand er allenthalben verlegene Gesichter, die die Entweichung der Königin verursachte. Er durchsuchte in eigener Person alle Gemächer; allein Auguste war nirgends zu finden. Er bestürmte nun die Anwesenden mit Fragen; niemand konnte aber eine befriedigende Antwort geben. Nur so viel vernahm er von einem Wache stehenden Soldaten, daß in der Nacht vor Eintritt des Morgens zwey weibliche Figuren eiligst aus dem Park gegangen wären. Es gingen unterdessen einige neuere Nachrichten von der Residenz ein. Eine von diesen war folgende: die Königin befinde sich

an der Spitze von mehreren Regimentern, die ihr schon den Eyd der Treue geschworen hätten. Die Bewegung wäre heftig und schien das ganze Volk mit fortzureissen.

Pierro sank nun immer tiefer in Kleinmuth herab. Ein jeder der Anwesenden versuchte sein Heil in guten Rathschlägen; allein keiner derselben wurde befolgt. Pierros Bestürzung nahm zu und mit ihr auch seine Unentschlossenheit. Endlich entschlossen sich einige der bedeutendsten Männer aus seinem Gefolge, welches sich seit kurzem etwas vermehrt hatte, sich in die Residenz zu begeben und die Königin durch kluge Vorstellungen von der weitern Ausführung ihres Vorhabens abzuhalten. Der König genehmigte diesen Entschluß; sie kamen in die Residenz; allein ihr Versuch hatte gerade einen ganz verkehrten Erfolg. Sie fanden nämlich die Gegenvorstellungen der Königin so triftig, daß sie selbst auf ihre Seite übertraten und in der Residenz zurückblieben.

Der getäuschte Pierro machte nun ernstlichere Anstalten. Um Gewalt gegen Gewalt zu setzen, beorderte er jenes Corps ausländischer Truppen, die von jeher zu seinem besondern Dienst bestimmt

waren. Allein, in seinem Innern wüthete Unruhe und Angst, so daß er sich wahrscheinlich nicht mehr deutlich bewußt war, was er that. Er ertheilte Befehle und wiederrief sie, trieb sich herum wie einer, der nirgends seines Bleibens findet, und die beorderten Truppen blieben unthätig auf dem Platze stehen.

Einer seiner erfahrensten und klügsten Anhänger schlug jezt zu seiner Rettung einen Ausweg vor, auf dem man höchst wahrscheinlich den glücklichsten Erfolg nicht verfehlt haben würde, wenn Pierro nur anders entschlossen genug gewesen wäre, ihn einzuschlagen. Allein, man zögerte zu lange und da man endlich nothgedrungen seine Zuflucht zu ihm nehmen wollte, war es zu spät. Mirandens großes Werk war seiner Vollendung nahe und jede Gegenwirkung war vergeblich.

Pierro mußte förmlich dem Thron entsagen, kam um seine Freyheit und starb.

Man hatte ihn auf ein, nur wenige Stunden von hier entferntes Landhaus gebracht. Ohnstreitig hielt er seinen Aufenthalt daselbst von längerer Dauer als er wirklich war: denn er ließ sich gleich nach seiner Ankunft seine Violin, seinen Hund und seinen Neger nachbringen.

Er ertrug das Schicksal eines Gefangenen nur wenige Tage. Sein Lebenslicht wurde ausgelöscht. Ehe man sichs vermuthete kam die Nachricht von seinem Absterben in die Residenz. Der königliche Leichnam folgte bald darauf dieser Nachricht in die Hauptstadt nach. Hier wurde er drey Tage hindurch öffentlich zur Schau ausgestellt. Sein Anblick soll erschütternd gewesen seyn. Die Art und Weise seines Todes ist es jedoch noch mehr. Man hatte die Fama bestochen, daß sie von ihm ein plözliches, jedoch natürliches Ende erdichtete. Eigentlich hat sie nicht gelogen: denn beydes fand statt. Das Ende war plötzlich und natürlich. Wenn ich ein Licht ausblase; so geht es doch wohl bey seinem Verlöschen eben so natürlich zu, als wenn es bis auf das lezte Stückchen ganz ausbrennt.

Ihnen darf ich es doch wohl nicht verhehlen, wie es eigentlich bey diesem Ausblasen zuging.

Der entthronte Pierro war eben im Begriff, sein ziemlich dürftiges Mittagsmahl zu verzehren als zwey grosse, ramassirte junge Männer in sein Zimmer traten. Da sie die Wache vor seinem Zimmer hatte passiren lassen; so mußte er sich freilich ihren Eintritt auch gefallen lassen. Er soll

jedoch diese ungebetene Gäste ziemlich bestürzt und mit bedenklichen Blicken empfangen haben. Diese eröfneten ihm ohne Umstände, daß sie deswegen gekommen wären, um mit ihm zu speisen. Man brachte eine Flasche Brandewein heraus, füllte ein Glas und überreichte es dann dem Gefangenen. Dieser bezeigte keinen Appetit; allein man zwang ihn, dasselbe zu leeren. Schon mochte er die schlimmen Wirkungen dieses Tranks in sich empfinden als man ihm ein zweytes anbot, und, da er solches anzunehmen sich weigerte, ihn zum Trinken mit Gewalt nöthigen wollte. Pierro leistete nun ernstlichen Widerstand; allein vergeblich. Man warf ihn zu Boden, kniete auf seine Brust und würgte ihn so lange bis er nicht mehr athmete. Zugleich soll man auch einen dikken glühenden Drat an einem gewissen sehr empfindlichen Theil applicirt haben, wodurch man den Anschein einer natürlichen Krankheit bewirken wollte.

Auf diese Weise wurde Nordens sechs monatlicher Beherrscher aus dem Lande der Lebendigen gebracht, wo er freilich für die Zukunft ganz überflüßig gewesen wäre.

Der eine von diesen unhöflichen Gästen war Zadros Bruder, der bey der ganzen Revolution sehr

thätig war, übrigens aber eine bedenkliche Visage hat. Wir beyde hätten wohl schwerlich diese Expedition über uns genommen. Gut also, daß es noch andere giebt, die man im Fall der Noth zu so etwas gebrauchen kann.

Miranda saß just bey Tafel als dieser Zadro mit der Todespost zurück kam. Er ließ sie aus dem Tafelzimmer rufen. Als sie wieder zurück kam, ruhte ein süßes Lächeln auf ihrem Gesichte.

Sie, meine Beste! werden nun hoffentlich so bald wie möglich an den Hof zurück kommen, da die Ursache Ihrer Entfernung nicht mehr statt findet und Sie mit Sehnsucht erwartet werden von

Ihrer

L. Grünhof.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Du irrtest schon so oft in labyrinthischen Gängen,
und trauest noch immer neuen Sirenengesängen?

Es ist bekannt, daß die Liebe, zumal wenn sie sich so recht mit ihrer ganzen Macht in ein Herz einnistet, einen sehr nachtheiligen Einfluß auf den Verstand hat und nicht selten einen übrigens sehr soliden und vernünftigen Mann zum wahren Kinde macht. Wir befürchten daher nicht, uns von irgend einem unserer Leser den Vorwurf gemacht zu sehen, daß wir hier den Grafen Uso eine Rolle spielen lassen, die man von einem Manne, dem man als Mitglied der großen Welt, doch wenigstens einige Erfahrung und Verstandskultur zutrauen muß, nicht erwarten sollte.

Uso war allerdings seinem Innern und Aeussern nach ein sehr wohlgebildeter, mit vielen Vorzügen gezierter, liebenswürdiger junger Mann. Allein man muß zwischen dem verliebten und dem kaltblütigen und von keiner Leidenschaft benebelten Uso einen Unterschied machen, und das, was

jener that, diesem nicht zurechnen. Freilich wäre es unbegreiflich, wie ein Mann von gesundem Menschenverstand sich immer von einer täuschenden Dunkelheit in die andre führen zu lassen, und nie eine hinlängliche, zur Ueberzeugung führende Untersuchung anstellen, nie auf Vermuthungen verfallen konnte, die einem nur etwas denkenden Kopfe so nahe, so wahrscheinlich seyn mußte. Allein die Liebe hatte ihn zum Patienten gemacht, und es wäre also ungerecht, Forderungen an ihn zu machen, die nur ein Gesunder zu erfüllen im Stande ist.

Also war, von seinem heftigen Liebestaumel irre geführt, bis zum Zobelfänger in Siberien avancirt. Hier hatte er Zeit, die Wunde, die ihm eine getäuschte Liebe schlug, ausbluten und wenn auch nicht ganz heil werden, doch wenigstens verharschen zu lassen. Ein guter Genius machte ihn auch hier mit einem Manne bekannt, dessen Unterhaltung eine wahre Arzney für Krankheiten dieser Art war. Da man ihm das, was er einzig und allein suchte, nun einmal durchaus nicht finden lassen wollte; so war ihm die Entfernung von der grossen Welt erwünscht und sein Loos in Siberien wurde ihm ziemlich erträglich. Durch die neuen

Ideen, womit sein Kopf im Umgange mit jenem alten merkwürdigen Manne, angefüllt wurde, wurden die alten nach und nach verdrängt und zwar um so mehr, da er sich selbst alle Mühe gab, das Vergangene zu vergessen und sich von nun an in der Vorstellung eines blosen Mahlers als eine ganz andre Person zu denken. Die Zobeljagd gewährte ihm die nöthige Motion, sein neuer Freund, den er beynahe täglich besuchte, die gehörige Unterhaltung und seine Mahlerey die zu einem angenehmen Zeitvertreib erforderliche Beschäftigung. Er war also so ziemlich gut eingerichtet und konnte als Zobelfänger nicht glücklicher seyn.

Da saß er in seiner Hütte und machte sein Bilderräthsel mit einer Aufmerksamkeit und einem Streben nach Vervollkommnung in seiner Kunst, als ob er sich und eine Familie zeitlebens davon ernähren sollte. Mit einigem Vergnügen bemerkte er, wie seine Fertigkeit, den Pinsel geschickt zu führen immer mehr zunahm und es ihm immer besser gelang, die Ideen deutlicher auszudrücken und kunstreicher vorzustellen. Anfangs ging es nicht so recht, wie er wünschte. Das Mahlen erschwerte ihm sein Streben, sich sein ganzes vori-

ges Schicksal aus den Gedanken zu schlagen, ungemein. So oft er nach dem Pinsel griff, war es als ob Auguste vor ihm schwebte und mehreremale vergaß er sich so weit, daß er statt der ihm vorgeschriebenen Gegenstände, lauter Augusten zeichnete.

Doch Zeit und Geduld bewiesen ihre heilsamen Wirkungen auch an ihm. Die ihn beunruhigenden Eindrücke verloren nach und nach ihre Lebhaftigkeit und endlich verschwanden sie ganz. O wie wohl fühlte er sich, als sein Herz wieder ruhig schlug und ihn die quälende Unruhe und das bange Sehnen nach etwas, das er sich selbst nicht immer deutlich bewußt war, verließ.

Schon hatte er die ihm aufgegebene Arbeit bis auf die Hälfte des lezten Stücks vollendet. Eben war er im Begriff, auch diesem sein völliges Daseyn zu geben als sich auf einmal, Gott weiß durch welche Ideenverbindung, Auguste wieder in seine Phantasie drängte. Er stuzte, legte den Pinsel aus der Hand, schlang die Arme in einander und lehnte sich zurück auf seinen Stuhl.

„Wo kömmst du so plötzlich her? reitzendes Phantom?“ dachte er bey sich selbst — und schon empfand er seine Pulsschläge etwas stärker

und schneller. Allein noch blieb er sich ziemlich gleich und jener einem Rausch ähnliche Taumel, in welchen ihn die Rückerinnerung an die vorigen Zeiten gewöhnlich versezte, kam dießmal nicht. Die Pulse gingen bald wieder in ihre vorige Bewegung zurück und er konnte ruhig über den ganzen Vorgang nachdenken. Es war als ob ihm auf einmal eine unsichtbare Hand eine Decke von den Augen riß: denn jezt erschien ihm alles in einem ganz andern Licht. Er fand in seinem Benehmen viel Schwäche, schämte sich deshalb und konnte gar nicht begreifen, wie er dieses und jenes, was ihm jezt so deutlich vor Augen lag, nicht besser einsehen, diese und jene Aeussetung nicht richtiger erklären und auf keine zweckmässigeren Maasregeln, sich aus dem Traume zu helfen, verfallen konnte. Nach seiner jezigen Meynung hätte es ein Kind einsehen können, daß eine Prinzessin von Augustens Beschaffenheit und Aussichten nicht im Ernste auf seine Hand reflektiren und ihm eine der glänzendsten Thronen nachsetzen konnte. Seine berauschende Liebe zu ihr wurde ihm lächerlich und er fand Auheims Rath, diese Leidenschaft nicht so ernstlich werden zu lassen und im Stillen zu genießen, was man ihm ge-

niessen lassen wollte, und den so kühn gehegten Wunsch als nie erreichbar in den Wind zu schlagen, für sehr vernünftig, und ärgerte sich nicht wenig, daß er gar nie daran dachte, ihn zu befolgen. Augustens Charakter schien ihm ganz verdächtig und sie selbst gar nicht der Mühe werth, sein Augenmerk ernstlich auf sie zu richten. Kurz er dachte über den ganzen Vorgang so ziemlich richtig, so gewiß es auch ist, daß er dem eigentlichen Umstand, der in diese Geschichte all das Dunkle verwebte, nicht im Geringsten auf die Spur kam.

Indem er so da saß und seinen Gedanken freyen Raum ließ, trat sein Nachbar, der alte Mechanikus zur Thür herein, und schlich sich, ohne daß es der tief in Gedanken sitzende Uso bemerkte, dicht hinter seinen Stuhl.

„Spukt etwa wieder einmal das Liebchen im Kopfe?“

tönte es in Usos Ohren. Ueberrascht blickte sich dieser schnell um, und die heitere Miene des ehrwürdigen Greises fiel ihm in die Augen.

Uso. (indem er sich vom Stuhl erhebt und dem Alten die Hand reicht) Wenn man mir nicht von

Jugend auf jede abergläubische Meynung lächerlich gemacht hätte; so würde ich endlich auf den Einfall kommen, Sie für ein mit höhern Eigenschaften begabtes Wesen zu halten. — (lächelnd) Es schwebte mir allerdings so etwas in Gedanken; allein mein jetziges Nachdenken war ruhig und ohne Leidenschaft! (mit zunehmendem Lächeln) Es brachte mich zu der Ueberzeugung, daß ich weiland ein Narr war.

Der Alte. (freundlich) Dieses Resultat beweißt wenigstens, daß Sie wirklich ruhig und ohne Leidenschaft nachgedacht haben müssen. Sie sind wahrscheinlich — —

Uso. (ihm schnell ins Wort fallend) Lassen Sie uns davon abbrechen; ich möchte mir nicht gerne noch eine Schamröthe zuziehen.

Der Alte. — Seyn Sie unbesorgt, Freund! es fällt mir nicht ein, mich zu Ihrem Beichtvater aufzuwerfen. Ich wollte nur noch sagen: Sie sind nun wahrscheinlich mit Ihrer Herzensangelegenheit aufs Reine. (schnell fortfahrend ohne Usos Antwort abzuwarten) Blicken Sie mir scharf ins Gesicht! können Sie mir's absehen, was ich bey Ihnen will?

Uso. (den Alten bedenklich anblickend) In Ihrem Gesichte ist kein Zug, den ich nicht allemal, so oft ichs gesehen habe, bemerkt hätte.

Der Alte. Das heißt ein rechtes diplomatisches Gesicht, nicht wahr?

Uso. Ich würde ja sagen; hätte ich nicht während unserer Bekanntschaft die für mich sehr angenehme Erfahrung gemacht, daß Ihr edles Gesicht keine Larve ist.

Der Alte. (lachend) Sonach halten Sie die diplomatischen Gesichter für blose Larven?

Uso. Sie müssens seyn; das Handwerk bringts mit sich.

Der Alte. Sie haben doch vor kurzem wieder kanoniren hören?

Uso. Ja! das war das zweitemal so lange ich hier bin. — Hatte dieß gleiche Bedeutung mit jenem vor ohngefähr sieben bis acht Monathen?

Der Alte. Das erstere kündigte einen neuen König und dieß leztere eine neue Königin an.

Uso. (mit sichtbarer Befremdung) Eine neue Königin? Lebt Pierros Gemahlin nicht mehr?

Der Alte. Sie lebt noch und ist gegenwärtig Nordens Alleinherrscherin.

Uso. (mit zunehmender Befremdung) Und Pierro?

Der Alte. Ist nicht mehr.

Uso. (erstaunend) Ich weiß nicht, was ich mehr bewundern soll, Ihr unveränderliches Gesicht oder diese unerwartete Neuigkeit?

Der Alte. Am besten ists, Sie bewundern keines von beyden, und machen es wie ich. — Ich habe schon lange nichts mehr bewundert. Wer meine Erfahrungen gemacht hat, ist auf alles gefaßt. Und wenn Sie morgen König von Norden würden; ich würde mit unveränderter Miene vor Ihnen erscheinen. Da, wo beynahe jede Stunde etwas Bewunderungswürdiges zum Vorschein bringt, muß man gar nichts mehr bewundern. Man würde sonst vor lauter Verwunderung nie recht zu sich selbst kommen.

Uso. Ihre Grundsätze sind vortreflich! Leider passen sie nur nicht ganz zu meinem Temperament.

Der Alte. Sie werden schon noch passen. Nur Geduld bis auch Ihre Haare grauen. (nach einer Pause — auf die Mahlerey zeigend) Leider wird die Arbeit unvollendet bleiben: Man will, daß wir aufhören sollen, Exulanten zu seyn.

Uso. (überrascht) Auch ich?

Der Alte. Sie und noch viele Andere, die sich zeither hier mit dem Zobelfang amüsiren mußten. Ich reise in acht Tagen ab, wenn Sie mich begleiten wollen, so können wir die Reise miteinander machen.

Uso. (nachdenkend) Also wäre ich wirklich auch mit auf der Liste derer, denen die neue Königin Freiheit schenken will?

Der Alte. Ja, auch Sie stehen mit darauf. Sie würden diese Nachricht aus dem Munde des Statthalters selbst vernommen haben, wenn ich nicht darum gebeten hätte, mir dieß Vergnügen zu überlassen.

Uso. Wo soll ich hin?

Der Alte. Vors erste in die Nordische Residenz.

Uso. Und dann?

Der Alte. Dann stehen Ihnen alle fünf Welttheile offen, wenn Sie dort nicht bleiben wollen. (zieht ein Billet aus der Tasche) Lesen Sie erst dieses Billet, das ich Ihnen zu überreichen habe; vielleicht bestimmt Sie das.

Uso. (verwunderungsvoll) Was für ein Billet?

Der Alte. So viel man mir sagte, ist es

von der Monarchin selbst; sie hat es eigenhändig geschrieben.

Uso. (überrascht) An mich?

Der Alte. (ihm das Billet reichend) An Sie!

Uso. (er tritt ans Fenster und lieset für sich)

„Endlich ist das Werk glücklich vollendet, das zur Rettung des Vaterlands, so wie zu unserer eignen Ruhe und Sicherheit durchaus nothwendig war. Wir und alle unsre Freunde können hier nun wieder frey athmen. Eilen Sie zurück in die Residenz, mein Theurer! Es erwartet Sie mit Sehnsucht und mit ofnen Armen

Ihre

Miranda.

(sich wieder gegen den Alten kehrend — mit einer Mine, die frohes Staunen verrieth) Ist Ihnen in der Residenz eine Miranda bekannt?

Der Alte. Ja! die neue Königin hat diesen Namen angenommen.

Uso. (für sich) Sie ist also jezt keine Auguste mehr; sondern eine Miranda! — (wirft sich auf den Stuhl nieder und legt den Kopf in die Hand) Sie haben mich mit dieser Neuigkeit ausserordentlich überrascht.

Der Alte. (indem er Mine macht, sich zu entfernen) Erholen Sie sich wieder. Es ist ohne dieß Zeit, daß ich mich auf den Rückweg mache. (dem Uso die Hand reichend) Morgen kommen Sie zu mir, dann das weitere.

Uso. Die Unruhe wird mich nicht lange mehr leiden. Ich werde beyzeiten bey Ihnen seyn.

Der Alte gieng und Usos Erster Blick war wieder in das empfangene Billet. Einige male hatte ers gelesen und der ruhige Uso hatte sich wieder in den vorigen verliebten verwandelt.

„Sonach“ rief er aus „hatte sie dich doch nicht getäuscht. Wahrscheinlich konnte sie nicht anders. Sie mußte dich so lange im Dunkeln tappen lassen, bis ihr weiser Plan zur Reife gedieh und glücklich ausgeführt war! O! glücklicher Uso! segne dein Schicksal, daß es dich nach Siberien brachte! Hier duldetest du blos deswegen eine kurze Zeit, um zu einem Glück zurückzukehren, das du dir lange träumtest, aber vor wenig Augenblicken noch als nie möglich dachtest! —

Dreyßigstes Kapitel.

Das verlorne Schaf stellt sich wieder ein.

Gegend unweit der Residenz Pierrosburg; liebliches Buschholz, durch welches sich mehrere angenehme Spaziergänge schlängeln.

Der Unbekannte, dessen Unterredung mit Nordens Oberpriester aus dem Anfang des zweyten Abschnittes bekannt ist, lehnt hinter einem Baum, gegen die Gegend des Pfades hinblickend, als ob er auf jemand laure. Nach einiger Zeit kömmt der Oberpriester zum Vorschein, der gedankenvoll und langsam einher schreitet. Der Unbekannte läßt ihn, ohne sich zu zeigen, vorüber, schleicht ihm dann leise nach und faßt ihn auf einmal beym Arm)

Unbekannter. Geistlicher Herr! Wie ist Ihnen zu Muth? Sie sehen ganz düster aus?

Oberpriester. (äusserst überrascht und dem Fremden bedächtlich ins Auge blickend) Ist man hier so nahe bey der Residenz nicht mehr vor Anfälle sicher? — Was will man von mir?

Der Unbekannte. (mit traulicher Freundlichkeit) Seyn Sie ohne Furcht, Alter; es geschieht Ihnen nichts. Sie müssen sich nur meine Gesellschaft noch ein paar Augenblicke gefallen lassen.

Oberpriester. Das will ich wohl; allein wozu dieß unvermuthete Ueberfallen? Es scheint als ob man auf mich laure?

Der Unbekannte. Kennen Sie mich noch? Es ist nun schon eine ziemliche Zeit, daß ich hier als ein verlornes Schaf erschien und mir Ihre Belehrung ausbat.

Oberpriester. O ja! Die Art und Weise, wie mir sich dieses verlorne Schaf bekannt machte, hat einen bleibenden Eindruck auf mich gemacht. — (unwillig) Man suche mich doch auf meinem Zimmer auf, wenn man mit mir zu reden hat!

Der Unbekannte. Dieß wäre freilich meine Schuldigkeit. Allein den großen Herren kommt man selten gelegen, findet sie auch selten allein — und hier im Freyen läßt sich auch eher ein Wort im Vertrauen sprechen. In der Residenz ist man immer den Hauptwachen zu nahe.

Oberpriester. Ich komme nicht hieher, um mich durch dergleichen Anfälle incommodiren zu lassen, und diese Art Rendezvous will ich mir

ganz verbitten. (unwillig) Man lasse mich gehen, oder ich werde andere Maasregeln treffen.

Der Unbekannte. (ihn fest haltend) Lassen Sie sichs ein paar Augenblicke in meiner Gesellschaft gefallen! Wie bald ist ein Viertelstündchen verschwazt.

Oberpriester. (heftig) Nun, was will man denn?

Der Unbekannte. Wahrscheinlich haben Sie meine Frage nicht recht vernommen? Ich wollte vors erste nur wissen, warum Sie so düster aussehen?

Oberpriester. Hat man darnach etwas zu fragen? Ich habe niemand von meinen Minen Rechenschaft abzulegen.

Der Unbekannte. O! das sollen Sie auch nicht! Hier unter uns soll alles nur diskursive geschehen. Es ist eigentlich auch gar keine Antwort auf diese Frage nöthig: denn die Ursache Ihres düstern Aussehens ist mir bekannt.

Oberpriester. (mit einem bedeutenden Blick) Will man seine Kurzweil mit mir treiben?

Der Unbekannte. Das fällt mir nicht ein. Die Sache ist mir so ernstlich als sie Ihnen nur immer seyn kann. — Freilich muß es dem ersten Selenhirten eines Reichs schrecklich auffallen,

wenn die ganze Nation meineidig wird, da es jedem rechtschaffenen Mann schon äusserst traurig ist.

Oberpriester. (nachdenkend) Meineidig? — eine ganze Nation? — Man hat wahrscheinlich eine solche blos im Kopfe, wo überhaupt manches Unding, das nirgends anderswo existirt, herum zu spucken scheint.

Der Unbekannte. Es hat jeder seine Portion Träumereyen; hab die meinige auch; allein die meineidige Nation gehört nicht darunter: denn seit einem Monath existirt wirklich eine solche. — Vor einem halben Jahr schwuren Nordens Bewohner dem Pierro Treue, vor einem Monath schwuren sie der Miranda. Heißt das nicht auch hier zu Lande meineidig seyn?

Oberpriester. Wenn man wider Mirandens Thronbesteigung etwas einzuwenden hat, so gehe man hin und sage es ihr.

Der Unbekannte. Ich habe weder wider diese Thronbesteigung etwas einzuwenden, noch überhaupt etwas mit Miranda zu sprechen. Blos Ihnen wollte ich meine Gedanken über einige Dinge mittheilen, die mir, und wahrscheinlich mehreren Andern, besonders auffallen. — Ihr geist-

lichen Herren macht ja die Eyde so wichtig, verdammet und vermaledeyet jeden armen Teufel, der sich den Verdacht des Meineids zugezogen hat, und laßt doch ganze Völker mit Eyden spielen. Wissen Sie noch, auf wie lange der Eyd verpflichtet, der dem Pierro geleistet wurde? — (nach einer Pause, indem von dem Oberpriester keine Antwort erfolgt) Ich weiß noch sehr gut; auf zeitlebens wurde ihm Treue geschworen. Die Treue hörte aber schon nach sechs Monathen auf, ohnerachtet Pierros Lebenszeit noch fortdauerte.

Oberpriester. (mit drohender Mine) Man schweige!

Der Unbekannte. Soll bald geschehen! werde Sie gewiß auch nicht wieder inkommodiren. Daß ich mir einigemal die Freyheit nahm, hier mit Ihnen ein paar Worte im Vertrauen zu sprechen, geschahe blos deswegen, daß Sie und Ihre Unterhirten nicht etwa glauben sollten, alle diejenigen Schaafe wären blind, die die Augen zudrücken. (im traulichen Tone — leise ins Ohr) Nicht wahr, ihr losen Vögel! ihr behandelt die vornehmen Schafe anders, als die geringen? und gleichwohl solltet ihr doch für alle nur einerley Weide haben.

Oberpriester. (unwillig) Dummer Stolz! hat der, dessen Diener wir sind, nicht selbst den Großen der Erde viele Vorzüge eingeräumet, die Geringere weder haben können noch sollen?

Der Unbekannte. Das hat er, und es muß allerdings auch so seyn! Allein diese Vorzüge erstrecken sich blos auf andre Dinge und durchaus nicht auf die Weide, womit ihr alle eure Schafe ohne Unterschied versorgen sollt. Ist es wahr, daß ein Eydschwur wirklich so wichtig ist, wie ihr vorgebet; so muß er dem Monarchen so heilig als dem Sclaven seyn, und man muß es nicht zugeben, daß damit gespielet wird.

Oberpriester. Nie hat man noch in Norden mit Eyden gespielt!

Der Unbekannte. Nennen Sie es, wie Sie wollen! Das ist aber doch gewiß, daß die Nation dem Pierro geschworen und es nicht gehalten hat.

Oberpriester. Glaubt man denn, daß wir einer Nation befehlen können, sie soll dieses thun oder jenes unterlassen? Miranda wurde ohne unser Zuthun Königin. — Es treten Fälle ein, die freilich unsern Beyfall nicht haben; allein

wenn wir sie verhindern wollten; so müßten wir allmächtig seyn.

Der Unbekannte. Das ist alles richtig, und ich mache Ihnen auch eigentlich keine Vorwürfe darüber. Aber schimpft nur nicht so schrecklich auf die Kleinen, wenn sie bisweilen aus Menschlichkeit einen Hokuspokus machen.

Oberpriester. Religion und Politik sind zwey verschiedene Dinge!

Der Unbekannte. O! ja wohl! Leider nur zu verschieden! so daß sie geradezu im Widerspruch stehen. Das sollte aber eben nicht so seyn!

Oberpriester. Man ändere es, wenn man kann.

Der Unbekannte. Man wird es nicht ändern, weil man nicht kann.

Oberpriester. So schweige man; unser Geschwätze wird nichts reformiren.

Der Unbekannte. Sie verkennen meine Absicht. Mir fällt es nicht ein, irgend eine, wenn auch noch so kleine Reforme zu bewirken; allein belehrt und beruhigt möchte ich nur gerne seyn. Und wer könnte dieß besser als das Oberhaupt derjenigen, deren Beruf es ist, zu belehren und zu beruhigen.

Oberpriester. Man scheint ein politischer Ketzer zu seyn — und diese zu belehren liegt ausser meiner Sphäre. Man hüte sich nur vor dem weltlichen Arm, der greift schnell zu und hält fest.

D. Unbekannte. Ich fürchte ihn, allein noch weit mehr den geistlichen Arm. Dem traue ich gar nicht.

Oberpriester. Wenn man Ursache hat, so thut man wohl daran: denn auch er ist zu fürchten — — Man lasse Miranda sammt der Nordischen Nation in ihren Würden; dieß will ich wohlmeynend gerathen haben. — Miranda hat eine glorreiche Regierung begonnen und wird sie hoffentlich auch so endigen.

Der Unbekannte. Niemand kann weniger etwas wider Miranda und ihre Thronbesteigung haben als ich. Ich bin vielmehr überzeugt, daß Norden bey dieser Regierungsveränderung ungemein gewinnt. — Der Endzweck ist gut; allein die angewandten Mittel beunruhigen mich nur. Jedoch, ich sehe es schon, man muß auch bey der Politik seine Vernunft gefangen nehmen.

Oberpriester. Da thut man wohl.

Der Unbekaunte. Sie dauert mich aber nur die arme Vernunft: denn sie ist eine unschuldig Gefangene.

Oberpriester. Man schweige und lasse mich meines Weges gehen, oder ich rufe um Hülfe und dann stehe ich für nichts.

Der Unbekannte. Ums Himmels willen nicht! Herr Oberhirt! Wenn Sie das wollen, wie würde es da dem armen Schäflein gehen, das sein ganzes Vertrauen auf Sie gesezt hat. Sie riefen wohl gar Wölfe zur Hülfe? (er verschwindet in dem Gebüsche)

Oberpriester. (indem er gegen die Residenz zurück eilt — drohend) Man komme mir nicht wieder! Ich werde mich vor dergleichen Anfälle ins künftige zu sichern wissen! —

Ein und dreißigstes Kapitel.

Spröde Göttin, Glück! wie wenige nennst du die Deinen!
Du lächelst von tausenden immer nur Einem;
unerbittlich bist du für viele, die dir hofiren,
um Einen nur mit deiner Liebe zu zieren!
O! ich kenne deine Launen! und traue dem Schimmer,
womit du so viele schon täuschtest, nun nimmer! —

Die Erfahrung lehrt, daß die Göttin des Glücks aus der zahllosen Menge Menschen, die sammt und sonders, jedoch freilich mehr oder weniger, um ihre Gunst buhlen, von Zeit zu Zeit immer nur wenige zu ihren vorzüglichen Lieblingen erhebt, einigen nur dann und wann ein wenig lächelt, und andern auf immer den Rücken kehrt. Wer sich darauf einlassen wollte, dieser launenvollen Partheilichkeit auf den Grund zu kommen, der würde ohngefähr eine gleiche Arbeit mit jenem übernehmen, welcher sich damit beschäftigte, das Meer mit einem bodenlosen Gefäß auszuschöpfen.

Unter jene kleine Anzahl der Auserwählten gehörte auch Nordens Monarchin, Miranda. Zwar

äusserte sich dieses günstige Zulächeln der Fortuna nicht sowohl in ihrer frühern Jugend oder während ihres unharmonischen Ehestandes, wo sie manches bittere Tröpfchen verschlucken mußte; sondern die wahre glückliche Periode begann eigentlich erst mit dem Antritt ihrer Regierung. Da lächelte ihr jene launigte Göttin in vollem Maaße und dieß Lächeln dauerte, wenige unbedeutende Katastrophen ausgenommen, eine ziemliche Reihe Jahre hindurch bis an ihr Ende.

Es ist übrigens wirklich eine unterhaltende Beschäftigung, die sonderbaren Launen des Glücks zu bemerken; denn die Mitglieder jenes vorzüglich begünstigten Häufleins sind sich gewöhnlich in ihrem Innern eben so unähnlich, als sie es ihrem Aeussern nach sind. Hier umarmt diese launenvolle Göttin eine Person, die ihrem guten innern Gehalt nach diese vorzüglichen Begünstigungen vollkommen verdient; dort buhlt sie mit einem andern, dringt ihm ihre Liebkosungen im eigentlichen Verstande auf, der eigentlich gar keine Empfänglichkeit dafür hat, der so arm an allem innern Werth und so reich an Dummheit und Geistesmangel ist, daß er die Winke der Geliebten gar nicht versteht und ihr so wenig entgegen

kommt, daß sie ihn immer selbst aufsuchen muß. Es giebt kluge und dumme, würdige und unwürdige Glückskinder. Manche machen ihrer Gönnerin Ehre, manche aber auch blos Schande. Mancher trägt durch seine vorzügliche Geistesthätigkeit und Anwendung der besten, sichersten Mittel zur Erreichung großer Endzwecke, doch wenigstens zu einem glücklichen Erfolg das Seinige bey; mancher hingegen thut entweder gar nichts oder handelt doch wenigstens so, als ob er absichtlich auf einen unglücklichen Erfolg los arbeitete, und gleichwohl geht alles weit besser als er sich selbst einbildete, gleichwohl trift ihn ein günstiges Ereigniß um das andere. Er taumelt wie ein Betrunkener undankbar und gedankenlos von einer glücklichen Lebensperiode in die andere.

Miranda ist den Lesern schon bekannt, ich habe also nicht nöthig, die Classe zu bestimmen, zu welcher sie als Glückskind zu rechnen ist. Ihr entschlossener Muth, ihr männlicher, für grosse Thaten bestimmter Geist gaben ihr einen entschiedenen Werth. Der Vorzug, den ihr Fortuna vor vielen andern schenkte, sey ihr gegönnt; sie war desselben nicht unwürdig.

Auf Nordens Thron nur mit einigem Verdienst zu sitzen, war eigentlich nichts Leichtes. Es gehörte Geist und Muth dazu. Nordens ungeheure Größe sowohl als seine besondere innere Beschaffenheit machten seine Regierung zu einer der drückendsten Bürden, die je nur auf menschliche Schultern gelegt werden können. Die vielen zum Theil sehr weit entfernten Provinzen dieses ungeheuern Reichs, sind sich in Ansehung ihrer Bewohner so unähnlich als in Rücksicht ihres Clima. Eine jede will also ihre eigene Behandlung haben. In den meisten dieser Provinzen war man in Ansehung der Kultur, sie mochte übrigens das Physische oder Sittliche betreffen, noch weit zurück. Ja es war vielmehr noch gar kein Anfang dazu gemacht. Da hingegen in einigen andern Gegenden, besonders aber in der Residenz die sittliche Aufklärung auf einen sehr hohen Grad gestiegen war. Das volk selbst bestand aus mancherley von einander sehr verschiedenen Nationen, wovon der größte Theil in Aberglauben und in der rohesten Wildniß lebte und keine andere Hülfsmittel zur Aufklärung und Geistesbildung hatte als die armseligen Belehrungen der Priester, die theils beynahe eben so unwissend als ihre Zuhörer waren,

theils aber auch ihre bessern Einsichten und grössere Klugheit blos zur mehrern Täuschung des Volkes anwendete. Auch der Adel war in Ansehung der Kultur nicht weit gekommen. Nur wenige Glieder desselben hatten etwa im Auslande oder auch in der Residenz einige Bildung erhalten; die übrigen unterschieden sich von ihren leibeigenen Unterthanen nur dadurch, daß sie zügelloser lebten und sich ziemlich despotisch betrugen.

Miranda hatte sich während ihrem Aufenthalt im Nordischen Reiche mit den besondern Eigenheiten desselben bekannt gemacht. Ein Umstand, der zur erwünschten Ausführung ihrer Plane, so wie überhaupt zu ihrer glücklichen Regierung sehr viel beytrug. Sie bequemte sich immer nach den herrschenden Meynungen ihres Volks und sorgfältig suchte sie ihren Unternehmungen, die etwa wider diese waren, einen gefälligen Anschein zu geben, so daß sie immer glücklich ihre Absichten erreichte, ohne auf Seiten des Volks Misvergnügen und Unzufriedenheit erregt zu haben.

Da sie sich auf den Thron geschwungen und weder den Pierro noch jenen andern eingekerkerten königlichen Sprößling mehr zu fürchten hatte, blieb ihr nur noch ihr eigener Sohn übrig,

der ihr in Rücksicht einer neuen Revolution, die bey einem so leicht zu täuschenden und zu Regierungsveränderungen so geneigten Volke nicht schwer zu bewirken war, einige Besorgnisse verursachen konnte. Sehr weise machte sie deswegen den Oberhofmeister desselben zu ihrem Vertrauten und theilte zwischen diesem und ihrem Liebling Zadro die oberste Gewalt.

Auf diese Weise fand Zadros Macht in dem Ansehen des Oberhofmeisters ein Gleichgewicht und es bildeten sich am Hofe zwey Hauptpartheyen, wovon immer eine die andere in Schranken erhielt und zwischen welchen Miranda mit dem glänzendsten Ruhm durch sich selbst herrschte.

Zwar verbreitete auch sie über ihr Volk kein goldenes Zeitalter; allein dieß wäre auch eine Forderung, die man wohl an jeden Sterblichen vergeblich thun würde. Die Bewohner ihrer Provinzen, zumal die der Entferntern blieben noch immer elend und unglücklich genug; sie waren aber doch ihrer Monarchin nichts destoweniger auf das innigste ergeben und dünkten sich unter ihrem Scepter glücklicher als jemals.

Zwey und dreyßigstes Kapitel.

Alte Liebe rostet nicht.

Als Pierro so plötzlich auf dem Nordischen Thron verschwand und Miranda auf einmal auf demselben sichtbar wurde, tummelte sich der Sandländische König Pryssus noch immer mit seinen hartnäckigen Feinden herum. Die Freundschaft seines gekrönten Generals, der auf einmal achzigtausend furchtbare Feinde in eben so viel für ihn fechtende Freunde umwandelte, hatte ihm bisher ersprießliche Dienste geleistet, und eben war er im Begriff, aus Dankbarkeit seinen Nordischen Alliirten mit einem höhern militairischen Charakter zu regaliren als wider alle Vermuthung die widrige Nachricht bey ihm anlangte, daß seit kurzem in Norden kein Pierro mehr existire.

Der Sandländische Adler hatte, wie wir schon gehört heben, von jeher Mirandens Stammhaus mit seinen Fittichen gedeckt, und ihr Vater hatte vorzüglich die Protektion des Pryssus genossen. Es ließ sich demnach unter diesen Umständen mit Recht erwarten, daß auch Miranda keine andere

als freundschaftliche Gesinnungen gegen Sandland hegen müsse, und zwar um so mehr, da es Pryssus eigentlich gewesen, der sie auf eine Carriere leitete, auf welcher sie zu dem glänzendsten Ziel gelangte, das sie sich nur wünschen konnte. Allein diese Erwartung täuschte: denn kaum sahe sich Miranda auf dem Throne, als sie den Befehl an ihre im Felde stehenden Truppen ergehen ließ, sich schleunigst von der Sandländischen Armee zu trennen und wieder als Feinde gegen dieselbe aufzutreten. Diese Ordre erregte allgemeine Sensation, dem schlauen Pryssus aber, der seine Leute gründlich studirte und diejenigen Personen, welche er einmal ins Auge faßte, nicht so leicht wieder verlor, soll sie nicht ganz unerwartet gekommen seyn.

Pryssus hatte sich bis jezt im Kampfe gegen mehrere, zum Theil sehr mächtige Feinde noch immer aufrecht erhalten, ja man kann sagen, daß er mehr Sieger als Ueberwundener gewesen ist. Wer weiß, welch eine ihm ungünstige Wendung jezt diese Katastrophe seinen ferner kriegerischen Unternehmungen gegeben haben würde! Allein ein Zufall, auf den weder er noch irgend jemand anders rechnen konnte, kam ihm zu Hülfe.

Schon war die Ordre bey den Nordischen Truppen angelangt und Mirandens Groll gegen Prysſus hatte eher zu als abgenommen, als Zadro, der sich bisher damit beschäftigt hatte, Pierros Papiere zu durchsuchen, in einer vertrauten Stunde mit einem Päckchen Schriften in das Zimmer der Königin trat, sich mit einem bedeutenden Lächeln neben sie aufs Sofa sezte, sie traulich bey der Hand faßte und sagte: Es wird schleunigst ein Courier an die im Felde stehenden Truppen abgehen müssen. Miranda wird gewiß ihr Ohr der Stimme der Politik verschliessen und es der Stimme der Galanterie öfnen.

Miranda. Der Courier ist längst fort; er wird nunmehro bald wieder zurück kommen.

Zadro. Diesem erstern muß ein zweyter folgen.

Miranda. (ernsthaft) Warum?

Zadro. Weil ich eine Entdeckung gemacht habe, die dieser Sache eine ganz andre Wendung geben wird.

Miranda. Quälen Sie mich nicht lange mit Räthseln, wenn ein schleuniger Entschluß nöthig ist.

Zadro. (lächelnd) Wenn Sie auch ein wenig böse werden, meine Königin! die Entdeckung wird Sie wieder besänftigen.

Miranda. Fangen Sie es nicht darauf an; mich böse zu machen. Der Erfolg könnte Ihrer Erwartung nicht entsprechen. Ich werde nicht so leicht wieder besänftigt, wenn man mich einmal aufgebracht hat.

Zadro. Welche Dame wird noch zürnen, wenn sie die Zahl ihrer Verehrer sich vermehren sieht?

Miranda. Machen Sie uns ja keinen Vorwurf wegen der Eitelkeit, Zadro! Bey der allgemeinen Vertheilung dieser Schwachheit hat Ihr Geschlecht auch eine nicht geringe Portion davon erhalten. In diesem Stück sind die Mannspersonen gewiß eben so große Sünder als wir.

Zadro. Ich würde mich überheben, wenn ich Ihrer Menschenkenntniß nicht vor der meinigen den Rang lassen wollte. Es hört sich jedermann gerne loben und läßt sich niemand gerne tadeln. (schlägt einen schon entsiegelten Brief auf und ließt)

„Zweifeln Sie nicht mehr, mein Freund! daß Ihr Benehmen meinen Beyfall habe. Ich spiele nie die Rolle eines Schmeichlers, am allerwenigsten gegen Sie. Mein Grundsaz ist, da offenherzig zu seyn und seine Meynung gerade heraus zu sagen, wo nicht wichtige Ursachen Verstellung

erfordern. Der täuschende Hofton muß dann aufhören, wenn der Freund mit dem Freunde spricht. Ihre Entwürfe, die Sie mir mitzutheilen beliebten, sind löblich und bey ihrer glücklichen Ausführung wird Ihnen der Ruhm eines würdigen Regenten nicht entgehen. Allein gehen Sie vorsichtig und langsam zu Werke: denn Plane sind leichter entworfen als ausgeführt und mehr als man oft glaubt, kommt auf Zeit und Umstände an.

So weit meinen Beyfall! Da ich aufrichtig mit Ihnen spreche; so muß ich in Ansehung Ihrer andern Angelegenheit den Ton ändern; Sie werden aber in demselben die Stimme des redlichen Freundes nicht verkennen. Sie sind mit Ihrer Gemahlin unzufrieden und beabsichtigen eine Trennung von derselben. Ich würde sogleich ja dazu sagen, wenn nur die Ursachen, die Sie angeben, triftig genug wären. Ich kenne Augusten genau und bin ganz überzeugt, daß sich keine Person in der Welt besser zu Ihrer Gemahlin schicke, als sie. Ihr Körper ist liebenswürdig und ihre Geistesvorzüge verdienen Bewunderung. Einst fühlten Sie, wie Sie mir selbst zusicherten, einige Neigung zu ihr. Diese Neigung wird sich wieder finden, sobald Sie nur den grundlosen Verdacht verscheuchen

und Sich ihr mit Unbefangenheit wieder nähern. Die Misverständnisse werden verschwinden, und indem Sie Ihr Betragen gegen Ihre Gemahlin ändern, wird auch diese anders gegen Sie seyn. Und sollte sich auch diese Neigung nicht wieder finden und Sie also fernerhin auf keinen vertrauten Fuß mit ihr leben wollen, so ist ja deswegen gerade keine völlige Trennung nöthig. Auguste führt den Titel Ihrer Gemahlin fort, und Sie können auch ohne zweyte Vermählung die Freuden der Liebe in vollem Maaße genießen. Nur wünschte ich, daß Sie dann auch kein allzuscharfes Auge auf Augusten richteten und dieser einige kleine Schadloshaltungen gerne gönnten. Was kann Ihnen dadurch abgehen, da Sie auch unter diesen Umständen keinen Anfällen der Eifersucht ausgesezt seyn können? Nur müssen Sie noch einen gefälligen Schein annehmen, damit keine öffentlichen Feindschaften und durch diese keine bisweilen mit sehr unangenehmen Folgen verbundenen Spaltungen entstehen können.

Befolgen Sie diesen Rath, die Erfahrung wird es Ihnen beweisen, daß er gut ist und daß es niemand besser mit Ihnen meynet als Ihr

Freund Pryssus.

Miranda. (verwunderungsvoll,) (nach dem Brief greifend) Das, was Sie jezt lasen, überrascht mich so, daß ich mich mit meinen eignen Augen von der Wahrheit desselben überzeugen muß. (nachdem sie alles noch einmal gelesen, gerührt) So kann man sich täuschen! — Guter Pryssus! sonach verdienst du meinen Haß nicht!

Zadro. Ist Ihnen die Entdeckung nicht interessant?

Miranda. Allerdings! Dieß ist mir interessanter als alles, was unter Pierros Schriften gefunden worden ist. Ich habe dem Pryssus immer einen grossen Theil meiner Leiden zugeschrieben. Es freut mich innig, ihn gerechfertigt zu sehen.

Zadro. (auf das Päckchen Schriften zeigend) Hier diese Briefe sind alle von ihm und beynahe in jedem kömmt etwas ähnliches vor. (nach einer kurzen Pause) Soll kein Courier fort?

Miranda. Glauben Sie, daß ich so undankbar bin? Ich will sogleich den Minister rufen lassen. Meine Truppen sollen nicht wider Pryssus fechten. (nach einigem Besinnen) Leider werden es aber die Umstände nicht erlauben, daß ich als sein Alliirter auftrete. Jezt wäre es zu bald,

meinem Volke eine Ursache zum Misvergnügen zu geben.

(Miranda schickte nach dem Minister und Zadro trat ab)

Pryssus lächelte, als man ihm sagte, daß die Nordischen Truppen auf einmal Befehl zum Rückmarsch erhalten hätten. Er konnte sich die so schnell auf einander folgenden widersprechenden Ordres nicht erklären und mochte in seinem Herzen dencken: es sind Weiberlaunen! Besser diese Truppen treten vom Kriegstheater ganz ab, als daß sie dir wieder auf den Hals kommen.

Bald nach dem Abmarsch dieser Truppen kam der Friede zu Stande, wobey Miranda ihr iezt schon sehr grosses Gewicht mitwircken ließ.

Unter Mirandens Galanen hatte ohnstreitig Zadro den besten Zeitpunckt getroffen. Er befand sich nicht nur im ungestörten Genuße ihrer Reize, sondern sahe auch seine Liebkosungen mit einem Uebermasse von Ehre und Reichthum belohnt, und was ihm hauptsächlich angenehm seyn mußte; so fand Miranda in seinen Umarmungen zur Zeit noch die vollkommenste Befriedigung.

Mirandens Schönheit war groß, und es war als ob sich seit ihrer Thronbesteigung ihre Reize

noch vermehrt hätten. Kein Wunder also, daß sie auf vieler Männer Herzen Eindruck machte und sich viele in die schöne Königin sterblich verliebten. Allein diese Liebe war für die allermeisten ganz hofnungslos: denn Miranda beglückte nun einmal blos den einzigen Zadro mit ihrer vollen Gunst und selbst keiner ihrer vorigen Lieblinge, an welchen doch ehedem ihr Herz so sehr hieng, wurde erhört.

Dieß gereichte nun in der That für manchen derselben zu nicht geringer Pein: denn diese Herren empfanden die Wahrheit eines Sprichworts, daß alte Liebe nicht roste, leider nur allzusehr an sich. Ganz besonders aber fühlte jener schöne Bärenländer, Perso, eine starke Sehnsucht nach neuem Genuß. Kaum war das Gerücht von Mirandens eben so glücklich als kühn ausgeführten That bis zu seinen Ohren gediehen, als eine unbezwingliche Lüsternheit in ihm rege wurde, und er sich auf den Weg nach Norden machte. Als ein großer Welt- und Menschenkenner gieng er aber, Troz seiner heißen Liebe, sehr piano zu Werke. An der Nordischen Grenze machte er Halt und ließ Miranden seinen Auffenthalt wissen, in der Hofnung, daß eine Einladung erfol-

gen sollte. Allein, so wie überhaupt unter hundert Hofnungen gewiß neun und neunzig gewöhnlich täuschen; so blieb denn auch die des verliebten Perso dießmal unerfüllt. Man gab ihm zu verstehen, daß man Ursache habe, ihm vor jezt den Rückweg nach Bärenland wieder anzurathen. Ein Rath, der freilich befolgt werden mußte, so wenig er auch übrigens nach Wunsch gewesen ist.

Jezt traten bald Fälle ein, wo Miranda Beweise ablegte, daß sie an Ruhmbegierde, an Herrsch- und Vergrößerungssucht keinem Monarchen der Welt nachstehe. Der erste ereignete sich dadurch, daß Bärenlands bisheriger König mit Tode abgieng. In diesem Reiche galt das Recht der Erbfolge nicht; sondern die Regenten wurden durch die Wahl bestimmt. In einer Welt, wo sich bey der erledigten Hirtenstelle eines Dorfes mehrere Competenten finden, kann es einer Krone nicht an Prätendenten fehlen. In Bärenland gab es deren so viele, daß man statt einer Krone hundert hätte haben müssen, um sie alle zu befriedigen.

Man schritt zur Wahl; allein dießmal war dieß eine ganz leere und unnütze Ceremonie: denn Miranda hatte längst schon gewählt. Freilich

hatte sie eigentlich bey dieser Königswahl gar kein Votum; allein sie hatte eine ungeheure Anzahl Kanonen und viermal hunderttausend Soldaten, und wer diese hat, kann überall mit votiren: Unter diesen Umständen kann man wohl in den meisten Fällen, wenn man nur will, die andern bald überstimmen.

Der reducirte Galan Perso sollte Bärenlands König werden; dieß hatte Miranda für gut befunden und er wurde es wirklich, so schnackische Gesichter auch die Wahlherren schnitten. Die Ursache dieser Wahl war auf Mirandens Seite nicht etwa blos Liebe zu dem Erwählten. O nein, Perso selbst hat sich wohl mit diesem Wahn nicht geschmeichelt. Miranda wollte blos so zum Zeitvertreib das benachbarte Bärenland mit regieren, und deswegen schickte sich zum neuen König niemand besser als so ein Perso, dessen Herz sie schon in Händen hatte.

Perso wurde ein König; allein einer der unglücklichsten, die jemals gelebt haben.

Drey und dreyßigstes Kapitel.

Der Knoten wird locker; aber noch nicht ganz aufgelößt.

Residenz Pierrosburg Zimmer der Königin Miranda.

(Miranda befindet sich ganz allein auf ihrem Zimmer, sie sizt auf dem Sofa und lies't. Ein im Antichambre befindlicher Kammerherr öfnet die Thür und Graf Uso tritt herein.)

Miranda. (nachdem beyde einander mit sichtbarer Verwundrung eine zeitlang stillschweigend angesehen hatten) Uso! sind Sie es wirklich? oder täuscht mich blos eine Aehnlichkeit?

Uso. (mit einer tiefen Verbeugung) Es ist wirklich Uso, meine Königin! der sich untersteht, Ihnen unangemeldet vor die Augen zu treten.

Miranda. (mit fortdaurender Verwundrung) Wie sehen Sie aus, Uso? Haben Sie zu geschwinde gelebt oder hat Sie die Campagne so mitgenommen? Sie haben das Ansehen eines Greises?

Uso. Ein anhaltender Kampf mit sonderbaren Schicksalen hat mich fatiguirt.

Miranda. Waren Sie in Gefangenschaft? haben Sie Blessuren?

Uso. Auf beydes muß ich ja sagen; wie Ihnen selbst bekannt ist, meine Königin!

Miranda. Ja, ja! Dieser Krieg wird manchen jungen Mann um zwanzig Jahre älter gemacht haben.

Uso. (lächelnd) Erlauben Sie, Königin! ich bin Uso, der bey Ihrer Abreise von Hohburg die Ehre hatte, Sie als Adjutant Ihres Herrn Vaters zu Ihrem Wagen zu begleiten.

Miranda. (lachend) Ja, ja! der sind Sie! ich halte Sie für keinen andern.

Uso. (der Königin jenes Billet überreichend) Nach diesem Billet, womit mich Ew. Majestät beglückt haben, ist es Ihnen bekannt, daß ich keine Campagne mit gemacht habe.

Miranda. (das Billet mit zunehmender Verwunderung betrachtend) Wie kommen Sie zu dieser Handschrift?

Uso. Ist sie nicht von Ihnen?

Miranda. Allerdings! Allein diese wenigen Zeilen galten einem Verwiesenen in Siberien.

Uso. Also doch mir?

Miranda. Befanden Sie sich denn damals in Siberien?

Uso. (mit unterdrücktem Unwillen) Soll ich eine Frage bejahen, die Ew. Majestät wahrscheinlich nur zum Spase aufwerfen?

Miranda. Uso! sind Sie von Räthseln zusammengesezt?

Uso. (ernsthaft) Verzeihen Sie, Königin! fast möchte ich diese Frage an Sie wiederholen.

Miranda. Hier müssen Misverständnisse obwalten, auf deren Erklärung ich neugierig bin. (freundlich) Kommen Sie, Uso! und nehmen Sie als ein alter Bekannter Plaz an meiner Seite. (nachdem Uso ihren Willen befolgt, traulich) Dieses Billet, welches Sie zu meiner nicht geringen Befremdung in Ihren Händen haben, ist wirklich von mir. Allein es ist nicht an Sie, sondern an einen meiner Herzensfreunde, den Großkanzler Artof, der vor einigen Jahren noch unter der Regierung der Königin Aura das unverschuldete Unglück hatte, nach Siberien verwiesen zu werden. (das Billet auf der äussern Seite betrachtend) Daß es nicht an seine eigentliche Behörde kam, ist wahrscheinlich meine Schuld;

denn ich habe, wie ich sehe, die Addresse darauf zu setzen, vergessen. Der Ueberbringer hat wahrscheinlich auf der langen Reise meinen mündlichen Auftrag aus den Gedanken gelassen.

Uso. Es wurde mir in Siberien übergeben, und ich hatte Ursache, den Inhalt auch auf mich passend zu halten.

Miranda. (nach einer Pause, während der sie über etwas nachzudenken schien) Das Versehen ist unbedeutend. Ich freue mich dadurch Ihre Zurückkunft veranlaßt zu haben, die aber wahrscheinlich auch ausserdem erfolgt seyn würde: denn ich hatte sogleich nach meiner Thronbesteigung den Befehl gegeben, alle seit einigen Jahren nach Siberien Verwiesene zurückzuruffen. Sie sind mir willkommen, Uso! und es hängt blos von Ihnen ab, bey mir zu bleiben. Ich habe Sie immer geschäzt und nehme Sie mit Vergnügen auf. Vor allen Dingen lassen Sie mich aber wissen, wie Sie nach Siberien gekommen sind.

Uso. (etwas verlegen) Das, was kurz vor Ihrer Abreise von Hohburg vorgegangen ist, wissen Sie schon. Ich befolgte den Wink, die Sandländischen Dienste aufzugeben, ging nach Pier-

rosburg und wurde vor der Thür Ihres Zimmers arretirt und ins Exil gebracht.

Miranda. (nachdenkend) Sie wurden sonach geschwind expedirt. (huldreich und sanft) Guter Uso! Sie haben wohl viel Ungemach ausstehen müssen?

Uso. (über Mirandens Theilnahme entzückt) Eine Liebe, wie die meinige, findet jedes Ungemach klein.

Miranda. Ich weiß, daß Sie ein gefühlvolles Herz haben. (nach einigem Stillschweigen) Apropos! eben erinnern Sie mich an Ihr Weibchen. Wie gehts dieser?

Diese lezte Frage hatte auf Usos Gehörnerven eine solche sonderbare Wirkung, daß er auf einige Augenblicke alle Besinnungskraft verlor und in einem betäubenden Staunen stumm wie eine leblose Statüe sitzen blieb. Seine Lippen bewegten sich zwar verschiedene male; allein bis zu wirklich artikulirten Worten kam es nicht. Miranda hatte ihre Blicke auf die sich eben öfnende Thür gerichtet, sie wurde demnach von Usos Bestürzung nichts gewahr. Zadro trat jezt herein und die vertraute Unterredung hatte ein Ende. Die Königin erhob sich vom Sofa und Usos Besinnungskraft kam

just zu rechter Zeit wieder. Miranda hatte ihm mit einem freundlichen Kopfnicken die Worte zugerufen: wir sehen uns bald wieder. Sowohl dieser Zuruf als auch Zadros Erscheinung brachten den Staunenden wieder zu sich, so daß er aufstand und mit einer tiefen Verbeugung abtrat.

In Usos Kopfe schwebte blos einzig und allein Mirandens lezte Frage. Beynahe hätte er einem im Antichambre lehnenden Kammerherrn auf die Füsse getreten, so in sich gekehrt und tief in Gedanken kehrte er von dem Zimmer der Königin zurück.

Vier und dreyßigstes Kapitel.

Variatio delectat.

Mirandens Macht und Ansehen stieg in kurzer Zeit zu einer solchen Höhe empor, daß sie für den ganzen Welttheil so ziemlich den Ton angab. Nicht zufrieden, das unter ihrem Scepter befindliche Norden mit unumschränkter Gewalt zu beherrschen, suchte sie sich auf mehrere andere Reiche einen bedeutenden Einfluß zu verschaffen. Besonders stand das benachbarte Bärenland ganz unter ihrer Macht. Perso war im eigentlichsten Verstande blos ein Schattenkönig. Seine königliche Macht war nicht nur durch die diesem Lande eigene Staatsverfassung ganz beschränkt und ohne Bedeutung; sondern auch Mirandens mächtiger Einfluß benahm ihm das Bischen freyen Willen, das ihm jene noch übrig gelassen hatte. Mit einem edlen Herzen und großen Geistesvorzügen begabt, sah er sich in einer Lage, wo er sich durchaus blos leidend verhalten mußte. Da ihm jährlich ein schönes Sümchen Leibrenten ausgesezt

war, so hätte er doch wohl, weil nun einmal eine Abänderung nicht in seiner Macht stand, nach und nach mit seiner Lage ziemlich zufrieden werden können; allein unaufhörliche Drangsale und Verfolgungen, die selbst sein Leben beabzielten, verbitterten ihm den wenigen Genuß seines kleinen Königsgücks und machten ihn zum unglücklichsten Regenten unter der Sonne.

Da sich nun aber die Leidenschaften durch alle Menschenklassen hindurch gewöhnlich auf gleiche Weise äussern, und auch die größten Monarchen eben so gut der Menschlichkeit unterworfen bleiben, wie ihre Unterthanen, so erzeugte Mirandens Grösse bald allgemeinen Neid und Misgunst, und zwar um so mehr, da ihr ihre durch das glänzendste Glück stark genährte Eitelkeit den kühnen Gedanken eingab, sich gleichsam zum Vormund des ganzen Welttheils aufzuwerfen und wenigstens die nicht allzumächtigen Regenten desselben als ihre Mündel zu behandeln. Dieß wollten sich nun freylich nur wenige gefallen lassen und es konnte nicht fehlen, daß dadurch ein, wenn auch zur Zeit noch immer unter der Asche glimmendes Feuer der Feindschaft und Zwietracht entzündet werden mußte, das dann und wann so

ziemlich bedeutende Explosionen verursachte und über lang oder kurz in vollen Flammen auszubrechen drohte. Auch diejenigen Regenten, die mächtig genug waren, die ihnen aufgedrungene Vormundschaft zu verwerfen und jeden fremden Einfluß ernstlichst von sich abzulehnen, bemerkten Mirandens Fortschritte mit großer Misgunst und fanden es für politisch gut, ihnen Einhalt zu thun und die Nordischen, sich so weit ausbreitende Fittiche etwas zu beschneiden. Keiner wollte jedoch zuerst als Mirandens erklärter Feind öffentlich auftreten und den Anfang zu diesem Beschneiden machen. Es blieb eine ziemliche Zeit blos bey Cabalen, die man im Geheim gegen Norden schmiedete, und nach welchen man eine an Norden gränzende Macht aufhezte, die eine der furchtbarsten des ganzen Welttheils war und Norden das Gleichgewicht hielt. Diese mußte das gefährliche Werk der Nordischen Beschneidung auf sich nehmen, und that es um so lieber, da sie sich persönlich beleidigt zu seyn glaubte und auch schon lange voll Neid und Misgunst zu Mirandens Höhe hinauf schielte.

Die Sache war in der That sehr gut eingeleitet; allein man hatte bey diesen geheimen Machina-

tionen wahrscheinlich nicht darauf gerechnet, daß Miranda in dem sichersten Schutze der Göttin des Glücks stehe. Der Krieg, der jezt auf die fürchterlichste Weise ausbrach, lieferte bald die überzeugendste Beweise davon.

So gewiß es ist, daß die Nordischen Truppen an Tapferkeit und barbarischer Wuth kaum ihres Gleichen hatten; so besaß doch jene Macht, die jezt gegen Norden auftrat, auch eine der zahlreichsten und furchtbarsten Armeen, und beyde sich zum Kampfe anschickenden Partheyen waren sich nicht ungleich. Daß nun die Nordischen Truppen aber immer siegten, eine Schlacht nach der andern gewannen, und eine Eroberung um die andere machten, auch die ganze sehr ansehnliche feindliche Flotte in Brand steckten und am Ende die ganze gegnerische Hauptmacht zu Land einschlossen, dieß war doch wahrlich nicht blos Tapferkeit allein, sondern das größte, jedoch auch seltenste Kriegsglück, dessen sich je noch eine kriegführende Macht rühmen kann.

Mirandens Feinde machten große Augen; zogen weislich ihre Köpfe aus der Schlinge und sahen freilich voll Gift und Galle zu, wie sich eine Macht aufopferte, ohne den gewünschten Zweck

auch nur im Geringsten zu erreichen. Einige davon warfen sich doch wenigstens zu Friedensvermittlern auf; allein die Siegerin Miranda nahm keine Rücksicht auf sie und diktirte die Bedingungen, unter welchen der Krieg ein Ende haben sollte, selbst.

Man kann sich leicht denken, daß diese für Norden so vortheilhaft wie möglich waren. Miranda gab zwar einige eroberte Provinzen wieder zurück; allein die besten, für ihren Plan passendsten behielt sie, und diese machten ihrem Flächeninhalt nach ein mittelmäßiges Königreich aus.

Ausser diesen und einigen andern sehr bedeutenden Vortheilen erhielt sie auch noch eine ungeheure Summe Geldes. Dieser Krieg endigte sich also ganz nach Mirandens Wunsche und der Versuch ihrer Feinde, sie kleiner zu machen, diente zu ihrer Vergrösserung. Ganz natürlich mußte dadurch auch Mirandens Stolz und Eitelkeit zunehmen.

Sie wußte nun ihrem Thron einen Glanz zu verschaffen, der Tausende blendete und zur staunenden Bewundrung einer Größe hinriß, die freilich vor dem hellersehenden Auge mehr in einem täuschenden Schimmer als in Wirklichkeit bestand. Bey alle dem Anschein einer weisen, thä-

tigen Selbstregierung, die unermüdet auf die steigende Vervollkommnung der Staatsverfassung und des Wohlstandes der Unterthanen hinwirkte, entstand doch an Mirandens Hofe sehr bald der üppigste asiatische Luxus, und die so thätig scheinende Königin brachte bey weitem die mehreste Zeit bey der Toilette, an der Tafel und bey Vergnügungen zu.

Königin Miranda hatte von jeher viel Empfänglichkeit für die Liebe und diese schien mit ihrer Grösse zuzunehmen. Zadro stand zwar noch immer als erster Liebling oben an. Allein seit einiger Zeit hatte sich jenes, diesem Kapitel vorgesezte Sprichwort auch an Miranda in seiner Wahrheit bestätigt und Zadro war nicht der einzige mehr, der im Wonnegenuße der übergroßen königlichen Reize schwelgen durfte. Miranda war eine Freundin von Gesellschaft; vorzüglich liebte sie gewisse, mit zärtlichen Scherzen und Liebkosungen verbundene Spiele. Um diese ihre Neigung zu befriedigen, hatte sie einen Cirkel errichtet, der eigentlich aus Vertrauten von beyderley Geschlecht bestand, zu welchem aber doch auch bisweilen Andere durch die Vorsprache eines Eingeweihten den Zutritt erhielten. Von diesen

männlichen Vertrauten gelangten bisweilen manche auch zu einem geheimen Rendezvous mit der Königin, in welchem das auch von andern genossen wurde, wozu sich bisher nur Zadro berechtigt glaubte. Da auch nicht so leicht ein Fremder zu jenem vertrauten Gesellschaftszirkel Zutritt erhielt, der sich nicht ausser einer blühenden Jugend auch durch eine vortheilhafte Bildung auszeichnete; so fand Miranda auch dadurch Gelegenheit, sich den Genuß liebevoller Umarmungen durch die beliebte Veränderung zu erhöhen und mit neuen Reizen zu vermehren.

Daß so etwas, auch bey der sorgfältigsten Verheimlichung, nicht ganz verschwiegen bleibt und also auch in Pierrosburg bald kein Geheimniß mehr war, läßt sich leicht denken. Selbst unter denen, die genossen hatten, gab es welche, die theils wonnetrunken, theils auch aus Stolz diesen und jenen von dem gehabten großen Glück etwas ins Ohr flüsterten und also dadurch der laurenden Fama zu Hülfe kamen. Mirandens Reize fielen überdieß allgemein in die Augen. Es konnte also nicht fehlen, daß sich bald in die Herzen aller jungen Herren der Residenz eine heiße Sehnsucht nach gleichem Genuß einschlich, ja daß selbst

mehrere derselben sich in optima forma in die schöne Königin verliebten und heimlich oder öffentlich nach Erhörung girrten.

Die meisten blieben jedoch ganz natürlich unerhört, und nur wenige waren so glücklich, einige Abkühlung ihres brennenden Liebesfeuers zu erhalten. Unter diesen wurde besonders ein gewisser junger Mann von niedriger Geburt, aber von schönem wohlgebautem Körper und äusserst listiger und verschlagener Seele, Powulzko Namens, sehr merkwürdig. Er hatte sich durch eine Liebschaft und einen andern sehr listig eingeschlagenen Canal eine Lieutenantsstelle bey einem der Garderegimenter erschlichen. Hier hatte er Gelegenheit, die Königin oft in der Nähe zu sehen, und auch von ihr bemerkt zu werden. Schon zuvor hatte die durch übertriebene Schilderungen als beynahe übernatürlich vorgestellte Schönheit der Königin viel Eindruck auf ihn gemacht und seine schwärmerische Phantasie erhizt, so daß er schon sterblich verliebt in Miranden war, noch ehe er sie in der Nähe gesehen hatte. Jezt hatten seine liebetrunkenen Augen beynahe täglich diese angenehme Weide, die Krankheit seines Herzens nahm dadurch so zu, daß er gar keinen andern Gedan-

ken mehr hatte als sich Erhörung zu verschaffen. Man sagt, und es ist auch sehr wahrscheinlich, daß es nicht blos Liebe allein gewesen, sondern daß auch Stolz und Ruhmsucht ihn zu dem kühnen Entschluß brachte, Mirandens Neigung von Zadro weg, und auf sich zu leiten. Dem sey nun aber wie ihm wolle; genug, dieser Powulzko erreichte glücklich seine Absicht und zwar auf eine Weise, wodurch diese Geschichte in der That sehr merkwürdig wird.

Diese Geschichte machte aber auch vor allen andern Mirandens Schwäche sichtbar, indem sie in derselben in einem ihrer Geistesgrösse sehr wenig entsprechenden Licht erscheint. Powulzko hat in den Freudenkelch ihres glänzenden Glücks viele bittere Tropfen gemischt, und beynahe hätte er ihre glorreiche Laufbahn durch die traurigste Katastrophe abgekürzt, wäre Miranda anders nur etwas kurzsichtiger und muthloser gewesen als sie es wirklich war.

Fünf und dreyßigstes Kapitel.

Man kann alle Vögel fangen, wenn man nur jeden nach seiner Weise gehörig zu locken weiß.

Unter diejenigen, die in der Ueberzeugung stehen, daß sich alle Vögel sammt und sonders fangen lassen, wenn man sich nur gehörig aufs Locken versteht, gehörte auch der Nordische Gardelieutenant, Powulzko. Eigene Erfahrung überzeugt gewöhnlich am besten; auch Powulzko war durch eigene Praxis seiner Sache so gewiß worden. Er hatte in seinem Leben schon manches Vögelein, sowohl ausserhalb der Residenz als in derselben gefangen, und besonders glücklich war er in dieser Art von Vogelfang seit der Zeit, daß die schöne grüne, reich mit Gold besezte Uniform seinen schlanken Leib verschönerte.

Auch unter den Verliebten ist, wie bekannt, ein großer Unterschied, und die Liebeskrankheiten äussern sich auf mancherley Weise. Manche Patienten dieser Art girren und wünschen blos, und fliehen von einem einsamen Winkel in den andern.

Sie finden Linderung auf einige Tage, wenn sie nur den Gegenstand ihres Herzens von weitem wandeln sehen, und wird Ihnen etwa gar einmal ein Blick, ein lächelnder Blick zu Theil, so überfällt sie ein entzückungsvoller Schwindel, der sie vielleicht in mehreren Wochen nicht wieder verläßt.

Bey andern äussert sich die Krankheit der Liebe durch ein gänzliches Verlöschen des Vernunftlichtleins. So lange sie wachen, so sehen und hören sie nichts anders als ihren Engel, wenn sie schlafen, so träumen sie nichts anders als von diesem. Ohne ihre Göttin ist ihnen das Paradieß eine Wüste und mit dieser wird ihnen die Wüste zum Paradieß. Alles, was mit ihrem Liebchen in keiner Verbindung steht, eckelt sie an, sie denken, sie arbeiten, sie essen und trinken und leben nur für dasselbe. Ohne dieses Liebchen hat keine Ehrenstelle einigen Glanz, kein Goldklumpen einigen Reiz für sie. Ihr Losungswort ist Erhörung oder Tod, und ohne Umstände eilen sie zur Pistole oder an den Strom, sobald sich dieser Erhörung Hindernisse in den Weg stellen. Dieser Art fällt also die Liebe aufs Gehirn, so wie sie bey den erstern hauptsächlich das Herz einnimmt.

Eine dritte Art verliebt sich auch; allein diese Liebe gleicht blos einer Lüsternheit nach einem Gericht, das von einer vorzüglichen Delikatesse zu seyn scheint, und hat ihren Siz eigentlich weder im Kopf noch im Herzen; sondern in einem verwöhnten Gaumen. Diese Art Patienten sind im Grunde die erträglichsten für sich und Andere und haben vor jenen vieles voraus. Ihre Sehnsucht verliert sich zwar nicht so leicht; allein sie leiden deswegen doch auch keinen Hunger, weil sie es nicht darauf ankommen lassen, entweder blos von jenem Gerichte, oder gar nichts zu kosten. Da diese Fieberart nicht so leicht einen Nebel um ihre Vernunft zieht; so bleibt ihnen auch der Gebrauch derselben, so daß sie auf Mittel, ihre Sehnsucht zu befriedigen, gehörig raffiniren können.

Ein Liebespatient dieser Art war Powulzko, nimmermehr würde er sonst seinen Zweck erreicht haben. So blieb er aber doch in einem Zustande, wo er eines ruhigen Nachdenkens fähig war und wo ihm sein verschlagener Geist mit aller seiner ränkevollen List zu Gebote stand.

Bisher hatte er noch immer auf einen günstigen Zufall gehoft, der ihm sein Vorhaben erleichtere

und ihn der schönen Miranda etwas näher brächte. Allein er hofte vergeblich und es schien als ob ihn sein sonstiges Glück verlassen wollte. Die Königin, die ihr vorzüglichstes Augenmerk auf ihre Garden gerichtet hatte und nicht selten theils zu Fuße, theils zu Pferde an der Spitze derselben erschien, bemerkte ihn gar nicht. Auffallend war dieß dem Powulzko allerdings; allein muthlos machte es ihn nicht. Er hatte Warten gelernt, lauerte im Stillen, machte den Beobachter und suchte Umgang mit Personen, die die Königin genau kannten, um Mirandens Charakter und Eigenheiten kennen zu lernen.

Jezt war sein Plan zur Reife gediehen und frisch schritt er zur Ausführung. Er hatte hierzu nur eine einzige Person nöthig, jedoch so, daß auch diese nichts weniger als sein Vertrauen erhielt; sondern mit seinem Plan gänzlich unbekannt zu einem glücklichen Erfolg mitwirken mußte.

Gerne theilten wir unsern Lesern diese in der That sehr merkwürdige Geschichte so ausführlich wie möglich mit; allein wir sehen uns leider durch gewisse Umstände zu sehr beschränkt, als daß wir eine jede in Mirandens Lebenslauf eingreiffende Geschichte so bearbeiten könnten als wir gerne

wünschten. Wir müssen uns demnach begnügen, den Lesern von interessanten Nebendingen gleichsam in nuce etwas mitgetheilt zu haben, da uns die Hauptsache einen so reichhaltigen Stoff gewährt, daß wir auch selbst diesen nicht ganz benutzen können. Wir wollten die Neugierde der Leser gerne, so bald wie möglich, befriedigen, und haben uns zu dem Ende blos auf einen Band eingeschränkt. Ein Umstand, der uns eine beliebte Kürze in allen Stücken zur Nothwendigkeit macht. Es wird jedoch der Fortgang dieser Geschichte auch hierüber eine befriedigende Auskunft gewähren.

Sechs und dreyßigstes Kapitel.

Qui va piano, va sano.

Residenz Pierrosburg. Zimmer der Königin.

Königin Miranda. Ursowena, eine ihrer vertrautesten Hofdamen.

Miranda. (mit sichtbarem Wohlbehagen) Es gab eine Zeit, wo uns nicht so wohl war, wie jezt; nicht wahr, meine Theure?

Ursowena. Sie ist längst dahin! Ew. Majestät müssen nun auch das Andenken an dieselbe verscheuchen.

Miranda. Warum? Diese Rückerinnerung beunruhigt mich nicht. Wenn man diese verschiedenen Zeitperioden vergleicht, so fühlt man sich jezt nur noch glücklicher. — Wir haben nun wohl unsere Sache so ziemlich aufs Reine gebracht. Ein hartnäckiger Krieg ist glücklich geendiget, Nordens Gränzen sind um ein Königreich erweitert und die Nation befindet sich unter meiner

Regierung besser und zufriedner als jemals. Glauben Sie nicht auch, Ursowena! daß man allgemein mit mir zufrieden ist?

Ursowena. (schmeichlerisch lächelnd) Dieser, mein Glaube, ist längst schon in Ueberzeugung übergegangen. Nordens weibliche Bewohner bewundern ihre Königin ehrfurchtsvoll und die männlichen beten sie an.

Miranda. Sie scheinen absichtlich zwischen dem männlichen und weiblichen Theil einen Unterschied zu machen.

Ursowena. Das muß ich. (lächelnd) Ausser der Bewunderung, die Nordens große Monarchin erregt, macht auch die schöne reizende Miranda noch einen gewissen Eindruck, den vorzüglich der männliche Theil empfindet, und über welchen sich leider die übrigen Damen nicht sonderlich freuen können.

Miranda. Wie so?

Ursowena. Kann uns das gleichgültig seyn, wenn sich das ganze andre Geschlecht blos in die Königin verliebt?

Miranda. (laut auflachend) Wird meine Ursowena von der Eifersucht geplagt?

Hofdame. Wie kommen Ew. Majestät auf diese Vermuthung?

Miranda. Ganz natürlich durch Ihre Aeusserung. Die Augen der Eifersucht sehen immer mehr als andere.

Hofdame. (mit affektirtem Ernst) Die Sache ist schlimm genug! Ich kenne in der ganzen Residenz nur einen einzigen Mann, der nicht in die Königin verliebt ist.

Königin. (mit einem bedenklichen Blick) Und dieser ist?

Hofdame. Einer der insinuantesten, aber auch der sonderbarsten jungen Mannspersonen, die ich je gesehen habe. Ew. Majestät kennen ihn gewiß auch; er ist Officier bey der Garde und heißt Powulzko.

Miranda. (mit zunehmendem Ernst, nachdenkend) Dieser Mensch scheint mir einen besondern Dünkel zu haben. Kennen Sie ihn?

Hofdame. Gesehen habe ich ihn oft, gesprochen aber ein einziges mal und dieß vor kurzem. Sein Aeusseres ist schön, sein Inneres ist es nicht weniger; er weiß sich allerliebst zu benehmen, und seine Unterhaltung ist keine von der gewöhn-

lichen Art. Stolz ist er; allein ich glaube, er kann es seyn.

Königin. Diese erste Unterhaltung muß ziemlich vertraut gewesen seyn; er scheint Ihnen ja gebeichtet zu haben.

Hofdame. O Powulzko hat viel Welt! Bis zu einer beichtenden Traulichkeit läßt er es wohl von seiner Seite in der ersten Unterredung nicht kommen. Allein er besizt eine Freymüthigkeit, die ihn sehr angenehm macht. Wahrscheinlich war es blos Zufall, daß er sich vor allen Anwesenden besonders zu mir gesellte, und mich zu unterhalten suchte. Ich brachte ihn unter andern auch auf den lezten Krieg, den er als Officier bey einem Feldregiment mitgemacht hat. Ganz natürlich war von diesem der Uebergang auf Ew. Majestät sehr leicht. Seine Aeusserungen, die er mir in Absicht auf Ihre Person zu erkennen gab, waren mir um so weniger Verdächtig, da Sie nichts weniger als ein schmeichlerisches Lob erhielten.

„Ich kann,“ sagte er zu mir, „gewisse Empfindungen, die ich gegen die Königin Miranda in meinem Herzen entdecke, nicht zusammen reimen, und finde mich deswegen selbst nicht wenig räthselhaft. Ein innerlicher, unwiderstehlicher

Drang begeistert mich, für Mirandens Ehre zu wirken und ihre Gnade zu verdienen, so daß ich mit der furchtlosesten Freymüthigkeit Sturm laufen oder mich in die mörderischsten Batterien stürzen wollte, wenn es ihr Interesse gälte, auch giebt es für mich überhaupt kein wünschenswürdigeres Glück als unter ihren Fahnen zu dienen; allein bey alledem ist es mir unmöglich, mich in sie zu verlieben. Ich staune ihre reizende Schönheit an; allein mein Herz bleibt kalt dabey. Und gleichwohl finde ich, daß der Anblick der Königin auf Andere einen ganz gegentheiligen Eindruck macht. Wäre ich nicht der einzige; so würde mir diese räthselhafte Erscheinung weniger auffallend seyn."

So sprach der artige Officier. Ew. Majestät erlauben, daß ich offenherzig genug hinzu setze, mir machte dieß Geständniß wirklich eine heimliche Freude. (lächelnd) Ich erfuhr auf diese Weise, daß doch noch einige Hofnung für uns da ist.

Miranda. Powulzko kann sich vollkommen beruhigen: denn man verlangt nicht mehr von ihm, als was er wirklich zu empfinden vorgegeben hat. (nach einer Pause etwas zerstreut) Er macht einen schönen Officier, nicht wahr?

Ursowena. Gewiß! Wie könnte er auch sonst unter der Garde seyn?

(Miranda sezt sich nachdenkend an Schreibtisch und Ursowena tritt ab)

Sieben und dreyßigstes Kapitel.

Ha! Ha!

Powulzko erschien unter dem Vorwand einer Unpäßlichkeit einige Tage nicht bey der Wachparade. Dieß war ehedem schon bisweilen geschehen, allein die Königin hatte ihn nie irre gegangen. Jezt war es das erstemal, daß sie seine Abwesenheit bemerkte und sich bey seinem Hauptmann nach ihm erkundigte.

Powulzko lächelte, als ihm dieser sagen ließ, daß die Königin nach ihm gefragt hätte und er also morgen, wo möglich, bey der Parade erscheinen möchte. Seine Krankheit war gehoben und er war am andern Tage wirklich der Erste auf dem Plaz. Die Königin stellte sich zwar nicht täglich,

aber doch häufig ein. Gerade jezt kam sie einige Tage hinter einander. Noch waren die Officiers nicht alle zugegen, als sie unter dem Thor des Pallastes in der Gardeuniform sichtbar wurde, ein Pferd bestieg und auf den Paradeplaz hingalopirte.

Niemand als Powulzko bemerkte es, daß die Blicke der Königin dießmal ganz unstät waren und ein Glied nach dem andern durchliefen so, als ob sie etwas zu suchen schienen. Sein bedeutendes Lächeln nahm zu; allein da er bemerkte, daß sich Mirandens Blicke in der Gegend, wo er stand, fixirten, verwandelte sich dieses Lächeln auf einmal in die ernsthafte martialische Miene eines in seinem Metier lebenden Kriegers.

Powulzko hatte sich auf eine Unterredung, wenigstens auf eine Frage gefaßt gemacht. Allein es erfolgte nichts; die Königin ritt blos einige mal hart an ihm vorbey, nahm ihn sehr scharf ins Auge und dabey bliebs.

Diese getäuschte Erwartung verringerte unterdessen Powulzkos zuversichtliche Hofnung nicht im geringsten. Die Bemerkungen, die er gemacht hatte, waren ihm zur Zeit hinlänglich, und er war fest überzeugt, daß er in der Wahl der aus-

geworfenen Lockspeise sehr glücklich gewesen, indem die erwünschten Wirkungen derselben schon sichtbar wurden.

Eine Zeit von acht Tagen vergieng, ohne daß Miranda auf der Wachparade erschien, oder sonst irgend etwas dem Plane des Powulzko Günstiges vorgegangen war. Einen Liebespatienten von anderer Art würde dieß freilich sehr niedergeschlagen und beunruhiget haben; allein der schlaue Gardist ließ sich nichts anfechten; hofnungsvoll lauerte er im Hinterhalte und obgleich in seinem Herzen die Liebesflamme immer mehr aufloderte, so wußte er sich doch von aussen so zu stellen, als ob sein Herz in Rücksicht auf die Schönheit der Königin einer Eisgrube glich.

Eines Tages schlenderte er ganz langsam und fidel durch eine Strasse, als ihm, dem Anschein nach zufällig, einer von jenen Vertrauten begegnete, die den erwähnten geheimen Zirkel ausmachten. Powulzko machte diesem ganz gleichgültig das Compliment, ging seines Wegs fort und that, als bemerkte er es gar nicht, daß sich dieser an ihn anschloß.

Höfling. (mit einer Freundlichkeit, die dem Hohnlächeln glich) Mein scharmanter Freund! Sie

erlauben doch, daß ich Sie auf kurze Zeit begleite? Allem Anschein nach ist es Ihre Absicht, zu promeniren?

Powulzko. (etwas überrascht als ob er seinen Begleiter erst gewahr werde) Verzeihen Sie, mein Theurer! Meine Gedanken waren jezt vor Kinburn, dessen fürchterliche Eroberung mir immer noch vor Augen schwebt; diese Abwesenheit der Gedanken machte, daß ich nicht sogleich ein Glück bemerkte, worauf ich stolz seyn muß.

Höfling. (mit einem Gesicht, auf welchem sich alle Muskeln zu einem gnädigen Lächeln zwangen) Freund! Sie sind ausserordentlich galant. Es wird eine Ehre für mich seyn, wenn Sie meine Begleitung annehmen wollen. — Ich habe just ein freyes Stündchen, und der Zufall war mir günstig, daß ich eben jezt einem Mann begegnete, dessen Unterhaltung allgemein gesucht und geschäzt wird. (schnell mit dem Air eines wichtigen Mannes) Apropos! mein Lieber! wie fanden Sie heute die Königin bey der Wachparade? Ich war seit sechs Stunden nicht am Hofe, weil mich dringende Geschäfte anderswohin riefen.

Powulzko. Die Königin hat uns schon seit einigen Tagen nicht mit ihrer Gegenwart beehrt.

Höfling. Es ist ja wahr! die Königin ist wegen gewissen Angelegenheiten seit einigen Tagen sehr occupirt gewesen. Man ist immer so zerstreut! Verzeihen Sie, mein Herr! daß ich Sie mit einer Frage incommodirte, die ich mir selbst beantworten konnte.

Powulzko. Ich habe nichts zu verzeihen; die Antwort hat mir keine Mühe gemacht.

Höfling. Auch Sie haben dazu beygetragen, daß sich Mirandens Wirkungskreis um ein Ansehnliches vermehrt hat. Die neuen Provinzen machen viel Arbeit.

Powulzko. Es waren derer, die ins Feld zogen, dreymal hundert tausend. So groß also auch die gemachte Akquisition ist; so klein würde doch der Theil seyn, den ich dazu beygetragen habe, da bey der Berechnung das Ganze in so viel tausend Theile zerfällt.

Höfling. Bey einer solchen Berechnung würde man keine gleichen Theile zu machen haben. Es dürfte wohl oft auf einen allein so viel als auf tausende kommen. (mit einem bedeutenden Blick) Powulzko! man weiß es am Hofe, daß Sie viel gethan haben.

Powulzko. Sie sind so gütig, mir ein Compliment zu machen. Ich bin Ihnen dafür verbunden; allein ich versichere auch zugleich, daß ich mir selbst noch lange nicht genug that, (mit Nachdruck) Wenn mir Mirandens Fahnen winken, so möchte ich gerne Wunder thun.

Höfling. Man kann wirklich sagen, daß diese in dem lezten Krieg geschehen sind. — Leider ist es nur zu bedauren, daß Mirandens zunehmende Größe auch ihre Bürde vermehrt — und das göttliche Weib wäre es werth, daß jeder Augenblick für sie einen Wonnegenuß hätte. (traulich mit einem Händedruck) Freund! haben Sie nicht Lust, sich einmal an der reizenden Miranda zu ergötzen, ohne sich vor der Königin geniren zu dürfen? — Sie dürfen nur wollen, das Uebrige überlassen Sie mir.

Powulzko. Erlauben Sie, mein Lieber! ich muß gestehen, daß mir diese Frage etwas dunkel ist.

Höfling. Lassen Sie sich nur dieses Dunkle noch kurze Zeit gefallen, die Aufklärung wird Sie dann desto angenehmer überraschen. Jezt sagen Sie mir blos, ob Sie mich heute Abends begleiten wollen?

Powulzko. Sie sind ein Ehrenmann, der mein ganzes Zutrauen verdient; allein blindlings laß ich mich doch nicht gerne führen.

Höfling. Das sollen Sie auch nicht! Ich verlange blos Glauben, ehe Sie zum Schauen gelangen. (nach einer kurzen Pause) Es bleibt dabey, Sie gehen heute mit mir!

Powulzko. (lächelnd) Wenn man auch bey Ihnen blos durchs Glauben zum Schauen gelangen kann, so muß ich Ihnen nur folgen; ob es gleich eigentlich blindlings geschieht.

Die Unterredung ging jezt auf gleichgültige Dinge über. Nach geendigter Promenade eilte Powulzko in seine Wohnung zurück, um den Aeusserungen seiner Freude unbemerkt freyen Lauf zu lassen, und dann auf eine Rolle zu studiren, die er heute noch zu spielen hatte und von welcher ihm der glückliche Fortgang einer Sache, die er bisher so glücklich eingeleitet hatte, ganz abzuhängen schien.

Acht und dreyßigstes Kapitel.

Desine fata Deum flecti sperare precando.

Es waren nun schon mehrere Jahre verflossen, seitdem sich jener mörderische Krieg geendigt hatte, in welchem sich Sandlands König Pryssus den Ruhm eines grossen Feldherrn erworben hat. Der Hauptmann von Auheim hatte sich von den ausgestandenen Fatiquen wieder erholt und sein heissester Wunsch war es jezt, seinen unglücklichen Freund Uso wieder einmal umarmen zu können, oder doch wenigstens nur einige Nachricht von ihm zu erhalten. Seit jenem Brief, den ihm der gefangene Nordische Officier überbrachte, hatte er nichts von ihm gehöret. Er liebte ihn aufrichtig und mit inniger Theilnahme an seinen Schicksalen. Seine Sehnsucht nach ihm war also wirklich groß und nahm mit jedem Tag zu. Ueberdieß regte sich auch jezt mehr als jemals die Neugierde nach der endlichen Entwicklung dieser mit so vielen Dunkelheiten umhüllten Geschichte. Wäre eine Reise nach Siberien für ihn nicht mit

so ungeheuern Schwierigkeiten verbunden gewesen; gewiß, er hätte sie lange schon angetreten und seinen im Exil lebenden Freund persönlich aufgesucht. Seine eigene individuelle Lage sowohl als die Beschaffenheit einer solchen Reise selbst machten ihm die Ausführung dieses Vorhabens beynahe unmöglich. Er mußte sich also in Geduld fassen und den Ausgang einer Sache, die er nun einmal nicht ändern konnte, ruhig abwarten.

Seine Erwartung blieb jedoch zu lange unbefriedigt, und schon hatte er wegen der sehr wahrscheinlichen Vermuthung, daß Uso gar nicht mehr unter den Lebendigen existiren müsse, den Gedanken aufgegeben, je wieder etwas von ihm zu vernehmen, als ihm eines Tages von der Post ein Brief zugeschickt wurde, dessen Addresse ihm zu seiner nicht geringen Freude Usos Handschrift vor Augen stellte. Seine Hand zitterte vor Begierde als er ihn erbrach, und die Ueberraschung ging in Staunen über als er folgendes las:

Freund Auheim!

Endlich bin ich dahinter gekommen, daß es keinen größern Narren in der Welt giebt als einen

Verliebten. Nie wurde wohl eine Ueberzeugung theurer erkauft als diejenige, die von der Wahrheit dieser Worte unerschütterlich fest in meinem Herzen steht. Ich habe mir sie durch eine lange Reihe Jahre, während welche ich die sonderbarsten Schicksale erfuhr und von einem Winkel der Erde in den andern geworfen wurde, erkämpft.

Freilich konnte ich sie wohlfeiler haben, und um die große Narrheit eines Verliebten einzusehen, war es just nicht nöthig, daß ich einige Jahre hinter einander auf dem widrigen Hohburg jede Gesellschaft, jeden Zeitvertreib, jedes Vergnügen floh, mich in mein Zimmer einkerkerte und mich Tag und Nacht blos damit beschäftigte, daß ich immer eine und eben dieselbe Mädchenfrazze abpinselte, die Stunden meiner blühenden Jugend gleich einem liebetrunkenen Lachtäubchen weggirrte und treulich darauf bedacht war, daß mich ja nicht etwa ein Stündchen sanfter Schlaf erquickte. Es war nicht nöthig, daß ich eine Carriere verließ, auf welcher mir das glänzendste Ziel winkte und gleich einem Abentheurer aufs Gerathewohl in die Welt hineintaumelte, wie ein Betrunkener einem täuschenden Irrwisch nacheilte, und endlich eine lange Zeit als ein Verbannter unter Entsagung aller

Bequemlichkeit und Lebensfreuden und Ertragung mancherley Ungemachs und Strapatzen in der scheußlichsten Wildniß für Andre Zobel fing. Es war nicht nöthig, daß ich den besten Theil meines Lebens auf das elendeste verschleuderte und zu Deiner Betrübniß und vieler Anderer spöttelnden Freude viele Jahre hindurch selbst eine Narrenkappe trug. Ein einziger unbenebelter Blick in die Welt, ein augenblickliches ruhiges Nachdenken konnte mir diese Ueberzeugung verschaffen.

Da es nun aber einmal so und nicht anders war, und wer weiß, vielleicht auch nicht seyn konnte; so will ich mich nun über Dinge, die nicht mehr zu ändern sind, nicht weiter beunruhigen und quälen, sondern mich innig freuen, daß die Zeit der Verblendung und des Wahnsinnes endlich ihr Ende erreicht hat, und ich so weit bin, daß ich selbst über meine vorige Narrheit lachen kann.

Die bethörende Zauberin, Liebe, hat sich ganz aus meinem Herzen weggemacht und ich zweifle, daß sie ihm je wieder nahe kommen wird. Die einst für mich so unaussprechlich reizende Auguste von Althaus, die mich durch ein bloses Lächeln in das wonnevollste Elisium versetzen konnte und ge-

gen deren Hand mir alle Kronen der Erde, alle Reichthümer und Ehrenstellen als ein unbedeutendes Nichts erschienen, ist mir jezt selbst in der Hoheit und in dem Glanz der grossen Königin Miranda so gleichgültig, als es nur immer das häßliche Weib eines Negersclaven seyn kann, der auf der Plantage und unter der tyrannischsten Behandlung eines reichen unmenschlichen Wucherers vor lauter Arbeit und Elend Blut schwizt. Kaum sollte man es glauben, daß sich ein Mensch so sehr verändern und so abwechselnd in seinen Leidenschaften seyn kann.

Ich liebe jezt gar nichts mehr, aber ich kann alles ertragen; ich wünsche nichts, aber es ist mir alles willkommen, was mich nicht in meiner behaglichen Ruhe stört; ich freue mich selter, aber ich betrübe mich auch nicht. Ich fahre, reute und gehe, esse und trinke, erkenne, gleich jenen Patriarchen der Urwelt, meine Frau und werde nun auch hoffentlich, wie diese, Kinder zeugen, wenn es auch nicht, wie dort, duzendweise geschieht.

„Also! ein Weib hättest du?“ höre ich Dich hier im Geiste verwundrungsvoll ausrufen. Ja! ja! Freund Auheim! es ist wirklich so! Fange immer

einstweilen an, Dich zu verwundern: denn Du wirst wahrscheinlich diesen Brief mit Staunen aus der Hand legen.

Ich habe ein Weib, die ich weder hasse noch liebe, von welcher ich mich eben so wenig wieder zu trennen wünsche als ich in eine Verbindung mit ihr gewollt habe; ein Weib, das sich an meiner Seite ganz selig fühlt, durch deren Besiz ich mich aber weder glücklicher noch unglücklicher finde.

Wer ist dieses Weib? wie heißt es? wie sieht es aus? Diese Fragen sind mir im Grunde ganz gleichgültig, Dir werden sie es freilich weniger seyn. So wenig es mir auch Vergnügen macht, Dir solche zu beantworten, so sehr sehe ich mich gleichwohl durch die Pflicht der Freundschaft dazu verbunden, da du nun einmal von allen meinen Freunden der einzige bist, den ich von allem Anfang an zum Vertrauten meiner Herzensangelegenheiten gemacht habe. Höre also wie sich endlich meine verwünschte Knoten auflöseten und dann lache oder weine, staune oder finde es fad, bedaure mich oder spöttle wie Du willst! Doch das Leztere kannst Du, wirst Du nicht, so gleichgültig mir auch selbst dieses wäre. Ein Mann, der in der wahren Schule der Lebensweisheit mit-

ten im Getümmel der großen Welt an den heilsamsten Erfahrungen reich und grau wurde und dessen fortgesezter Umgang mein einziger, aber auch unerreichbarer Wunsch ist, hat mich gegen alles gleichgültig zu seyn gelehrt — der beste Schaz, den ich ausser jener Ueberzeugung, meiner Narrenperiode zu verdanken habe.

Ich kam von Siberien zurück und zwar auf eine Art und Weise, die mich aufs neue in jenes täuschende Labyrinth, aus welchem ich mich mühevoll beynahe herausgearbeitet hatte, lockte.

Miranda hatte ihrer ränkevolle Verschlagenheit, ihrer herrschsüchtigen nach Vergrösserung dürstenden Eitelkeit durch Pierros Entthronung die Krone aufgesezt, und nun blickte sie denn auch von ihrer Schwindelhöhe auf jene unglücklichen Schlachtopfer eines fürchterlichen Despotismus herab und winkte ihnen Gnade und Befreyung von ihrem grauenvollen Exil zu. Mir wurde unter andern ein eigenhändiges Billet von der Königin überreicht, nach welchem man mich mit offenen Armen erwartete und mir die schmeichelhaftesten Promessen machte. Voll angenehmer großer Erwartungen reißte ich aus Siberien in die Nordische Residenz zurück. Nach den Ver-

hältnissen, in welchen ich mit der Monarchin stand, glaubte ich jedes langweiligen Ceremoniels überhoben zu seyn. Miranda hatte allen zurückgekommenen Exulanten eine Audienz erlaubt. Ich eilte zu ihr ohne mich vorhero irgend wo anders gemeldet zu haben.

Der Erfolg entsprach meiner Erwartung wenig. Als ich ins Zimmer der Königin trat, fand ich sie zwar allein. Ihre Blicke aber, mit welchen sie mich eine ziemliche Zeit stillschweigend maß, ließen mich sehr deutlich wahrnehmen, daß sie meine Erscheinung äusserst überraschte und sie also niemand weniger erwartet hatte als mich. Räthselhaft war mein Eintritt, räthselhaft unsre Unterredung und äusserst räthselhaft das Ende derselben. Miranda erinnerte sich zwar, einen Ufo als Adjutanten ihres Vaters gekannt zu haben; allein daß dieser Ufo in Siberien gewesen und durch ein Handbillet zurück in die Residenz berufen worden sey, dieß waren ihr ganz unbekannte Dinge. Nicht nur dieses, sondern auch hauptsächlich die Frage: Wie gehts ihrem Weibchen? womit sie die Unterredung schloß, versezte mich in eine gewisse Betäubung der Sinne, so daß ich heute nicht recht mehr weiß, wie ich aus

dem Zimmer und aus dem königlichen Pallais gekommen bin.

Die erste Empfindung, welche ich mir wieder deutlich bewußt wurde, war eigentlich Mirandens Charakter sehr ungünstig. Ihr ganzes Benehmen schien mir die listigste Verstellung zu seyn, die ihr ein neuer Zuwachs ihres ohnedem schon sehr großen Stolzes für nothwendig vorgespiegelt hätte. Die ganze Geschichte wurde mir zum Ekkel, und unwiderstehlich drängte sich der Entschluß in mein Herz, alles auf immer zu vergessen und Pierrosburg eiligst zu verlassen.

Nach Verlauf von vier und zwanzig Stunden hatte ich die Residenz schon hinter mir. Da ich ohne Engagement war, so ging ich gerades Weges auf meine Güter zu, mit dem Vorsatze, mich daselbst so lange aufzuhalten, bis ich wegen der Zukunft mit mir einig geworden wäre und das nöthige Arrengement getroffen hätte.

Die Reise gewährte mir eine angenehme Zerstreuung und ich endigte sie mit einer ziemlich guten Gemüthsstimmung. Mein geträumtes Glück hatte keinen Reiz mehr für mich und keine Sehnsucht nach demselben beunruhigte mich mehr.

Meine Güter liegen, wie Du weißt, in einer nicht allzugroßen Entfernung von einander und in einer Gegend, die just nicht paradisisch, aber gewiß sehr reizend ist. Daß mir jezt alles doppelt angenehm schien, trug zu meiner Heiterkeit sehr viel bey, so natürlich es auch zugieng, da ich aus einer Gegend kam, die man wegen ihrer fürchterlichen Beschaffenheit zum Aufenthalt der Exulanten bestimmt hatte.

Der Empfang auf meinem ersten Guthe war rührend und er würde viel Eindruck auf mich gemacht haben, wenn ich nicht ziemlich arm an Empfindsamkeit geworden wäre. Meine unvermuthete Erscheinung versezte den alten Administrator sowohl als seine Untergebene in einen Freudentaumel, in welchem sie wie Kinder hüpften und jubelten. Hundert Fragen that der vergnügte Alte an mich, ohne die Beantwortung einer einzigen abzuwarten.

Nachdem die gereizten Lebensgeister wieder etwas zur Ruhe gebracht waren, führte er mich mit einem geheimnißvollen Blick beyseite und entdeckte mir im Vertrauen, daß sich auf dem nächsten meiner Güter eine Dame aufhalte, die ihm heimlich das Geständniß gethan habe, daß sie meine Gemahlin

sey. Sie hätte sich unterdessen vom Ertrage des Gutes noch nicht das Geringste zugeeignet, sondern bezahle alles mit baarem Gelde.

Ich vernahm die Eröfnung mit einer Gleichgültigkeit, die den Alten in der Vermuthung bestärkte, daß das Vorgeben jener Dame wirklich gegründet seyn müsse. Bey mir war es aber blos Folge meiner Gemüthsstimmung, nach welcher mir nichts mehr unerwartet und bewundernswürdig erschien. Ich übernachtete hier; als ich Morgens erwachte, war es doch als ob sich eine kleine Neugierde in mir regte, meine Gemahlin näher kennen zu lernen. Noch wußte man auf jenem Gute von meiner Ankunft nichts. Ich ließ ein Pferd satteln und ritt ohne Begleitung dahin.

Ich kann es nicht bergen, meine kalte Gleichgültigkeit schien sich etwas zu vermindern, da ich diesem Gute näher kam und meine Pulsschläge vermehrten sich merklich, als ich vor dem Hause vom Pferde stieg. Ich fand es für gut, mich erst im Garten ein wenig umzusehen, ehe ich hinauf ins Zimmer gieng. Mit angenehmer Rückerinnerung an manche jugendliche Freuden, trat ich in das kleine Busket, wo ich einst die schön-

ste Sängerin unter den Vögeln zum erstenmale hörte. Gedankenvoll schritt ich auf dem schattichten Wege fort, der mich zu einer Laube führte, in welcher ich so oft als Knabe an der Seite meiner Eltern saß. Ich freute mich nicht wenig, sie noch in einem guten Zustande zu finden.

Indem ich mich voll der dankbarsten Gesinnungen gegen den würdigen Greiß, von dessen guten Verwaltung ich überall die deutlichsten Beweise entdekte, dem Eingang näherte, kam mir eine Dame aus demselben entgegen. Ein heftiger Schreck erschütterte ihren ganzen Körper; sie schrie laut auf und sank wie ohnmächtig an die Wand der Laube zurück. Ich griff ihr unter die Arme und brachte sie auf die nahe Bank.

„Uso!“ sagte sie, indem sie nach einiger Zeit die Augen wieder aufschlug und mich starr anblikte, „Uso! sind Sie es wirklich? Ach Sie haben mich zu sehr überrascht; gönnen Sie mir nur einige Augenblicke zur Erholung.“

Indem ich sie durch eine freundliche Zusprache zu beruhigen suchte, fuhr sie fort:

„Uso! Sie wurden durch mich getäuscht! Eine fürchterliche Leidenschaft, die sich mit Riesenmacht in meinem Herzen festsezte, und die zu be-

siegen, ich viel zu ohnmächtig war, hat mich dazu verleitet. Diese Leidenschaft ließ mir keinen freyen Willen mehr; sie wollte und ich mußte. Ich bin Ihnen ein Geständniß schuldig, und so sehr ich auch immer den Augenblick fürchtete, der mir die Gelegenheit gab dasselbe abzulegen, so ist es mir doch lieb, daß er endlich einmal da ist. Vernehmen Sie also dieß Geständniß und dann thun Sie, was Ihnen beliebt. Noch ist es zwar immer mein seligster Gedanke, Ihre Hand zu besitzen; allein ich bin auch schon lange genug unglücklich gewesen, um mich daran gewöhnt zu haben. Die Zeit hat auch jene mich so schrecklich tyrannisirende Leidenschaft in etwas verringert, und ich bin nun stark genug, mein Urtheil von Ihnen zu erwarten. Die Täuschung hört auf, und ich will nun entweder gar nicht oder blos durch Ihre freye Wahl glücklich seyn. (nach einer kurzen Pause, während der sie sich etwas zu erholen schien.)

Ich war es, die Sie mit jenen stummen Umarmungen einst in Hohburg beglückten; ich war es, mit welcher Sie der Feldprediger von des Gouverneurs Regiment ehelich verband. — (mit einem scharfen Blick in mein Auge) Wie? Sie bleiben so

gleichgültig bey dieser Entdeckung? Staunen Sie nicht? wird kein Gefühl des Zorns in Ihnen rege?

(Nach einigem Stillschweigen, während welchem sie auf eine Antwort von mir vergeblich wartete.)

Ich kam nach Hohburg, meine Schwester zu besuchen und hielt mich daselbst im Hause des Gouverneurs, wie Ihnen bekannt ist, eine ziemliche Zeit auf. Eigentlich war blos die Zeit von einem Monat zu diesem Besuch bestimmt. Diese gieng schnell vorbey; allein, indem ich an meine Abreise dachte, war es als ob es mir ausserhalb Hohburg gar nicht mehr gefallen wollte. Ich verschob meine Abreise von einer Zeit zur andern, welches mir um so leichter wurde, da man mich in diesem fürstlichen Hause sehr gerne sah. Erst war es blos ein dunkles Gefühl, was mich mit Wohlbehagen an Hohburg fesselte, bald klärte sichs aber auf, daß der eigentliche, mich an sich ziehende Magnet niemand anders als der so biedere als schöne junge Graf Uso war, an dessen Seite ich gewöhnlich bey Tafel zu sitzen das Glück hatte.

Ich war mit der Liebe noch ganz unbekannt und daher kam es wahrscheinlich auch, daß ich unvorsichtig genug war, diese Leidenschaft so mächtig

werden zu lassen, daß sie mich ganz und gar zu ihrer Sclavin machte. Als ein unerfahrnes funfzehnjähriges Mädchen war ich in der Verstellungskunst noch zu wenig bewandert um eine Leidenschaft zu verbergen, die gleich einer Furie in meinem Herzen wüthete. Das geübtere Auge meiner Schwester wurde die in mir vorgegangene Veränderung bald gewahr. Sie bestürmte mich unaufhörlich mit Fragen; allein ich war zu verschämt, ihr die wahre Ursache zu gestehen. Es gelang mir aber doch nach und nach, sie unter einigem scheinbaren Vorwand zu beruhigen.

Verliebte sind benebelt und sehen selten richtig. Daher kam es wohl auch, daß es mir schien als ob auch ich dem Gegenstand meiner Liebe nicht gleichgültig zu seyn schien. Da man mir aber gleichwohl auch mit keinem Schritt entgegen kam; so war ich endlich schwach genug, eine Blödigkeit zu vermuthen, welche die Ursache dieser immerwährenden Zurückhaltung seyn müsse.

Die Prinzessin Auguste sahe, wie bekannt, auch in ihrer frühen Jugend schon sehr scharf. Meine Krankheit war ihr bald kein Geheimniß mehr, und sie war listig genug, mir auch das Geständniß abzulocken. Auch sie vermuthete auf Seiten

des jungen schönen Officiers eine gewisse Blödigkeit und feuerte mich an, ihm entgegen zu kommen.

Meine Liebe war zu einer Riesengrösse herangewachsen; alle meine Sinnen waren berauscht. Die Leidenschaft gab mir Muth und Stärke, einen Schritt zu thun, der mir schon seit langer Zeit unbegreiflich ist. Ich veranstaltete ein nächtliches Rendezvous, das zu meiner Wonne statt fand und sich mit meinem Entzücken endigte. Das Uebrige ist Ihnen bekannt.

Die zweyte nächtliche Zusammenkunft wurde von meiner Schwester entdeckt. Ich mußte gestehen und mein Geständniß brachte sie ausser sich. Sie habe, sagte sie, deutliche Beweise, daß der Graf Uso in die Prinzessin verliebt sey und also gar keine ernstliche Neigung zu mir haben könne. Diese Versicherung war ein Dolchstich für mein Herz und unglücklich genug wurde meine Leidenschaft eher grösser als kleiner. Unter dem Vorwand einer Unpäßlichkeit kam ich nun nicht mehr aus dem Zimmer. Man glaubte, ich wäre abgereißt. Um meine Schwester zu besänftigen, war ich schwach genug, ihr zu gestehen, daß wir heimlich einverstanden wären. Die heimliche Trauung

wurde veranstaltet, und die große Aehnlichkeit, welche ich mit der Prinzessin Auguste hatte, war mir behülflich, die angefangene Täuschung unbemerkt zu vollenden.

Noch hatte ich nicht ernstlich an einen Plan gedacht, nach welchem ich den getäuschten Geliebten nach und nach mit der wirklichen Beschaffenheit dieser Geschichte bekannt machen wollte. Ich machte hundert Versuche, aber keiner wollte mir gelingen. Ich suchte also diese Täuschung so lange zu unterhalten, bis mir entweder ein günstiger Zufall zu Hülfe kommen oder es mir geglückt seyn würde, einen Plan entworfen zu haben. Allein hierzu gehörte ruhiges Nachdenken, und dieß war bey mir nicht zu finden. Ein widersprechendes Gefühl regte sich in meinem Herzen; ich hofte und fürchtete zugleich den Augenblick der Entscheidung. Nach langem Harren ist er jezt so unvermuthet gekommen. (auf ihr Herz zeigend — mit einer grossen Thräne im Auge) Also! dieß Herz ist Ihr (die Hand mir reichend) und wird es ewig bleiben, auch wenn Sie diese Hand wieder zurück stossen. Mir ist es Wonne, Ihre Gemahlin zu seyn. (mit einem ängstlichen Blick) Soll unsere Verbindung gelten?

Sie gilt, sagte ich, und die Scene war rührend genug für mich, eine Umarmung zu bewirken, zu welcher ich vor wenigen Augenblicken noch viel zu kaltes Blut hatte.

Siehe da den Roman meines Lebens! und nun weg mit der Feder: denn dieß erräthst Du doch von selbst, daß mein Weib niemand anders als der Gräfin Lira jüngste Schwester ist. Ich schreibe nun nicht mehr: Komme zur mündlichen Unterredung zu

Deinem

unveränderten

Uso.

Neun und dreyßigstes Kapitel.

Powulzko wird sich doch besinnen.

Residenz Pierrosburg. Zimmer der Königin.

Königin Miranda. Hofdame Ursowena. Hernach Graf Sutow, erster Minister.

Miranda. Sie wissen es doch noch, meine Liebe! was Sie mir neulich von dem Gardelieutenant Powulzko sagten?

Ursowena. (sich besinnend) Ich weiß alles noch.

Miranda. Es ist Ihnen auch bekannt, daß er vor kurzem Zutritt in unserm geheimen Cirkel erhielt?

Ursowena. Ich war damals auch zugegen und habe ihn mit meinen eigenen Augen gesehen.

Miranda. Ich dächte, man hätte ihm keine Ursache zum Misvergnügen gegeben.

Ursowena. Er hatte alle Ursachen, höchst vergnügt zu seyn und es schien mir auch wirklich so, als ob er es gewesen wäre.

Miranda. Ich sollte es auch meynen; allein wir irren uns beyde. Powulzko hat um die Erlaubniß angehalten, in auswärtige Dienste gehen zu dürfen. Wie reimt sich dieses zu dem, was Sie mir neulich von ihm versicherten. Sagten Sie nicht, er kenne kein grösseres Glück als unter meinen Fahnen zu dienen?

Ursowena. (mit einiger Befremdung) Räthselhaftes Benehmen! — (nachdenkend) Eben fällt mir aber der Schlüssel dazu ein.

Miranda. Wie so? Ich bin wirklich neugierig, einige Aufklärung darüber zu vernehmen.

Ursowena. Powulzko erschien vor kurzem auf meinem Zimmer. Er hatte mich bey unserer ersten Unterredung auf ein gewisses Buch aufmerksam gemacht und jezt war er so gefällig, mir dasselbe persönlich zu überbringen. Bey dieser Gelegenheit kamen wir ganz natürlich auch auf die leztern Ereignisse zu sprechen. Die Rückerinnerung schien den Powulzko zu begeistern. „O meine Theure!“ rief er entzückungsvoll aus, „wie wenig ist doch der Mensch Herr über sich selbst, und wie thöricht ist es, Gefühle künftiger Augenblicke vorher berechnen zu wollen! Da ich das Glück hatte, Ihre Bekanntschaft zu machen, that

ich Ihnen ein Geständniß, mit einer Aufrichtigkeit, die auch den geheimsten Winkel meines Herzens entfaltete! und jezt muß ich es geradezu widerrufen, wenn ich anders diese Aufrichtigkeit nicht verleugnen will. Ich war so glücklich, wie Sie wissen, ein Stündchen in Mirandens Nähe zu seyn. Eine Zauberkraft hat sich meines Herzens bemächtigt. Das Bischen Eis, das mich zum Stoiker machte, ist vor Ihren Sonnenaugen in wenigen Augenblicken geschmolzen; die Liebe nähert sich mit Riesenschritten! ach! ich weiß nur ein Mittel, ihrer schrecklichen Tyranney zu entgehen, nur ein Mittel, mich vor der nahen Gefahr zu sichern, der unglücklichste Thor zu werden! und dieses Mittel ist eine schnelle Flucht. Ich muß die Residenz, ich muß Norden verlassen, so quaalvoll mir auch jeder Schritt werden wird, mit welchem ich mich entferne! Mir geht es wie einem Feldherrn, der seinen Feind nicht hinlänglich kennt, und sich allzusicher demselben nähert. Ich bin überwunden und um nicht zeitlebens in den drückendsten Fesseln zu schmachten, muß ich fliehen."

Ich muß es gestehen, diese Aeusserung überraschte mich so sehr, daß ich nicht wußte, was ich darauf antworten sollte. So viel ich mich entsin=

ne, so habe ich blos darüber gescherzt, weil ich dergleichen Krankheiten nicht für sehr gefährlich halte. Sie muß unterdessen doch ernstlich genug seyn, da er wirklich seinen Vorsaz ausführen will.

Miranda. (lächelnd) Der arme Narr! sollte er denn so gar schwer blessirt seyn? — (nach einigem Besinnen) Es wird schon ausser der Flucht noch einen andern Ausweg geben! — Powulzko kann noch ein brauchbarer Mann werden; ich würde ihn ungern verlieren.

Ursowena. Das sollte ich auch denken! — (mit einem bedenklichen Blick auf die Königin) Er wird sich doch noch besinnen?

(Der Minister Sutow erscheint; Ursowena tritt durch eine Seitenthüre ab)

Minister. (mit einer Verbeugung) Ew. Majestät hatten die Gnade, mich rufen zu lassen.

Königin. Ich möchte gerne das Arrangement der Bärenländischen Angelegenheiten beendigt sehen. Mein Entschluß ist gefaßt. Sie werden nach Ihrer bekannten Klugheit zur Ausführung desselben das Ihrige mit beytragen.

Minister. Und dieser ist?

Königin. Das unruhige Bärenland ins Kleine zu reduciren. Wir werden sonst auf keine

Weise die nöthige Ruhe und Ordnung herstellen.

Minister. Soll dieß mit oder ohne Zuziehung anderer Mächte geschehen?

Königin. Ganz natürlich mit Zuziehung anderer Mächte. Wir würden sonst diese Ruhe mit neuen noch bedeutendern Unruhen erkaufen. Wir haben jedoch nur zwey Puissancen hierzu nöthig. Die andern haben wir nicht zu fürchten, sie mögen übrigens sauer oder süß dazu sehen. (indem sie eine auf dem Tisch liegende Landkarte aufschlägt) Sehen Sie, hier ist Bärenland. Diesen Distrikt können wir, zum Arrondissement unserer Gränzen auf dieser Seite, unserm Norden einverleiben; jenen nimmt Austrazien und dieser hier wird dem Pryssus von Sandland sehr willkommen seyn. Das wenige Innere kann das Andenken eines ehemaligen Königreichs erhalten. Der König Perso wird nichts dawider haben; er bleibt doch nach wie zuvor ein Schattenkönig und die andern unruhigen Schwindelköpfe in Bärenland werden unsere Bayonette bekehren. — Ist dieß nicht der kürzeste Weg?

Minister. Ich weiß keinen kürzern. Auf diese Weise wird auch die Mühe, diesem

Reich die Ruhe zu verschaffen am sichersten bezahlt.

Königin. Sie mögen also die Sache mit den Ministern jener daben interessirten Mächte ins Reine bringen. Es wird wenig Schwierigkeiten haben, da ein jedes seinen Vortheil vor Augen sieht und keine von beyden Mächten geben, sondern blos nehmen soll. Eilen Sie dieses Werk zu vollenden ehe uns neue Begebenheiten in Thätigkeit setzen. Es ist jezt eine Zeit der Gährung, wo man jeden Augenblick auf Unternehmungen gefaßt seyn muß.

(Miranda begiebt sich an die Toilette, der Minister tritt ab)

Vierzigstes Kapitel.

Er hat sich besonnen!

Es scheint, als ob diejenigen Personen, welche das Glück vorzüglich mit seiner Gunst beschenkt, bey ihren Unternehmungen schon immer ein gewisses Vorgefühl von der Gewisheit eines glücklichen Ausgangs haben; unmöglich könnten sie sonst so furchtlos und zuversichtlich Dinge beginnen, die für andere Menschenkinder gewöhnlich größtentheils misglücken.

Powulzko hatte bey dem zweyten Schritt, den er in der Ausführung seines Plans that, so viel riskirt, daß ihm in der That kein schrecklicherer Streich begegnen konnte, als der war, wenn man ihm wirklich, seinem Gesuch gemäß, die Dimission bewilligte. Und gleichwohl war er so gutes Muthes und voll froher Hofnung, als ob er es ganz gewiß wisse, daß nichts anders als das geschehen könnte, was er wünschte. Hundert Andre hätten gleiche Hofnung hegen können, sie wäre gewiß unerfüllt geblieben; Powulzko

sah bald seine kühne Erwartung mit dem besten Erfolg gekrönt.

Wenige Tage darauf, als er um seine Entlassung nachgesucht hatte, wurde ihm von einem Bedienten der Königin ein versiegeltes Schreiben überreicht, welches das Hauptmannspatent enthielt. Er betrachtete dieß zwar für ein sehr günstiges Omen; allein, daß er damit hätte zufrieden seyn sollen, dieß kam ihm nicht in den Sinn. Daß er es jedoch für gut befand, dieses Avancement anzunehmen und sein Vorhaben, in auswärtige Dienste zu treten, aufzugeben, ist leicht einzusehen.

Diese Beförderung verschafte ihm Gelegenheit zu einer Unterredung mit der Königin. In dieser kam es zu Expektorationen, worauf eine Einladung zu einem geheimen Rendezvous erfolgte, nach welchem ihm schon so lange gelüstet hatte. Kurz, Powulzko wurde Zadros Rival und zwar der gefährlichste, der sich nur finden konnte.

Man will es zwar ganz gewiß wissen, daß Mirandens Absicht, in Ansehung des Powulzko, anfänglich sehr beschränkt gewesen und daß es nicht im Geringsten ihre Meynung war, denselben mit einer so vorzüglichen Gunst zu beglücken

als bisher Zadro genossen hatte. Allein Powulzkos Absichten waren desto grösser und seine List und Dreistigkeit, womit er zu ihrer Erreichung hinwirkte, kannten keine Gränzen. Er glich einem Vielfraß, der ein Stück nach dem andern verschlukt, ohne jemals gesättiget zu werden. Kaum hatte er ein ansehnliches Geschenk erhalten, so verlangte er schon wieder nach einem andern; kaum war er zu einer neuen Ehrenstelle erhoben, so trachtete er schon wieder nach einer noch höhern. Er kannte die schwache Seite seiner gekrönten Geliebten ganz genau und war habsüchtig genug, sie ganz zu benutzen. Noch nie hatte sich einer ihrer Lieblinge ihres Herzens in einem so hohen Grade zu bemeistern gewußt als dieser, so daß ihm beynahe alles möglich war. In kurzer Zeit stieg er zu einer Höhe empor, auf welcher vor ihm noch keiner stand. Nicht genug nach der Monarchin der Erste im ganzen Reiche zu seyn, sorgte er auch treulich dafür, daß er bald der Reichste wurde. Seine Schazkammer glich einem Schlund, der eine Tonne Goldes nach der andern verschlang, ohne je etwas wieder von sich zu geben. Anfangs kroch er wie eine Schlange, dann wurde er dreist, und endlich, da er den höchsten Gi-

pfel des Glücks erreicht hatte, gar impertinent. Mirandens Liebe zu ihm verschwand zwar nach und nach; allein die Furcht vor ihm wurde immer grösser. Er tyrannisirte sie im eigentlichsten Verstande; sie ertrug dieses größtentheils in Geduld und wenn sie ja dann und wann ein wenig aufbraußte, so lachte er darüber und that doch was er wollte.

Da Miranda nunmehro über die Jahre der blühenden Jugend hinaus kam; so wurden sihm ihre Umarmungen immer gleichgültiger und er scheute sich nicht, sich eine Maitresse zu halten. Die Ursache, warum sich die Königin die drückende Bürde, welche ihr durch Powulzko ward, nicht beyzeiten wieder vom Halse schafte, weiß man sich nicht wohl zu erklären. So viel ist gewiß, daß es unmöglich die Furcht vor ihm allein gewesen seyn kann. Freilich kamen auch bisweilen wieder lichte Augenblicke, wo beyde vollkommen mit einander harmonirten; allein es ist doch ausgemacht, daß Miranda in ihrem ganzen Leben nicht so viel Bitterkeiten zu erdulden hatte, als ihr blos diese Verbindung mit Powulzko gewährte. Mirandens gute Laune nahm dadurch auch sehr merklich ab — eine Veränderung, die

auf alle diejenigen Personen Einfluß hatte, welche in Ihrer Nähe lebten oder auch nur dann und wann ihren Umgang genossen.

Ein und vierzigstes Kapitel.

Wenn Kön'ge und Fürsten
nach Grösse nur dürsten;
so ist es nicht gut.
Dann trauern Gesetze
und schmelzen die Schätze;
dann fließet viel Blut!

Der Schimmer der Grösse
deckt zwar wohl die Blösse
dem schüchternen Blick;
Doch ist er auf immer
blos blendender Schimmer,
kein wirkliches Glück!

Ein jeder Mensch hat seine Freunde und Feinde. Er sey übrigens in Purpur oder in einen Bauerküttel gehüllt, mit einem blendenden Ordensband geziert oder durch eine Sclavenkette verunstaltet.

Der einzige Unterschied, der hier statt findet, gründet sich blos auf die grössere oder kleinere Anzahl derer, die ihn loben oder tadeln, wohlwollen oder verfolgen. Der Eine wird von mehreren gelobt, der Andere von mehreren getadelt.

Daß nun aber dieser Unterschied nichts entscheidet und bey weitem nicht die Richtschnur ist, nach welcher der eigentliche Werth eines Menschen richtig bestimmt werden kann, ist längst bekannt.

So wie überhaupt die Handlungen und Gefühle der meisten Menschen blos Werke des Augenblicks sind; so ist auch ihr Lob oder Tadel, womit sie Andere beehren oder beschimpfen, blos ein leerer Schall, dessen Bedeutung sie sich selbst sehr selten recht deutlich bewußt sind. Tausenderley ganz geringfügige, oft mit dem Werth oder Unwerth des Gelobten oder Getadelten nicht im Geringsten in Verbindung stehende Ursachen können sie zu ihren Urtheilen über Andere verleiten. So können auch deswegen die allermeisten Menschen keine competenten Richter dieser Art seyn, weil ihnen die dazu gehörigen Eigenschaften ganz fehlen. Unwissend und des meisten Guten unempfänglich loben sie nicht selten die verwerflichsten Dinge,

tadeln sie hingegen die besten Handlungen. Auch sind sie viel zu kurzsichtig, um den Täuschungen des Scheins zu entgehen und einen schlechten Kern nicht deswegen gut zu heißen, weil seine Schaale glänzt.

Es gehört in der That auch sehr viel dazu, Andere richtig zu beurtheilen. Daher wird der wahre Weise, dem dieses bekannt ist, nie so leicht über Andere ein entscheidendes Urtheil fällen; sondern immer, wenn es das Lob oder den Tadel eines Andern betrift, so bescheiden und vorsichtig als möglich seyn.

Nach diesen Prämissen werden wir uns eines entscheidenden Urtheils über die Nordische Königin Miranda billig enthalten müssen, so gute Gelegenheit wir auch übrigens hatten, sie während der Zeit ihrer merkwürdigen Regierung ziemlich genau zu beobachten. Sie hat sich viele Bewunderer erworben, welche voll Enthusiasmus ihr Lob in allen Welttheilen ausposaunten. Wir wollen dieses rauschende Tutti eben so wenig durch unsere Einstimmung vermehren helfen als wir uns geneigt finden, dasselbe durch unharmonische Töne zu stören, und zwar um so weniger, da es nicht an Personen fehlt, welche uns hierin schon

zuvorgekommen sind. Wir begnügen uns damit, das Hauptsächlichste aus Mirandens Lebenslauf unsern Lesern dargestellt und sie mit ihren vorzüglichsten Handlungen bekannt gemacht zu haben.

Miranda traf bey dem Antritt ihrer Regierung das Nordische Reich in einer sehr traurigen Lage an. Die ganze Staatsverfassung sowohl als alle einzelne Departements insbesondere, befanden sich in dem elendesten Zustande. Ganz besonders traurig aber sah es im Gebiete der Göttin Justitia aus. Es fehlte nicht nur ganz an vernünftigen Gesetzen, sondern auch die Art und Weise, wie man die Gerechtigkeit handhabte, war schrecklich. Einen Angeklagten zum Geständnisse zu bringen, kannte man nur ein Mittel und dieß war die Knute. War dieser hartnäckig und robust genug, die Hiebe unter anhaltendem Leugnen auszuhalten; so wurde die fürchterliche Knute gegen den Kläger gerichtet, und damit auf diesen so lange losgehauen, bis er seine Anklage als ungegründet wieder zurück nahm. Bey dieser ganz verdorbenen Verfassung stand es besonders um die persönliche Sicherheit sehr schlimm. Freyheit und Leben gehörten hier mit unter die unsichersten Güter. Unter den vorigen weiblichen Regierungen gab es

Günstlinge, die sich rühmen konnten, in einer Zeit von wenigen Jahren zwölftausend Menschen umgebracht und eben so viele ihrer Freyheit beraubt zu haben.

Niemand litt mehr hierbey als die niedern Stände. Diese drückte der fürchterlichste Despotismus. Miranda sah diese großen Staatsgebrechen und hatte den Willen, ihnen abzuhelfen. Bald nach ihrer Thronbesteigung veranstaltete sie in einer der größten Städte von Norden eine Art von allgemeiner Reichsversammlung, wobey von allen, ihrem Scepter unterworfenen Provinzen Deputirte erscheinen mußten. Sie sezte zugleich eine Kommission nieder, die neue Reglements abzufassen und sich dabey nach gewissen, von der Königin selbst verfertigten, Instruktionen zu richten hatte. Auf diese Weise erschien ein neues Gesezbuch, das freylich viele Mängel übrig ließ, ob man ihm gleich das gerechte Lob nicht versagen kann, daß es manches Gute enthält.

Bey dieser Verbesserung wurde besonders auf Policei und persönliche Sicherheit Rücksicht genommen. In Ansehung der leztern wurde ein eigenes Tribunal errichtet, welches die Benennungen Gewissensgericht oder Gericht der Billigkeit

erhielt. Der edle Beruf desselben war persönliche Sicherheit zu erhalten, das Schicksal unglücklicher Verbrecher zu mildern und bürgerliche Streitigkeiten gütlich beyzulegen.

Wie vortreflich! wie edel klingt dieses! Leider ist aber nur in unserer lieben Menschenwelt der Fall nicht selten, wo blos der schön klingende Name alles in allem ist.

Troz dieser, dem Anschein nach so lobenswürdigen, Verbesserungen fand der Despotismus, unter welchem besonders der Bauernstand schon lange seufzte, nach wie zuvor statt; der stolze Adel blieb in dem Misbrauch seiner usurpirten Rechte, dem Bauer blieb der eigene Güterbesitz verweigert, Frohnen, Abgaben und Strafen waren der Willkühr des Adels überlassen und der Bürgerstand wurde bey Besetzung der Stellen ganz hintangesezt.

Miranden war es freilich wirklich Ernst zu helfen; allein was kann der blose gute Wille zu einer Reforme bewirken, welcher sich eine Menge Hindernisse entgegen drängen und zu deren Bewerkstelligung die vereinigte Thätigkeit vieler dazu fähigen Personen so wie der anhaltendste Eifer, der ausdauerndste Muth gehören.

Die Regierung eines Reichs von einem solchen ungeheuern Umfang, die Verbesserung einer Staatsverfassung von einer solchen Beschaffenheit, war ein Werk von kolossalischer Grösse, und wenn nur einigermassen etwas Erkleckliches darin gethan werden sollte, so mußte das ganze Augenmerk blos hierauf gerichtet und alle andere Absichten auf Eroberungen, auf eitlen Ruhm und Vergrösserung, ganz aufgegeben werden.

Ach! wie wahr ist es doch, daß die bürgerliche Wohlfahrt eines Staats und die Vervollkommnung seiner Verfassung desto schwerer zu bewirken sey, je grösser er ist und daß der Durst nach Eroberungen und Grösse eine wahrhaftig glückliche Regierung verhindert und für Regenten und Unterthanen traurige Folgen hat! —

Auch auf das Kriegswesen richtete Miranda ihr verbesserndes Augenmerk und zwar mit einem glücklichen Erfolg und ohne die Soldaten zum Misvergnügen und Unwillen zu reitzen, wie dieß unter der vorigen Regierung geschehen ist. Der Ruhm ihres Militairs stieg und bald wurde es das furchtbarste des ganzen Welttheils.

Die Bevölkerung ihres Reichs stand mit dem Flächeninhalt in keinem proportionirten Verhält-

niß. Auch diesem Mangel suchte sie abzuhelfen, indem sie häufige Ansiedelungen veranstaltete und viele Fremde ins Land zog, worunter sich nicht wenige nützliche Personen und große Künstler und Gelehrte befanden.

Auch um Künste und Wissenschaften hat sie sich verdient gemacht. Sie veranstaltete und unterstüzte wichtige Unternehmungen, ehrte und belohnte sich auszeichnende Gelehrte und Künstler, stiftete Erziehungs- und andere zur Bildung der Künstler bestimmte Anstalten, so wie auch eine ökonomische Gesellschaft, verbesserte die öffentlichen Schulen und beschäftigte sich selbst mit schriftstellerischen Arbeiten.

Eben so war sie auch für die Verschönerung der Städte, besonders aber ihrer Residenz, thätig. Es ist zwar ein gewöhnlicher Fall, daß ruhmsüchtige Regenten viel auf die Baukunst verwenden, um das Auge des Reisenden auf sich zu ziehen und Bewunderung zu erregen. Allein man muß Miranden die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie nicht blos aus Stolz, sondern auch zum allgemeinen Besten bauen ließ. Hierher gehören Brücken, Canäle und mancherley andere Gebäude, die unter ihrer Regierung nicht nur in der

Residenz, sondern auch an andern Orten errichtet wurden, und welche die Bedürfnisse des Staats erforderten. Zu Pierrosburgs Vergrösserung und Verschönerung hat sie jedoch ganz besonders beygetragen. Daher das Sprichwort: Miranda hat Pierrosburg hölzern empfangen und wird es steinern zurücklassen.

Alle die Gebäude, welche auf Mirandens Veranlassung entstanden sind, zeichnen sich sehr vortheilhaft aus. Der sogenannte königliche Winterpallast, den die Königin gewöhnlich während der rauhen Jahreszeit, die aber in Norden von einer ziemlichen Dauer ist, bewohnte, hatte zwar sein Daseyn schon lange zuvor, indem auch seine Bauart das Zeitalter, in welchem er entstand, deutlich verrieth; allein die Zusätze, womit ihn Miranda vergrösserte, sind einzig in ihrer Art. Wir gedenken hier nur des einen Flügels, der unter dem Namen Eremitage bekannt ist und aus zwey abgesonderten sehr prächtigen Gebäuden besteht, welche durch bedeckte Gänge unter sich und mit dem eigentlichen großen Pallast in Verbindung stehen. Wenn sich Miranda hieher begab, so blieb gewöhnlich die Königin zurück: denn hier suchte man blos zwanglose Gesellschaft, Erholung und

Zeitvertreib. Hier war es also auch, wo sich jener vertraute Zirkel gewöhnlich versammelte. Einige Zimmer waren zu musikalischen Divertissements, einige zu Spielen mancherley Art, einige zum geistigen Genuß bestimmt. Zum Behuf dieses Lezteren fand man hier eine auserlesene Bibliothek, ein Kabinet von mancherley antiken und modernen Kostbarkeiten, so wie auch von seltenen Münzen und Medaillen, eine Gemähldegallerie und Kupferstichsammlung und mehrere andere merkwürdige Kunstprodukte. Einer der Höfe war zu einem Lustgarten umgeschaffen, der jeder Jahrszeit trozte, weil sein gewölbter Boden geheizt werden konnte. In einem mit Drath überzogenen Gesträuch wurden mehrere seltene Vögel unterhalten, die theils das Auge, theils das Ohr ergötzten und die oft das Glück hatten, ihr Futter aus Mirandens schönen Hand zu erhalten. Durch einen bedeckten Gang gelangte man in das Hoftheater, welches dem Uebrigen dieses Zaubertempels vollkommen entsprach und in welches gewöhnlich nur eine selbst gewählte Gesellschaft den Zutritt erhielt.

Nicht weniger merkwürdig ist Mirandens bestimmter Sommeraufenthalt, ein unweit der Residenz in einer sehr anmuthigen, durch kleine Hü-

gel und Waldungen abwechselnden Gegend gelegenes, mit geschmackvoller Pracht erbautes Lustschloß. Man hält dieses, in Ansehung der Pracht und des Reichthums an Kostbarkeiten aller Art, für das erste unter allen ähnlichen königlichen Gebäuden des Welttheils. Der dabey befindliche vortrefliche Garten ist voll der seltensten Merkwürdigkeiten. Zu diesen gehören unter andern ein kleiner Tempel, der eine auserlesene Sammlung antiker und moderner Statüen enthält, eine Einsiedlerey, die zum Speisen und andern Belustigungen bestimmt ist, ein prächtiges Bad, mahlerische Ruinen u. d. gl. Auch ist hier ein Tempel des Verdienstes zu finden, in dem Miranda mehrere Denkmäler merkwürdiger Thaten errichten ließ.

Man sieht hieraus, daß Miranda so ziemlich mit dem wahren Lebensgenuß bekannt war, und daß sie sichs angelegen seyn ließ, sich denselben zu verschaffen.

Ein so glückliches Loos gab ihrem Stolz und ihrer Eitelkeit immer mehr Nahrung. Sie war gewohnt, ihre Stimme überall geltend zu sehen und der Wahn, als ob ihre Macht unerschütterlich und unbesiegbar wäre, mußte unter diesen Umständen einen sehr leichten Eingang in ihr Herz finden.

So sehr ihr jedoch alles nach Wunsch gieng; so ereigneten sich doch auch während ihrer Regierung einige Begebenheiten, die sie heftig erschütterten und mächtig an das allgemeine Loos der Unvollkommenheit aller Sterblichen erinnerten. Eine derselben konnte besonders sehr bedeutende Folgen haben.

In einer der entlegensten Provinzen des Nordischen Reichs fand sich ein Mann, der ausser einer täuschenden Aehnlichkeit mit dem entthronten Pierro manche natürliche Vorzüge und sehr viel Muth und Tapferkeit besaß. Dieser erklärte sich öffentlich für den entthronten Pierro und fieng auf das ernstlichste an, seine Rechte mit dem Degen in der Faust geltend zu machen. Er erhielt bald einen beträchtlichen Anhang, der immer mehr zunahm. Mit diesem verheerte er einige Gegenden und schlug mehrere Angriffe, die man gegen ihn machte, so muthig als glücklich zurück. Miranda hatte anfänglich diese Sache als Kleinigkeit betrachtet; da dieser vorgebliche Pierro aber immer mächtiger wurde und dem Throne immer näher kam; so änderte sich diese ihre Meynung und sie war auf ernstlichere Gegenanstalten bedacht. Ein ansehnliches Corps mußte gegen den Rebellen mar-

schiren und erst nach einem langen Blutvergießen und dem hartnäckigsten Widerstand, entschied sich die Sache zu Mirandens Vortheil. Der Haufe der Unruhigen wurde zerstreut, ihr Anführer gefangen und ihm mit dem Leben die Lüsternheit nach einer Krone auf immer benommen.

Ausser dieser bedeutenden Insurrektion wurde Miranda noch durch eine zweyte beunruhigt, welche zwar auch glücklich aber doch mit einem Verlust von viele tausenden ihrer Unterthanen gedämpft wurde.

Zwey und vierzigstes Kapitel.

Fortuna nimium quem fouet, ſtultum facit.

Der ehemalige Gardelieutenant Powulzko war bis zum General Feldmarſchall, bis zum Schef der ganzen Nordiſchen Armee, bis zum Beſitzer mehrerer anſehnlicher Güter und eines baaren Schatzes von einigen Millionen, bis zum erſten Vertrauten der Monarchin und Reichsfürſten empor geſtiegen — ein Avancement, von welchem man glauben ſollte, daß es den Ruhepunkt für die Wünſche eines armen im Staube gebornen Menſchen gewähren müßte, da unter vielen Millionen Menſchen nur dann und wann einer unter einem ſolchen Glücksſtern gebohren wird. Allein für Powulzkos Stolz und unerſättlichen Durſt nach Reichthum und Gröſſe war dieſe, in ſo kurzer Zeit erklommene, ſehr bedeutende Höhe noch lange nicht hinreichend. Er dünkte ſich jezt auf ſeiner Carriere erſt in der Mitte zu ſeyn und hatte ſeine Blicke unverrückt auf ein noch weit glänzenderes Ziel gerichtet.

Miranda kannte den Charakter ihres ihr nach und nach mit zur Last werdenden Lieblings so ziemlich genau; von seiner ganz unzubefriedigenden Hab- und Vergrösserungssucht hatte sie aber doch noch keine richtige Vorstellung: denn sie glaubte nichts weniger als daß alle diese großen Vortheile und Vorzüge immer noch zu klein für ihn seyn würden. Zu ihrer nicht geringen Befremdung gereichte deswegen folgende Unterredung, die Powulzko einstmals zu veranlassen, dreist genug war.

Es war eben der Ausbruch eines Krieges mit jener Macht nahe, die vor einigen Jahren durch die Nordischen Waffen sehr gedemüthiget und um mehrere ansehnliche Provinzen ärmer gemacht worden war. Powulzko sollte an der Spitze der grossen Nordischen Armee in Verbindung mit einem mächtigen Alliirten den immer unruhigen Feind zur Raison bringen und, wo möglich, einem von Miranda entworfenen Plan zufolge, denselben ganz und gar aus dem Welttheil hinaus jagen.

Miranda hatte ihr Sommerpalais bezogen und befand sich an einem sehr schönen warmen Tag nach einem stärkenden Bad bey sehr guter Laune

in ihrer Einsiedeley. Hier lag sie in dem anmuthigsten Zimmer, in einem leichten Negligee auf einem elastischen Sofa, ihre Blicke auf ein Gemählde gerichtet, das den Jupiter und die Juno in der feurigsten Umarmung vorstellte. Durch diesen Anblick gereizt, mochte sie sich eben nach einem Jupiter sehnen, als sich die Thür öfnete und der Nordische Zevs hereintrat.

Miranda. (ohne ihre Lage zu verändern) Powulzko! betrachten Sie einmal dort jenes Gemählde, wo Jupiter und Juno ein Schäferstündchen feyern und sagen Sie mir aufrichtig, was es für eine Wirkung auf Sie hat.

Powulzko. (betrachtet eine Zeitlang das Gemählde und wendet sich dann gegen die Königin) Das Gemählde ist ein Meisterstück; der Künstler muß mit dergleichen Scenen sehr vertraut gewesen seyn! Uebrigens empfinde ich eine heimliche Freude, daß es doch noch einige Handlungen giebt, die die Bewohner der Erde den Bewohnern des Olymps nachmachen können. (läßt sich vor der Königin aufs Sofa nieder und tändelt mit ihren auf den halb entblößten Busen herabhängenden Locken) In dieser Funktion laß ich dem Jupiter nichts voraus; ich wünsche nur auch, ihm im Uebrigen gleich zu seyn — ein

Wunsch dessen Erfüllung blos von der Juno abhängt. (die Königin umarmend) Sie sind Juno! soll ich Jupiter seyn?

Miranda. (lachend) Für Augenblicke waren Sie es ja schon oft; wer wird es Ihnen wehren, auch für den gegenwärtigen Augenblick die Rolle des Jupiters zu spielen?

Powulzko. Sehr wohl, meine Theure! allein diese Rolle ist nur für eine so gar kurze Zeit. Ich möchte sie gerne auf immer spielen. Es giebt für Norden eine Juno, warum könnte es nicht auch einen Jupiter geben, der ihr im Olymp zur Seite säße und vereint mit ihr regierte?

Miranda. (aufmerksam) Sie haben sich auf einmal unter die Götter verloren und scheinen sich nicht wieder vom Olymp herab auf die Erde finden zu können. Ich weiß nicht, ob ich Sie recht verstanden habe und will deswegen meine Antwort zurück behalten. Sprechen Sie nun ohne Hülle, damit wir uns desto besser verstehen.

Powulzko. Ich habe Ihnen einen Vorschlag zu thun, meine Königin! der nicht etwa ein Werk des jezigen Augenblicks, sondern die Folge einer langen reiflichen Ueberlegung ist. Meine heutige

Erscheinung hat eigentlich die Absicht, Ihnen denselben zu eröfnen.

Miranda. (voll Erwartung) Und dieser ist?

Powulzko. (ruhig und gelassen) Kein anderer als der, mir Ihre Hand zu geben und unsere geheime Verbindung durch eine öffentliche zu bestätigen.

Miranda. (erhebt sich vom Sofa und tritt ans Fenster — überrascht) Ich soll mich mit Ihnen vermählen?

Powulzko. Ja! Sie bleiben Königin, wenn Sie auch meine Gemahlin sind und mir ein Plätzchen auf dem Thron einräumen.

Miranda. Dieser Antrag kommt mir ganz unerwartet, Powulzko! Ich kann Ihnen nichts darauf antworten als daß es mir gar nicht in den Sinn kommt, mich mit irgend jemand zu vermählen. Ich wüßte auch nicht eine einzige Ursache, die mich zu einem solchen Schritt verleiten könnte. Auch auf Ihrer Seite sehe ich keine Vortheile, die Ihnen durch die Annahme dieses Vorschlags werden könnten. Einst war es in Norden freilich nichts Ungewöhnliches, daß sich die Monarchinnen Männer, selbst aus dem niedrigsten Stande, antrauen liessen, denen sie eine Stelle im

Ehebette einräumten. Allein diese Zeiten sind vorbey, das heutige Norden ist das alte nicht mehr. Denken Sie einmal an die Königin Aura zurück. Diese hatte einen Ehemann; allein würden Sie sich wohl das Loos desselben wünschen? Sind Sie nicht in Ihrer jetzigen Lage über alle Vergleichung mit demselben hinaus. Jener war im Grunde nichts als Aurens Sclave, der ohne Bedeutung und unbemerkt in der größten Dunkelheit lebte. Sie stehen zunächst an dem Thron auf der ersten Stufe im ganzen Reich, haben einen Ueberfluß an Ehre und Geld, jedes meiner Zimmer steht Ihnen offen, jeder Genuß ist Ihnen erlaubt. Wie wäre es möglich, daß Sie noch nach dem blosen Schein lüstern seyn könnten, da Sie das Wirkliche schon in vollem Maase besitzen?

Yowulzko. Sie verstehen meine Forderung nicht ganz, wenn Sie glauben, daß ich blos nach dem Schein lüstern bin. So wenig ich jezt jenem elenden Sclaven gleiche, so wenig wünschte ich dieses auch dann, wenn Sie mich zu Ihrem Gemahl bestimmten. Eine jede Rolle, die ich einmal übernehme, spiele ich gerne ganz. Wer kann es hindern, daß ich wenigstens für Norden als Kö-

nig auftrete, wenn Sie mir die Rechte des Ehemanns einräumen?

Miranda. (unwillig) Powulzko! meine Gnade hat Sie berauscht. Ich werde künftig sparsamer gegen Sie seyn, damit Sie wieder nüchtern werden.

Powulzko. (empfindlich) Verzeihen Sie, daß ich einen Vorschlag wagte, der wider meine Vermuthung ihren Beyfall verfehlte. Ich glaubte mich Ihrer Hand würdig gemacht zu haben.

Miranda. Ich verkenne Ihre Verdienste nicht; allein Sie müssen auch nicht mehr wollen als ich geben kann. (ihn freundlich auf die Schulter klopfend) Lassen Sie uns ferner auf dem alten Fuß bleiben! Wir werden uns beyde dabey am besten befinden.

Powulzko. Ich muß es glauben.

Man brach auf einmal von diesem Gegenstande ab, und unterredete sich über den nahen Feldzug. Powulzko besaß eine ziemliche Fertigkeit in der Verstellungskunst; allein dießmal gelang es ihm doch nicht, es ganz zu verbergen, daß seine Galle aus ihren Gränzen getreten war. Seine gefällige Freundlichkeit, die er affektirte, wurde

schon deswegen sehr verdächtig, weil sie zu groß und auch überdieß an ihm seit langer Zeit etwas ganz ungewöhnliches war. Seit seiner großen Erhöhung hatte er nicht selten Augenblicke, wo ihn starke Anwandlungen von den Launen eines seine Würde fühlenden Eheherrns überfielen, die ihn bisweilen zu einem sehr ungalanten Benehmen gegen Miranden verleiteten. Leztere ertrug solches gewöhnlich mit einer nachgebenden Schonung, die man mit ihren übrigen Eigenschaften nicht wohl zusammen reimen kann.

Powulzkos gegenwärtige üble Gemüthsstimmung, die sehr sichtbar durch seine erzwungene Gefälligkeit blickte, beunruhigte die Königin nicht wenig. Sie gab sich alle Mühe, ihm das Bittere seiner getäuschten Hofnung zu versüßen und eröfnete ihm besonders in Ansehung eines glücklichen Endes des bevorstehenden Kriegs eine glänzende Aussicht, um nur wenigstens seinem Stolz ein Opfer zu bringen und ihm den Wahn zu benehmen, als ob sie sich in ihren Gesinnungen gegen ihn geändert habe.

Miranda wollte den Powulzko nicht gerne mit dem heimlichen Groll im Herzen ins Feld ziehen lassen. Sie war vorsichtig und scharfsehend ge-

nung, im Voraus die Folgen zu berechnen, die oft ein an sich ganz unbedeutender Umstand für die Zukunft haben kann. Powulzko zog an der Spitze einer furchtbaren Armee aus, und von einem Charakter, wie der seinige war, ließ sich alles fürchten. Freilich konnte sie zu ihrer Beruhigung ganz andere Maasregeln ergreiffen; allein auch die größten Menschen haben ihre Schwachheiten und Miranda machte hierin ganz natürlich keine Ausnahme. Sie bot die weniger Tage vor dem Abmarsch noch alle ihre Kräfte auf, alle Strahlen ihrer Gnadensonne auf den Feldherrn fallen zu lassen, mahlte ihm jene eröfnete Aussicht immer reizender vor, opferte seinem Geldgeiz einige sehr ansehnliche Summen und ließ ihn mit einem Glanz ins Feld ziehen, den sich selbst der ruhmsüchtigste Monarch nicht grösser wünschen kann.

Powulzko wurde dadurch, dem Anscheln nach, zufrieden gestellt und zog, zu Mirandens Beruhigung mit der besten Laune und unter der Versicherung der treusten Erfüllung seiner Pflichten ins Feld.

Drey und vierzigstes Kapitel.

Wer mit Vernunft betracht't den flücht'gen Lauf der
Zeiten,
der zagt im Unglück nie, der frevelt nie in Freuden.
Des Sclaven Kette bricht, des Königs Stern ver-
schwind't,
Des Lebens Gauckelspiel gleicht einem Rauch im
Wind! —

Nordens Feinde erschienen dießmal auf dem Kampfplaz in einer ungeheuren Menge und mit den erbittertsten und rachgierigsten Herzen. Das Andenken an den erlittenen großen demüthigenden Verlust grollte in ihrem Innern und machte, daß sie zähneknirschend und voll Wuth dem Kampf entgegen eilten. Eben diese Mächte, welche das vorige Kriegsfeuer mit anbliesen, ließen sichs jezt wieder sehr angelegen seyn, Nordens Feinde aufzuhetzen und den Ausbruch eines Kriegs zu befördern, der einen zweyten Versuch, die große Miranda klein zu machen, zur Absicht hatte.

Diese war doch so wenig geneigt, sich irgend eine Verkleinerung gefallen zu lassen, daß sie vielmehr darauf umging, durch diesen Krieg eine der kühnsten und merkwürdigsten Unternehmungen auszuführen, die einzig und allein auf eine neue ganz ungeheure Vergrösserung ihrer Macht und ihres Reichs abzielte. Sie stellte ihren Feinden deswegen ein eben so zahlreiches als muthiges Heer entgegen, und hatte überdieß noch einen mächtigen Alliirten auf ihrer Seite, dessen große und furchtbare Armee ebenfalls auf dem Kriegstheater erschien. Die Erbitterung war auf beyden Seiten schrecklich und jeder Sieg, den die eine oder die andere Macht erhielt, kostete Ströme von Menschenblut.

Ein Detail dieses Kriegs liegt ausser unserer Sphäre; er war reich an höchst interessanten Auftritten und merkwürdig in der neuern Staatengeschichte. Die Göttin Bellona blieb ihrer Lieblingin Miranda getreu; sie war jedoch jezt mit ihrer Begünstigung etwas kärglicher als zuvor. Miranda blieb zwar Siegerin; allein ihr großer, viel umfassender Plan mußte größtentheils unausgeführt bleiben. Sie endigte diesen Krieg nicht nur mit wenigern Vortheilen als den erstern,

sondern es hatte sich auch während demselben ein neuer Feind von einer andern Seite auf das Kriegstheater gedrängt, der seine Rolle meisterhaft spielte, Mirandens stolze Sicherheit heftig erschütterte und ihren Siegersruhm beynahe verdunkelte.

Diese einigermassen unglückliche Katastrophe fiel der eitlen Königin desto mehr auf, je ungewohnter ihr dergleichen Ereignisse waren und je kleiner und unbedeutender bisher dieser neue Feind in ihren Augen gewesen war.

Fürst Powulzko hatte mit diesem neuen Feind nichts zu thun. Er stand an der Spitze derjenigen Armee, die auf der andern Seite glücklicher gefochten hatte. Die erhaltenen Siege hatten ihn berauscht. Seine Herrschsucht kannte keine Gränzen mehr; das Gefühl einer Abhängigkeit wurde ihm immer unerträglicher; er hatte während diesem Krieg, als Mirandens erster Vertrauter und Feldmarschall, ein ziemliches plein pouvoir besessen und sich dadurch immer mehr an ein eigenmächtiges, willkührliches Benehmen gewöhnt. Sein Feldlager glich dem Hofstaat eines asiatischen Königs und sein Appetit nach einer Krone war aufs Höchste gestiegen. In seinen Wünschen immer kühner war er dreist genug, einigemal ge-

rade das Gegentheil von dem zu thun, was die Königin haben wollte, und im Taumel seines Glücks vergaß er sich bisweilen so sehr, daß er die verdächtigsten Gesinnungen laut äusserte und sich das Air eines souverainen Heerführers gab. Seine Berichte an die Monarchin waren in einem Ton abgefaßt, der das Mißtrauen, welches sich seit einiger Zeit in ihr Herz eingeschlichen hatte, noch vermehrte; sie wurden immer seltener, und es schien als ob sie der souveraine Feldmarschall endlich gar für überflüßig hielt. Hierzu kam nun noch der Umstand, daß Miranda wegen mehreren eingetretenen Hindernissen ihr gegebenes Versprechen nicht erfüllen konnte und also dem Powulzko eine Ordre ertheilen mußte, die garadezu wider den entworfenen Plan und die ihm eröfnete glänzende Aussicht war.

Als Powulzko diese erhielt, gerieth er in die größte Wuth. Es war eben einer seiner Adjutanten bey ihm; kaum konnte er sich so lange mäßigen bis dieser abgefertigt war. So bald er sich entfernt hatte, zerriß er Mirandens Schreiben und schwur, sich einem Ziel mit Gewalt zu nähern, das man ihn auf dem Weg der Güte nicht erreichen lassen wollte.

Miranda war vorsichtig genug, seit einiger Zeit ein wachsameres Auge auf den entfernten Powulzko zu richten. Sie hatte zu dem Ende einen ihrer Vertrauten zur Armee abgesendet, der sich unter einem scheinbaren Vorwand immer in der Nähe des Feldmarschalls aufhalten mußte, ingeheim aber den Auftrag hatte, auf alle Handlungen und Aeusserungen desselben genau acht zu geben und der Monarchin davon Rapport abzustatten.

Durch diesen hatte die Königin schon manchen bedeutenden Wink erhalten, wodurch ihre heimliche Furcht vor dem unruhigen und unersättlichen Powulzko nicht wenig vermehrt wurde. Sie glaubte daher, daß es nunmehro höchste Zeit sey, zur Unterdrückung eines Uebels, das sehr gefährlich werden konnte, die ernstlichsten Maasregeln zu treffen. Noch vor dem wirklichen Erfolg des Friedens schrieb sie ihrem Feldherrn, daß er das Commando auf einige Zeit einem Andern übergeben und sich so schleunig, wie möglich, in die Residenz zurück begeben sollte, weil gewisse Umstände eine mündliche Unterredung mit ihm höchst nöthig machten.

Powulzko erhielt dieses Schreiben; allein er blieb bey der Armee. Statt seiner eigenen Person kam blos eine kurze Antwort von ihm zurück, in welcher er der Königin meldete, daß er für äusserst nothwendig hielt, jezt an der Spitze der Armee zu bleiben.

Diese große Impertinenz kam Miranden so unerwartet, daß sie dadurch in eine ausserordentliche Alteration versezt wurde. Sie verschwieg jedoch weislich die eigentliche Ursache derselben. Nachdem sie sich wieder erholt hatte, ließ sie eine ihrer vertrautesten Hofdamen zu sich rufen, die in dem Ruf stand, daß sie in der Intriguen- und Kabalenkunst ausgelernt habe. Beyde begaben sich in das geheime Kabinet und als sie wieder heraus traten, ruhte auf Mirandens Angesicht der Schein der Heiterkeit und Ruhe.

Einige Zeit darauf langte ein Courier mit der Nachricht in der Residenz an, daß Fürst Powulzko auf dem Marsch von einer heftigen Colik überfallen worden und plötzlich gestorben sey.

Vier und vierzigstes Kapitel.

Pallida mors aequo pulsat pede pauperum tabernas
Regumque turres. — — — — —

Miranda war nun schon über den Sommer ihres Lebens hinaus; und obgleich die Bedürfnisse der jüngern Jahre größtentheils mit ihr ins Alter übergingen; so schien ihr doch ein förmlicher Liebhaber in der Maase, wie es Powulzko, Zadro und Consorten gewesen sind, nach und nach mit entbehrlich zu werden.

Diese Stelle blieb also vor der Hand vakant oder sie wurde vielmehr mit mehreren Subjekten zugleich besezt, die aber insgesamt Miranden nicht so viel leisteten als Powulzko allein.

Nordens Grösse und Macht hatte durch diesen Krieg wieder einen sehr bedeutenden Zuwachs erhalten. Leider wär aber dieses ungeheure Reich, das nicht nur sein Umfang, sondern auch seine Macht auf die erste Stufe der politischen Rangleiter erhob, für die unbegränzten Wünsche seiner Monarchin noch immer viel zu klein. Da Mirandens Lieblingsplan gescheitert und auf jener Seite einer weitern Ausdehnung des Nordischen

Gebiets und ihrer Herrschaft ein festes Ziel gesezt war; so richtete sie ihr Augenmerk auf andere Gegenden und vorzüglich auf das angränzende schon so sehr beschnittene Bärenland, in welchem der alte Geist des Patriotismus und der Vaterlandsliebe wieder anfing zu spucken. Miranda nahm sich vor, diese Spuckereyen zu vertreiben und verursachte dadurch mehrere schreckliche Auftritte, wobey ungemein viel Menschenblut vergossen wurde.

Das geschwächte Bärenland konnte Mirandens mächtigem Arm in die Länge nicht widerstehen; es mußte sich bald auf Diskretion ergeben. Der Schattenkönig Perso verlor seine Krone und Bärenland seine politische Existenz.

Miranda genoß diese neuen Acquisitionen nur kurze Zeit; denn das Ziel ihrer glänzenden Laufbahn hatte sich genähert. Eben hatte ein sehr merkwürdiges politisches Ereigniß die Aufmerksamkeit des ganzen Welttheils auf sich gezogen und jedermann war voller Erwartung auf den dunkeln Ausgang desselben, als Miranda auf einmal vom großen Schauplaz der Menschenwelt abtrat. Ihr Ende kam ihr, so wie vielen Andern, unvermuthet. Sie wurde an einem Vormittage in einem an ihr Zimmer anstossenden Kabinete todt gefunden.

8°
LD
Albrecht
1798

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Albrecht, Johann Friedrich Ernst,

Miranda, Königinn im Norden, Geliebte Pansalvins

[Erfurt] 1798

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 36
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11259111-6
VD18 12306983-001